
D
1
A7
v.3
:1-39
1812

Archiv f. gesch,
Statistik, ~~Kunde~~
literatur u.
Kunst. Vienna
1-19 1810-28||

1-8 as:

superseded by
Neues archiv f. gesch
staatenk, lit u. kuns

1-3?

Archiv

für

Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Dritter Jahrgang,

1812.



Wien,
gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß.

Inhalts-Anzeige des dritten Jahrgangs

des

Archivs für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Inhalts-Anzeige des dritten Jahrgangs

des

Archivs für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

„Und wie sie mir zuerst erschien
Da erst bekam ich eine Seele,
Und sank vor ihr anbethend hin,
Doch sprach's in mir nicht: Die erwähle.
Verschwunden war des Jünglings Muth,
Die Blicke hörten auf zu leuchten,
Und vor der stolzen Sonne Gluth
Die andern Sternlein all erbleichten."

„Zu schön ist dieser edle Bau,
Zu jugendlich der Schmelz der Glieder,
Zu sanft verklärt der Augen Blau
Selbst dem Beredtesten der Lieder.
Dem Licht vergleich' ich nur das Licht
Für sie ist jedes Bild verloren:
Doch ach! für einen Minstrel nicht,
Für einen Thron ist sie geboren."

„Und unter dieser Schwanenbrust
Welch adlich Herz birgt da sein Feuer.
Auf diesen Lippen blüht sich Lust
Gehüllt in zarten Purpurschleyer.
Und wenn die süße Lippe spricht
Da klingt Musik in Aller Ohren:
Doch ach! für einen Minstrel nicht,
Für einen Thron ist sie geboren."

„Die sammtne Hand, in jeder Kunst
Geübt, weiß auch mit ernsten Waffen
Der nackten Armuth hohe Gunst,
Dem Frevler Züchtigung zu schaffen.
Dieß Auge, das in Thränen bricht,
Hat auch dem Lächeln zugeschworen,
Doch ach! für einen Minstrel nicht,
Für einen Thron ist sie geboren."

„Drum will ich vor der Herrscherinn
Unbethend nur mich niederbeugen,
Nicht ihren Reitz und hohen Sinn,
Doch ihren Nahmen streng verschweigen.
Nur schau'n darf ich der Sonne Licht
Vor dem die Sternlein sich verloren;
Denn ach! für einen Minstrel nicht,
Für einen Thron ist sie geboren!"

Der Sänger schweigt und tiefe Stille säumt
Und staunet nach des Liedes Silberschwingen
Und auf der Damen Stirn ein Wölkchen keimt
Die Ritter nur mit Fragen ihn umringen:
Wer seine Göttinn sey? ob er geträumt
Von ihr vielleicht und all den Wunderdingen?
Doch ihn bewegt der Hohn, die Bitte nicht,
Nur ruft er: „Wahrheit sang ich, kein Gedicht!"

Der Kaiser läßt den Minstrel näher kommen
Und spricht zu ihm: „Dein Lied hat uns erfreut,
Und deine Kunst für dich uns eingenommen,
Die Funken die du freundlich ausgestreut
Sie sind zu schönem Licht in uns entglommen,
Nimm dieses Zeichen meiner Dankbarkeit,
Die goldne Kette, die ich selbst getragen,
Soll aller Welt, wie ich dich ehre, sagen."

„Doch sträube nun nicht länger dich, mein Sohn,
Und nenn' uns der gepries'nen Göttinn Nahmen,
Denn säße sie auch auf dem höchsten Thron
Des Sängers Lied' entehret nicht die Damen.
Führwahr du trägst des Festes Preis davon,
Doch gib uns auch zu deinem Bild den Rahmen.
Der Minstrel beugt sich vor dem Herrscher tief
Und weckt das Lied, das auf den Saiten schlief:"

„Ich will sie nennen, die ich sang,
Ich will mit einem Ton umfassen
Das Herrlichste, was je entsprang,
Seit Engel lieben, Menschen hassen,
Das Lieblichste, was je gelang
Der Mutter-Erde, Künstlerhänden,
Das Schönste, was ein Herz durchdrang,
Seit Herzen sich zur Schönheit wenden."

„Dem Fürsten Heil, der sie umschließt
Im keuschen, ehlichen Vereine,
Dem Fürsten, der Cymburgen küßt,
Die Angebethete, die Reine!
Zieht an der Weichsel Ufer hin,
Und lernt die Fürstentochter kennen,
Und liegt erstummt auf euren Knien
Und fühlt in meiner Gluth euch brennen."

Der Sänger neigt sich, und verläßt den Saal,
Doch Herzog Ernst fühlt seines Herzens Tiefen,
Urplötzlich hell, wie von des Blitzes Strahl.
Gefühle, die wie zarte Kinder schliefen.
Zu sehr beschützt von seines Busens Stahl,
Erwachten rasch in ihm, und Engel riefen
Ihm lächelnd zu: Es grünt der Hoffnung Reis,
Frischauf! die Schönheit ist der Stärke Preis.

Es zieht ihn fort aus den geschmückten Reihen,
Ins Freye drängt der innre Aufruhr ihn,
Dem dunklen Himmel will er Sterne leihen,
Die Erd' umfahn, die nie so hold ihm schien.
Er ahnet schon des höchsten Glückes Weihen
Zum ersten Mahl sagt er sich selbst: Ich bin!
Und mit erhöhter Gluth auf Stirn und Wange
Gibt er sich lässig hin dem süßen Drange.

Schon lieget Kostnitz hinter ihm; es glänzt
Entgegen ihm der sanftbewegte Spiegel
Des Bodensee's, von Eichennacht umkränzt,
Und mahlerisch umgibt ihn Thal und Hügel.
Durch Räume hin, die keine Nacht begränzt
Irrt seine Sehnsucht mit gelös'tem Flügel,
Und mit des Adlers stürmischer Gewalt
Raubt sie für ihn die blühende Gestalt.

Und auf den See geheftet seine Blicke,
Und nun zum heitern Himmel sie gekehrt,
Erfleht er sich ein Zeichen vom Geschicke
Daß ihm zum Weib die Holde sey beschert.
Da löst am Ufer sich ein Kahn vom Stricke
Das Segel schwillt und leicht und fröhlich fährt
Mit günst'gem Wind der Fischer auf dem Nachen
Tief in die Wogen, die am Bord sich brachen.

Und kaum er froh den höhern Wink erkannt,
Da hört er's rauschen über sich im Laube
Und, gleich als käme sie von ihr gesandt,
Auf seinen Arm herabflog eine Taube
Und als er sie, von Freuden übermannt
Ans Herz drückt, siehe! der Rest von ihrem Laube
In ihrem Schnabel, hoffnungsvoll für ihn
Ein grünes Zweiglein freundlich ihm erschien.

Und plötzlich röthet sich die dunkle Ferne,
Der Hain erwacht, die Wipfel sprechen schon,
Erbleichend ziehn hinab zum See die Sterne
Den Morgen grüßt der Lerche froher Ton.
Und wunderlieblich, wie aus dunklem Kerne
Die purpurrothe Blume drängt der Mohn
Entwickelt sich der junge Tag dem grauen
Gewölk, und sieht sich an und läßt sich schauen.

Und hoher Freud' in seinem Herzen voll
Begibt sich Ernst zurück in die Gemächer
Der Burg, wo noch der laute Jubel scholl
Und das Geklirr verschwenderischer Becher,
Doch er versagt der Freude seinen Zoll
Verbirgt sein Herz dem nimmer müden Köcher.
Und geht vorüber an den bunten Reih'n
Dem Kaiser seinen letzten Gruß zu weihn.

Wie, Herzog Ernst, ihr wollt uns schon verlassen?
Rief Sigismund, „wollt fliehen diesen Ort
Wo brüderlich die Brüder sich umfassen,
Bekehrt, versöhnt wie durch ein Zauberwort;
So jung, und doch wollt ihr die Freude hassen?
O weilet noch in ihrem sichern Port!
Doch von der Liebe mächt'gem Hauch durchflossen
Hat Ernst zu fest den Ritterzug beschlossen.

Ein ernst Geschäft, so spricht er, ruf' ihn ab
Und zwing' ihn, stracks in sein Gebieth zu eilen
Um mit der Herrschaft allgewalt'gem Stab
Des Aufruhrs Wog' entschlossen zu zertheilen.
Dann ging es fort im raschen heissen Trab,
Als flög' er hin zu Herkuls fernen Säulen.
Nur ein verschwiegner Knech' begleitet ihn;
So trägt ihn Lieb' und Glück nach Pohlen hin.

Hier thront in Krakau's altem Königssitze
Uladislaus Jagello's heil'ge Macht,
Nach Ost und Nord verschleudernd seine Blitze
Den Erdkreis zu besiegen kühn bedacht.
Im Rathe schlau, wie an des Heeres Spitze,
Der Liebe hold, den Freuden und der Pracht.
Doch überstrahlt die Schönheit seiner Nichte
Des Hofes Glanz und schmeichelnde Gedichte.

Von Prunck entkleidet, still und unbekannt
Naht Herzog Ernst Cymburgens Zauberkreise,
Da fühlt er Sinn und Herz und Geist entbrannt,
Und schmählet kalt des Minstrels glüh'nde Weise,
Der goldne Schlummer ist von ihm verbannt.
Sein ganzes Wesen tritt aus seinem Gleise
Von Furcht und Schmerz und Hoffnung hart gequält
Ist's nur ihr Blick, der wieder ihn beseelt.

Und nicht die Jagd und nicht ein Ritt ins Freye
Nicht seines Hauses Glanz erheitert ihn;
Ob sie gerührt sich eines Blümchens freue,
Ob ihrs behag' auf Weidmanns Lust zu ziehn,
Ob ihr Gefühl in Trübsal Perlen streue,
Ob Wölkchen jetzt auf ihre Stirne fliehn;
Zum Lächeln jetzt die Lippen sanft sich theilen,
Nur dieß kann ihn verwunden oder heilen.

Von Ferne folgt er ihren Schritten nach.
Sie sucht allein des Gartens kühle Schatten
Sie weilet träumerisch am klaren Bach
Wo Erlen sich mit schwanken Pappeln gatten.
Da wird in ihm der Muth der Liebe wach,
Die tausend Zungen blöder Scham ermatten,
Der Hoffnung Zauberruf durchklinget ihn,
Und Liebeglühend tritt er vor sie hin.

Die Fürstinn macht des Fremdlings Schönheit staunen,
Zum ersten Mahl fühlt sie in sich ein Herz,
Fühlt weggebannt des Frohsinns bunte Launen
Und auf der schönen Lippe stumm den Scherz.
Doch fürchtet sie den Kühnen; Zweifel raunen
Ihr in das Ohr: sey kalt und streng, wie Erz!
Sie schreyt voll Angst, und ihre Zofen kommen,
Den Fremdling hat der Hain in Schutz genommen.

Doch überall verfolget sie sein Bild,
Die Heldenstirn, der Blicke sanftes Feuer,
Die troz'ge Lipp' um die ein Lächeln spielt,
Der süße Ton, der zitternd erst, dann freyer
An ihre Seele schlug, die Locke wild
Im üpp'gen Fall; — umhüllt vom stillen Schleyer
Geheimer Sehnsucht denkt sie tiefgerührt
Des Holden, den das Glück ihr zugeführt.

Doch schämt sie sich jungfräulich stolz der Flammen,
Die schnell empor gelodert in der Brust,
Und will erzürnt mit strengem Sinn verdammen
Des wachgewordnen Herzens einz'ge Lust.
Sie ruft ihr stattliches Gefolg zusammen
Und will der eignen Wunde wohl bewußt,
Auf kühner Jagd, durch wüth'ger Thiere Wunden
Den weichen Sinn erfrischen und gesunden.

Das Horn der rüst'gen Jäger schallt,
Und rasselnd dringts durch Buschwerk und Gehege,
Vom Anstand lauter Ruf zum Anstand hallt,
Der Rüde bellt, der Treiber bahnt die Wege.
Die Rosse schnauben stampfend durch den Wald,
Und plötzlich wird es allenthalben rege,
Und speyt aus weitem Rachen, wild und graus
Viel tausend Ungeheuer zürnend aus.

In weichere Gedanken zu verloren
Vergißt die Fürstinn ihrer Weidmannspflicht
Der barsche Lärm dringt kaum zu ihren Ohren
Der sich am Fels in grelle Trümmer bricht
Sie glaubt sich nur für andre Lust geboren
Und denkt der Jagd und ihrer Freuden nicht,
Verlaßner fühlt sie sich, als sonst, gequälter,
Und überläßt sich trauernd ihrem Zelter.

Zerstreut ist ihr Gefolg im weiten Hain
Und sie bemerkts und freut sich deß im Stillen;
Der Rasen lädt sie hier zur Ruhe ein —
Soll sie die stumme Bitte nicht erfüllen?
Sie springt vom Pferd herunter, das im Freyn
Sich bäumt und tanzt gleich einem zarten Füllen,
Dann setzt sie sich gedankenvoll ins Grün,
Und läßt vor sich des Fremdlings Bild erblühn.

Da stürzt verscheucht von seiner fernen Stätte
Aus dem Gestrüpp' ein ungeheurer Bär;
Cymburge siehts, springt auf vom Rasenbette,
Und fliehet bald; bald setzt sie sich zur Wehr;
Und schleudert ihres Spießes eherne Glätte
Aufs Unthier ab, und athmet bang und schwer,
Und schreyt voll Angst, als grimmig ab der Wunde
Das Ungeheur ihr naht mit offnem Schlunde.

[illegible] eines Sprungs ists schon zu ihr heran,
Und droht die zarten Glieder zu verschlingen,
Da stürmt aus dem Gebüsch ein junger Mann
Herbey, im Jägerkleid, mit raschen Sprüngen
Und wagt es, ohne Furcht vor Klau und Zahn,
Geschmeidig mit dem Ungethüm zu ringen,
Und faßt den Speer und treibt mit kühner Kraft
Ihn in des Unthiers Leib bis an den Schaft.

Und allgemach ins Leben wiederkehrend
Erkennt die Fürstinn ihren Retter nun,
Es ist der Fremdling! O wie sanft verklärend
Die holden Augen auf dem Jüngling ruhn
Cymburgens Furcht und Schweigen schüchtern ehrend
O, wie entzückt an ihm sie Wort und Thun!
Sie läßt von ihm sich zu dem Zelter tragen
Und wagt es nicht — und möchte viel doch fragen.

Horch auf, da schallt der Hörner lauter Klang
Da kömmts herbey von Waldes fernen Enden
Und ruft und klirrt und jagt die Wies' entlang
Wohl lustig an des Haines grünen Wänden.
Gefunden ist die Fürstinn, die sie bang
Gesucht, von ihr Gefahr und Noth zu wenden,
Doch im Gefolg, das wieder sie umgibt,
Vermißt Cymburge schmerzlich den sie liebte.

Sie fragt sich selbst: „Wer ist der Wunderbare,
Der segnend gleich dem Himmel mich umschwebt?
Wer sendet ihn, daß er mich treu bewahre
Wenn des Verderbens Schlinge mich umwebt!
Warum erzittr' ich, wenn das offne, klare
Geistvolle Auge sich zu mir erhebt?
Will er auf ewig meinem Dank entfliehen —
Welch andrer Reitz mag dann zu mir ihn ziehn."

So sinnend kehrt sie in die Stadt zurück
Und birgt in sich die quälenden Gedanken.
Uladislaus erfährt der Rettung Glück
Doch nicht den Retter, fürstlich ihm zu danken.
Denn Ernst verbirgt sich jedem Späherblick.
Denkt nur des Lichts, das seine Augen tranken,
Des süßen Lichts, das hoffnungsreich für ihn
Aus holden Sonnen ihm so freundlich schien.

Die Stadt hat sich gefüllt mit edlen Gästen,
Herbeygeströmt ist aller Lande Zier
Zu Ladislaus weit kundgewordnen Festen,
Des nächsten Tages stattlichem Turnier
Und waffenlust'ge Jugend eilt von Westen
Und Ost und Süd und Nord heran, um hier
Des Armes Kraft in ernstem Spiel zu zeigen,
Und sich zu schmücken mit des Lorbeers Zweigen.

Cymburgen nur floh diese Nacht der Schlaf
Mit tausend Bildern rangen die Gefühle
Und noch des Frühroths erste Rose traf
Sie wach und traurend auf dem seidnen Pfühle
Da schwebt' ein Traum, der Sinne treuer Sklav,
Zu ihr herab, so wie des Abends Kühle,
Wenn schon der Mond durch dünne Wolken schaut
In Blumenkelch', erquickend niederthaut.

Es dünket sie, daß ein verzehrend Feuer
Ihr plötzlich ströme durchs bewegte Blut;
Sie deckt umsonst mit jungfräulichem Schleyer
Den feuchten Blick, der Wangen höh're Gluth.
Sie bebt, sie flieht; doch kühner nur und freyer
Folgt ihr der Flammen mörderische Wuth,
Nun zeigt sich ihr die hohe Burgkapelle
Und jede Gluth erstirbt an heil'ger Schwelle

Und wie sie kniet am schimmernden Altar
Den Sinn beschäftigt nur mit frommen Dingen
Da stürmt herab auf sie ein junger Aar,
Ein Donner klingt aus seinen mächt'gen Schwingen
Und trägt sie fort aus ihrer Diener Schar,
Kein Ruf, kein Schrey der Angst will ihr gelingen,
Und durch die Luft geht schnell die Reise fort
Fern von der Heymath an den fremden Ort.

In grüner Berge blumenreichem Schooße
Läßt sich der Räuber sanft mit ihr herab
Sie ruht umblüht von Thymian und Rose,
Vergißt der alten Ahnen theures Grab
Und überläßt sich gerne dem Gekose
Der süßen Luft, die schmeichelnd sie umgab
Da sieht sie schnell des Adlers Bild zerfließen,
Ein junger Ritter liegt zu ihren Füßen.

Und gläubig hört sie seine Reden an.
Er trägt ja ihres Fremden schöne Züge.
Sie laßt sich oft von seinem Arm umfahn,
Und duldet sanft, daß Hand in Hand sich füge
Und folgen würde sie ihm jede Bahn,
Auch wenn er sie zu einem Abgrund trüge,
Dieß schwört sie ihm mit liebevollem Mund
Und schließt entzückt mit ihm den ew'gen Bund.

Und ihrem Schooß entblüht mit mächt'gen Zweigen
Ein strahlender, ein ungeheurer Baum;
Sie sieht ihn stolz bis zu den Sternen steigen
Die Erde trägt den blätterreichen kaum.
Und Kronen sind die Früchte an seinen Zweigen.
Und unter seinem Schatten findet Raum
In wechselndem, vielfarbigten Gedränge
Der fernsten Völker lebensfrohe Menge.

Cymburg' erwacht und heiter eilet sie
Den schönen Leib zu hüllen in Gewande,
Gewebet von des Ostes Fantasie
Zum Schmuck dem üpp'gern Reitz entfernter Lande
Noch nie war sie so anmuthsvoll, noch nie
Glich sie so sehr der Göttinn, die am Strande
Des trunknen Meeres lächelnd einst erschien
Den Himmel selbst zur Erd' herab zu ziehn.

Schon drängel sich in Krakau's engen Straßen
Des Volkes schaubegieriges Gewühl,
Schon können sie die Ritter nicht mehr fassen,
Die glühend für ein einziges Gefühl
Geharnischt sprengen durch die bunten Massen;
Und die gedrückte Luft erhebt sich schwühl
Und spreitet langsam aus die schweren Flügel;
Da zeigt die Stechbahn sich am nahen Hügel.

Ganz oben, wo das Viereck sich erreicht
Ist Ladislaus auf goldnem Thron zu schauen
Und neben ihm, die Sehnsucht still erbleicht
Cymburg' im holden Zirkel ihrer Frauen.
Ihr Aug' ist sanft gesenkt und ernst; es gleicht
Der Sonn' um die noch Morgenwölkchen grauen
Der König ist von seines Landes Großen
Und fremden Herrn in bunter Wog' umflossen.

Von einer schwarzen Rüstung streng verhüllt
Naht sich auch Ernst auf seinem edlen Rosse,
Das Kraft und Muth am glatten Kiesel stillt,
Der Stechbahn vor dem königlichen Schlosse.
Der Panzer zeigt den Gram, der ihn erfüllt,
Er scheint des Unglücks treuester Genosse.
Der Schild nur sagt mit goldnem Wort dem Blick:
„Ihr Aug' allein gibt mir mein Licht zurück."

Und hoher Freud' in seinem Herzen voll
Begibt sich Ernst zurück in die Gemächer
Der Burg, wo noch der laute Jubel scholl
Und das Geklirr verschwenderischer Becher,
Doch er versagt der Freude seinen Zoll
Verbirgt sein Herz dem nimmer müden Köcher.
Und geht vorüber an den bunten Reih'n
Dem Kaiser seinen letzten Gruß zu weihn.

Wie, Herzog Ernst, ihr wollt uns schon verlassen?
Rief Sigismund, „wollt fliehen diesen Ort
Wo brüderlich die Brüder sich umfassen,
Bekehrt, versöhnt wie durch ein Zauberwort;
So jung, und doch wollt ihr die Freude hassen?
O weilet noch in ihrem sichern Port!
Doch von der Liebe mächt'gem Hauch durchflossen
Hat Ernst zu fest den Ritterzug beschlossen.

Ein ernst Geschäft, so spricht er, ruf' ihn ab
Und zwing' ihn, stracks in sein Gebieth zu eilen
Um mit der Herrschaft allgewalt'gem Stab
Des Aufruhrs Wog' entschlossen zu zertheilen.
Dann ging es fort im raschen heißen Trab,
Als flög' er hin zu Herkuls fernen Säulen.
Nur ein verschwiegner Knech' begleitet ihn;
So trägt ihn Lieb' und Glück nach Pohlen hin.

Hier thront in Krakau's altem Königssitze
Uladislaus Jagello's heil'ge Macht,
Nach Ost und Nord verschleudernd seine Blitze
Den Erdkreis zu besiegen kühn bedacht.
Im Rathe schlau, wie an des Heeres Spitze,
Der Liebe hold, den Freuden und der Pracht.
Doch überstrahlt die Schönheit seiner Nichte
Des Hofes Glanz und schmeichelnde Gedichte.

Von Prunck entkleidet, still und unbekannt
Naht Herzog Ernst Cymburgens Zauberkreise,
Da fühlt er Sinn und Herz und Geist entbrannt,
Und schmähLet kalt des Minstrels glüh'nde Weise,
Der goldne Schlummer ist von ihm verbannt.
Sein ganzes Wesen tritt aus seinem Gleise
Von Furcht und Schmerz und Hoffnung hart gequält
Ist's nur ihr Blick, der wieder ihn beseelt.

Und nicht die Jagd und nicht ein Ritt ins Freye
Nicht seines Hauses Glanz erheitert ihn;
Ob sie gerührt sich eines Blümchens freue,
Ob ihrs behag' auf Weidmanns Lust zu ziehn,
Ob ihr Gefühl in Trübsal Perlen streue,
Ob Wölkchen jetzt auf ihre Stirne fliehn;
Zum Lächeln jetzt die Lippen sanft sich theilen,
Nur dieß kann ihn verwunden oder heilen.

Von Ferne folgt er ihren Schritten nach.
Sie sucht allein des Gartens kühle Schatten
Sie weilet träumerisch am klaren Bach
Wo Erlen sich mit schwanken Pappeln gatten.
Da wird in ihm der Muth der Liebe wach,
Die tausend Zungen blöder Scham ermatten,
Der Hoffnung Zauberruf durchklinget ihn,
Und Liebeglühend tritt er vor sie hin.

Die Fürstinn macht des Fremdlings Schönheit staunen,
Zum ersten Mahl fühlt sie in sich ein Herz,
Fühlt weggebannt des Frohsinns bunte Launen
Und auf der schönen Lippe stumm den Scherz.

Doch fürchtet sie den Kühnen; Zweifel raunen
Ihr in das Ohr: sey kalt und streng, wie Erz!
Sie schreyt voll Angst, und ihre Zofen kommen,
Den Fremdling hat der Hain in Schutz genommen.

Doch überall verfolget sie sein Bild,
Die Heldenstirn, der Blicke sanftes Feuer,
Die trotz'ge Lipp' um die ein Lächeln spielt,
Der süße Ton, der zitternd erst, dann freyer
An ihre Seele schlug, die Locke wild
Im üpp'gen Fall; — umhüllt vom stillen Schleyer
Geheimer Sehnsucht denkt sie tiefgerührt
Des Holden, den das Glück ihr zugeführt.

Doch schämt sie sich jungfräulich stolz der Flammen,
Die schnell empor gelodert in der Brust,
Und will erzürnt mit strengem Sinn verdammen
Des wachgewordnen Herzens einz'ge Lust.
Sie ruft ihr stattliches Gefolg zusammen
Und will der eignen Wunde wohl bewußt,
Auf kühner Jagd, durch wüth'ger Thiere Wunden
Den weichen Sinn erfrischen und gesunden.

Das Horn der rüst'gen Jäger schallt,
Und rasselnd dringts durch Buschwerk und Gehege,
Vom Anstand lauter Ruf zum Anstand hallt.
Der Rüde bellt, der Treiber bahnt die Wege.
Die Rosse schnauben stampfend durch den Wald,
Und plötzlich wird es allenthalben rege,
Und speyt aus weitem Rachen, wild und graus
Viel tausend Ungeheuer zürnend aus.

In weichere Gedanken zu verloren
Vergißt die Fürstinn ihrer Weidmannspflicht
Der barsche Lärm dringt kaum zu ihren Ohren
Der sich am Fels in grelle Trümmer bricht
Sie glaubt sich nur für andre Lust geboren
Und denkt der Jagd und ihrer Freuden nicht,
Verlaßner fühlt sie sich, als sonst, gequälter,
Und überläßt sich trauernd ihrem Zelter.

Zerstreut ist ihr Gefolg im weiten Hain
Und sie bemerkts und freut sich deß im Stillen;
Der Rasen lädt sie hier zur Ruhe ein —
Soll sie die stumme Bitte nicht erfüllen?
Sie springt vom Pferd herunter, das im Freyn
Sich bäumt und tanzt gleich einem zarten Füllen,
Dann setzt sie sich gedankenvoll ins Grün,
Und läßt vor sich des Fremdlings Bild erblühn.

Da stürzt verscheucht von seiner fernen Stätte
Aus dem Gestrüpp' ein ungeheurer Bär;
Cymburge siehts, springt auf vom Rasenbette,
Und fliehet bald; bald setzt sie sich zur Wehr;
Und schleudert ihres Spießes ehrne Glätte
Aufs Unthier ab, und athmet bang und schwer,
Und schreyt voll Angst, als grimmig ab der Wunde
Das Ungeheur ihr naht mit offnem Schlunde.

Mit eines Sprungs ists schon zu ihr heran,
Und droht die zarten Glieder zu verschlingen,
Da stürmt aus dem Gebüsch ein junger Mann
Herbey, im Jägerkleid, mit raschen Sprüngen
Und wagt es, ohne Furcht vor Klau und Zahn,
Geschmeidig mit dem Ungethüm zu ringen,
Und faßt den Speer und treibt mit kühner Kraft
Ihn in des Unthiers Leib bis an den Schaft.

So huldigt auch die Liebe selbst dem Eisen
Und der Eroberer nimmt auch Herzen ein.
Cymburgen ist ein Wunderwerk gelungen
Das ihre Schönheit mehr beweist als Engelszungen.

Aus Deutschland, wißt ihr alle, komm ich her,
Da lernt' ich einen jungen Fürsten kennen,
Vor diesem neigt sich zitternd jeder Speer
Den Eisernen pflegt ihn das Volk zu nennen.
Kaum Jüngling noch, da führt' er euch ein Heer
Ins heil'ge Land; den Kaiser, der zu trennen,
Zu schwächen schlau gesucht sein altes Haus
Zwang er zum Recht in einem tapfern Strauß.

Der hört auch nun Cymburgens Rang erheben,
In seiner Seele wurzelt tief ihr Bild,
Er findet kein Behagen mehr am Leben
Verläßt sein Land, des deutschen Reiches Schild,
Um sich zu euch nach Pohlen zu begeben,
Ein Blick von euch, o Fürstinn theilet mild
In seiner Brust die Nächte, Stürm und Wogen —
Denn das Gerücht, es hatte nicht gelogen.

Doch unbewußt des eignen Werths erscheint
Vor eurem Blick der Herzog stets verhüllet,
Er fürchtet, seinen heißen Wunsch verneint
Mit Kälte gegen ihn dieß Herz erfüllet
Und zeigt euch nur in Thaten euren Freund.
Das Ungeheur, das euch entgegen brüllet
Als Niemand sich zu eurer Rettung fand
Es stürzet hin von seiner tapfern Hand.

Gleich einem Schutzgeist folgt er euren Schritten
Verscheucht von euch die lauernde Gefahr
Und hat für euch geblutet und gestritten
Eh' noch für ihn ein Lohn zu hoffen war
Des Riesen Hohn hat er für euch erlitten
Hat ihn besiegt, in Staub gestreckt! Fürwahr
Den Tapfersten von allen Fürstensöhnen
Ihn muß die Hand der schönsten Fürstinn krönen.

Und sanft erbebt die liebliche Gestalt
Und auf den Wangen wechselt Lili' und Rose
Ein neues Licht aus ihren Augen strahlt,
Und schamhaft flüchten sie sich bin zum Schooße.
„Der Fürst, den ich bescheiden nur gemahlt"
Fährt jener fort „der diese Makellose
Zu frey'n begehrt, ist mitten unter euch —
Heil ihm, dem Herzog Ernst von Österreich.

Die Fürstinn schaut empor, und an die Lehne
Des goldnen Stuhles sinkt sie matt zurück,
Als sie den Fremdling sieht in holder Schöne
Dicht neben ihr mit liebevollem Blick.
Verwirrung überrascht die frohe Scene,
Und bang besorgt um seiner Nichte Glück
Dringt Ladislaus durch die bestürzten Gäste
Mit ihr beschäftigt, nicht mehr mit dem Feste.

Da stürzet Ernst zu ihren Füßen hin
Und sie erwacht und sieht von Freude trunken
Den Herrlichen anbethend vor ihr knien
Aus ihren Thränen sprühen Himmelsfunken
Die Liebe faßt allmächtig sie und ihn
Und zitternd ist sie an sein Herz gesunken,
Und vor Verwundrung und Erstaunen stumm
Steht wie erstarrt der Kreis um sie herum.

Und Ernst ergreift des Königs heil'ge Rechte
Bewegt mit glüh'ndem Wort sein tiefstes Herz.
Wie Liebe ihn verwandelte zum Knechte,
Wie er befreyt mit siegewohntem Erz
Die Fürstinn in des öden Hains Geflechte
Und wie der Himmel, schauend seinen Schmerz,
In ihrer Brust erweckt die gleichen Triebe
Und Liebe sich gefunden durch die Liebe.

Da ruft mit frohem Ton Uladislaus;
„Das Schicksal hat ihr Lieben euch vereinigt!
Ich trenne nicht den wunderbaren Strauß
Deß Blumen heil'ges Feuer hat beschleunigt
Ich lösche nicht die süßen Flammen aus,
Die Himmels Athem selber hat gereinigt.
Euch blüh' aus frommen Herzen auf das Leben,
Und mit euch selbst sey Alles euch gegeben."

Zieht fröhlich heim in edler Österreich
Die Zukunft spricht zu mir in dieser Stunde,
Sie täuscht mich nicht, entzückt gibt sie von euch
Und euren Enkeln mir die frohste Kunde.
Der Sonn an Segenskraft und Schimmer gleich
Seh' ich entflammen eurem keuschen Bunde
Der Herrscher langer Reihn, sie strecken weit
Den Zepter aus bis in die fernste Zeit."

„Nicht mörderisch mit blutgetränkten Klingen,
Nicht tilgend, was durch Bienenfleiß erstand,
Durch Liebe werden sie die Welt bezwingen
Und sie verwandeln in ein glücklich Land;
Und wenn Verderben droht sie zu verschlingen
Erscheint die Liebe, Palmen in der Hand
Und bannt den Krieg, und pflanzt den süßen Frieden;
Denn ew'ger Glanz ist eurem Haus beschieden!"

Aufwand, Pracht und Eigenheiten bey Festen der Vorzeit.

Ihre Prachtliebe am glänzendsten zu zeigen, fanden die Fürsten ehemahls Gelegenheit, wenn Turniere gegeben, Zusammenkünfte, Einzüge gehalten, Hochzeiten, Kindtaufen ꝛc. gefeyert wurden. Einer suchte dabey den andern zu übertreffen, und wer viel hatte, gab und zeigte viel. Unter so Vielen aber, denen daran gelegen war, sich zu zeigen, gelang es keinem seiner Zeitgenossen, bey dergleichen Festlichkeiten den Herzog Carl von Burgund zu übertreffen.

Als dieser im Jahr 1473 nach Trier auf den Reichstag zog, bestand sein Gefolge aus 5000 schön gerüsteten Reitern. Er selbst war in ein goldenes, mit Perlen besetztes Stück gekleidet, welches auf 200,000 Goldgülden geschätzt wurde. Er bath den Kaiser nach St. Maximin zu Gaste, ließ die Wände und Fußboden der Zimmer mit prächtigen Decken behängen und belegen, und dieselben kostbar auszieren. Alle Tischgefäße waren von Silber, und die Becher glänzten, köstlich von Perlen und Edelsteinen besetzt. Bey der Tafel bestand der erste Gang aus vierzehn köstlichen Gerichten. Dann folgten zwölf, und darauf zehn Gerichte. Zum vierten Mahl wurden dreyßig goldene Schüsseln mit Gewürzen und Confect aufgesetzt. Die größte dieser Schüsseln schätzte man auf 6000 Gulden. Vor den Trachten gingen her sechzehn Grafen in Gülden-Stück gekleidet, zwanzig

Trompeter, vier Pfeifer, und zwey Heerpauker. Der Diener, (alle auf's prächtigste gekleidet), waren über Hundert zugegen, und über zwey Hundert Trabanten zogen als Tafelwache auf.

Als dieser Herzog 1468 zu Brüg in Flandern, mit Margaretha von England Hochzeit hielt, ging es dabey außerordentlich prächtig her. Der Saal, in welchem der Hochzeitschmauß gehalten wurde, war ganz mit goldenen Tüchern tapezirt. Auf den Tafeln standen 30 köstliche Schiffe, geladen mit allerley Braten. Jedes Schiff hatte vier Boote, in welchem sich Gemüse zu den Braten befanden, zwischen jedem Schiffe stand ein Tabernakel, und unter denselben befanden sich die Pasteten.

Als nun die Gäste saßen, hob ein großer Aufzug sich an. Es kam ein Pferd, decorirt wie ein Einhorn vor den Tisch, auf welchem ein Knabe saß, verkleidet in einen Leoparden, mit dem Panier Englands, und einer Perle; Unter dem Klange der Instrumente ging das Einhorn um die Tafel, blieb dann vor dem Bräutigam stehen, und gab ihm die Perle mit einer Anrede: Nach diesem kam ein Löwe, in welchem vier Hoffänger saßen, die mit lieblichen Weisen sich hören ließen; auf seinem Rücken saß eine Schäferinn.

Den folgenden Abend spielte man Herkules Abenteuer; da kam ein Greif, aus welchem mancherley Vögel flogen.

Den dritten Abend wurde ein großer Thurm zur Schau gebracht, in dessen Fenstern lagen, umherschauend, sechs Bären, und brummten. Darauf erschienen zwölf Geisböcke und Wölfe, in friedlicher Eintracht, und „pfeiften und flöteten." Darauf kamen viele Esel, „die waren köstliche Sänger." Dann kam ein Affe, und spielte auf einer Pfeife einen Tanz auf. Sogleich sprangen herbey mehrere Affen, und tanzten um den Thurm „den Moriskentanz."

Auf den Tafeln standen 48 seidene Gezelte mit des Herzogs Banner. Unter diesen Gezelten befanden sich Pasteten, „und mancherley Possen."

Auch erschien ein Wallfisch, 18 Schuhe lang, und 16 Schuhe hoch, in welchem sich vierzehn Männer befanden. Als er vor die Braut kam, öffnete sich sein Rachen, und spie zwölf wilde Männer aus, die miteinander kämpften.

Es wurde auch turniert, gerennt, und gestochen.

Täglich erforderte dieses Hochzeits-Tractament 16 Ochsen, 10 Schweine, 600 Pf. Speck, 100 Pf. Ochsenmark, 250 Hammel, 250 Lämmer, 50 Stiere, 100 Hasen, 800 Kaninchen, 300 Svalen (Vögel), 200 Fasanen, 200 Wasservögel, 800 Rebhühner, 400 Tauben, 200 Schwäne, 100 Pfauen, 400 Hühner, 1000 Hähnchen, 500 Capaunen. — Und, was wurde dabey getrunken!

Tantae molis erat, bellam deducere Sponsam! ruft der Erzähler aus.

Bey dem Beylager, welches Herzog Georg zu Landshut, mit Hedwig, einer pohlnischen Prinzessinn, hielt, erschienen der Kaiser Friedrich, sein Sohn Maximilian, 16 Fürsten und ihre Gemahlinnen, 40 alte Reichsgrafen, 5 Erzbischöfe, und viele Gesandte. Es waren 9360 Pferde beysammen, und innerhalb acht Tagen wurden verzehrt: 300 Ungarische Ochsen, 62,000 Hühner, 6000 Gänse, 75,000 Krebse, 75 wilde Schweine, 162 Hirsche, 1772 Scheffel Haber, 170 Stück Fässer Landshuter Wein, 270 Fässer ausländischer Wein. — Alles hat das gekostet, Siebenzigtausend, siebenhundert und sechs und sechzig Ducaten.

Ein Böhmischer von Adel, Wilhelm von Rosenberg, hielt mit der Prinzessinn Anna Maria von Baden, den 26. Januar 1576 zu Krumlow Beylager in Gegenwart vieler hoher Gäste. Die Festlichkeiten dauerten bis zum 1. Februar. Dabey gingen in der Küche auf: 40 Hirsche, 30 Gemsen, 50 Fässer eingesalzenes Wildpret, 20 wilde Schweine, 2130 Hasen, 250 Fasanen, 4 Drofen, (eine Art sehr großer, seltener Vögel), 30 Auerhähne, 2050 Rebhühner, 20,688 Ziemer (Drosseln), Schnepfen, und Holztauben, 150 gemästete Ochsen, 15 gemästete, 20jährige und 526 saugende Kälber, 1526 Würste, 150 gemästete Schweine, 456 Leberwürste, 326 Grützwürste, 450 gemästete Hammel, 395 Lämmer, 504 ungemästete Schweine, 20 geräucherte Ochsen, 40 geräucherte Hämmel, 330 Pfauen, 5735 gemästete Gänse, 450 junge Hühner, 2656 gemästete Kapphähne und Hühner, 18,120 Karpfen, 13,209 Hechte, 195 Barben, 6380 Forellen, 3400 andere große Fische mancherley Art, 5200 Schock Krebse, 150 große Börse, 200 Lipani (Eschen), 890 Aale, 350 Aalraupen, 350 kleine Börse, 2309 geräucherte Neunaugen, 2309 geräucherte Forellen, 1972 geräucherte Karpfen, 956 geräucherte Börse und Platteisen, 450 geräucherte Hechte, 350 Stockfische, 1200 Schöllen, 675 grüne, lebendige Neunaugen, 300 Nösel Schmerlen, 350 geräucherte Häringe, 350 Häringe in der Luft getrocknet, 4 Tonnen eingesalzene Häringe, 40 Hausen, 30,947 Eyer, 35 Centner Butter, 29 Centner Schmalz, 7 Centner neue Butter, 15 Ct. Honig, 13 Ct. Wachs, 2 Ct. Käse, 50 Ct. Unschlitt, 547 Ct. Lichter, 490 Scheffel Weitzen wurde verbacken. Die Pferde fraßen 37,033 Scheffel Haber. Getrunken wurden bey dieser stattlichen Hochzeit: 1100 Eimer Ungarischer-Tyroler-Österreicher- und Rhein-Wein; 40 Pipen Spanischer Wein, 903 Fässer Weitzen- und Gersten-Bier.

„Da sehe man, wie es damahls hergegangen ist! — ruft Ernst aus: — Stultitiam patimur opes.

Als Prinz Wilhelm von Oranien sich mit der Tochter des Churfürsten Moritz von Sachsen, Anna, vermählte, waren zu Dresden über sechsthalbtausend Gäste anwesend. Es wurden 6000 Pferde gefüttert, von denen dem Bräutigam selbst 1100 gehörten. Man consumirte damahls, u. a. 4000 Scheffel Weitzen, 8000 Scheffel Korn, 3600 Eimer Wein, 1600 Fässer Bier, 13 000 Scheffel Haber.

Als 1500 Churfürst Johann von Sachsen zu Torgau Beylager mit der Prinzessinn Sophia von Mecklenburg hielt, wurden acht Tage lang, täglich 12,000 Personen köstlich tractirt, und 2700 Pferde gefüttert.

Herzog Wilhelm von Bayern hielt mit Fräulein Renata von Lothringen im J. 1568 zu München Beylager, wobey es sehr hoch herging. Unter andern wurde eine große Pastete aufgetragen, in welcher sich ein Zwerg befand, dem Erzherzog Ferdinand von Österreich gehörig, drey Spannen lang. Dieser stieg aus der Pastete heraus, und ging auf der Tafel umher. Er trug einen schönen Küraß, hatte ein Fähnlein in der Hand, und grüßte die Gäste ganz freundlich und zierlich.

Als Graf Eberhart mit dem Barte, im Jahre 1474 zu Aurach Beylager hielt, wurden bey 14 000 Menschen gespeiset, und aus einem Brunnen lief in drey Röhren Wein.

Markgraf, (nachher Churfürst), Sigismund von Brandenburg, hielt im J. 1594 zu Königsberg sein Beylager

mit großem Aufwande. Zum Hochzeitsgastmahl wurden in die Küche geliefert: 6 Auerochsen, 19 Elendhirsche, 9 Elendrehe, 1 Elendkalb, 2 Bären, 10 Hirsche, 24 Stück Rothwild, 7 hauende Schweine, 36 Bachen, 29 Frischlinge, 58 Rehe, 284 Hasen, 5 Schwäne, 83 Auerhühner, 432 Haselhühner, 47 Rebhühner, und 413 wilde Enten.

Bey der Vermählung des Churfürsten Christian II. zu Sachsen, im J. 1602 wurde, außer den Hochzeitgästen, sogar an 180 Tischen das gemeine Gesindel ganzer acht Tage lang gespeiset. Dem Bräutigam aber schwamm auf der Elbe ein Wallfisch und in ihren Muschelwagen Neptunus und Glaukus entgegen, ihm zu salutiren.

Herzog Friedrich Wilhelm, zu Altenburg, ließ im Jahre 1652 zu seiner Vermählung 33 Fuder des besten Franken-Weins, 300 Eimer andern Wein, und 2000 Scheffel Haber nach Dresden schaffen.

Wer darf sich aber wohl wundern, daß damahls bey fürstlichen Beylagern so viel Aufwand gemacht wurde, da selbst Privatpersonen bey solchen Gelegenheiten Verschwender waren? So liest man z. B., daß bey des Rectors der Schulpforte Johann Justin Pertuchii Hochzeit, einhundert und acht und dreyßig wohlbesetzte Tische mit Gästen gezählt wurden.

Erzbischof Albrecht zu Bremen, ein geborner Herzog von Braunschweig, der 1396 starb, gab zu Hamburg einst 500 Personen ein prächtiges Gastmahl. Den Prälaten und Edlen ließ er jedes Mahl drey Gerichte vorsetzen, und das zwanzig Mahl hinter einander.

„Da sah man güldene Häuser, güldene Thürme, und güldene Berge aufsetzen; da flogen lebendige Vögel darinne, zum Schaueessen. Auch wurden lebendige Fische aufgetragen. Alle Gefäße waren golden und silbern, darinne stunden Pfauen, Schwäne und Hühner in ihrer Gestalt, mit ihren Federn, die doch gekocht waren, daß man davon essen konnte. Etliche Speisen waren auch also zugerichtet und gebacken, daß man ganze gewappnete Männer in goldenen und silbernen Gefäßen auftrug, davon zu essen."

Als Graf Richard, Bruder König Heinrichs II. von England, sich im Jahr 1243 mit der Tochter des Grafen von Provence vermählte, wurden, außer anderen kostbaren Zurüstungen und Feyerlichkeiten, mehr als 30,000 Schüsseln, oder Couverts zubereitet.

Bey dem Hochzeitfeste, als König Heinrich III. zu England seine Tochter an den König von Schottland vermählte, wurden im Ersten Gerichte sechzig Ochsen aufgetragen.

Auf einem Reichstage zu Frankfurt waren im Jahre 1397 zwey und dreyßig Herzoge und Fürsten, über anderthalb Hundert Grafen und Herrn, 1300 Ritter, und 3700 Edelleute, außer 450 anderen vornehmen Leuten gegenwärtig. — Unter den Fürsten hielt Herzog Leopold von Österreich beständig offene Tafel.

„Der lag da mit großer Herrlichkeit, also, daß er thäte rufen, wer da wollte essen, trinken, und seinen Pferden Futter haben, um Gott und um Ehre, der sollte kommen zu seinem Hofe. Und er gab alle Tage bey 4000 Pferden Futter."

Ein großes Fest gab Markgraf Woldemar von Brandenburg, zu Rostock, als er im Jahr 1310 sein Beylager feyerte. Dabey schlug der Bräutigam, nachdem er vom König Erich von Dännemark den Ritterschlag erhalten hatte, ihrer 1700 zu Rittern.

Im Jahre 1458 kamen von Ulm und Nürnberg 107 Geschlechter nach Augsburg und turnierten mit den Augsburger Geschlechtern. Diese tractirten ihre Gäste so stattlich und hoch, wie möglich, und dennoch kostete die Zeche jedem Manne, (ihrer waren drey und siebenzig), nur 84 Pfennige.

Den größten Beyfall bey Festen der Vorzeit, besonders des Auslandes, fanden die sogenannten Mysterien, eine sonderbare Vermischung des Heiligen und Profanen, von denen man sich kaum durch die ausführliche Beschreibung einen recht deutlichen Begriff machen kann.

Als König Philipp IV. in Frankreich, auf seine Einladung, vom Könige von England 1313 besucht wurde, gab er seinem Gaste zu Ehren glänzende Feste zu Paris. Die Hofleute wechselten drey Mahl täglich die Kleider, alle Straßen der Stadt waren tapezirt und wurden des Abends herrlich erleuchtet. Es waren Schaubühnen errichtet, auf welchen schöne Fereyen vorgestellt wurden. Hier sah man Himmel und Hölle, die Auferstehung der Todten, hörte die Seligen im Paradiese singen, und die Verdammten im Fegfeuer klagen. Adam und Eva, Herodes, und Johann der Täufer traten auf; Kaiphas und Pilatus waren zu sehen. Man sah den Meister Fuchs, Anfangs als Pfaff, eine Epistel singend, dann, als Bischof, als Erzbischof, und endlich als Papst, dabey immer alte und junge Hühner fressend. Wilde Männer traten auf, kämpften, und schöne Mädchen ergetzten und reitzten die Zuschauer. Es kamen Prozessionen von Menschen und Thieren, aus den Fontainen sprang Wein, Alte und Junge waren lustig und fröhlich.

Als König Carl VII. seinen Einzug 1437 zu Paris hielt, kamen ihm, auf verschiedenen Thieren reitend, die sieben Tugenden und die sieben Todsünden, sehr schön gekleidet, entgegen, und ein Engel flog herab, wie vom Himmel, bey einer Fontaine mit vier Röhren, aus welchen Milch, Wasser, rother und weißer Wein sprangen. Auf einem schönen Theater wurden die Verkündigung der Jungfrau Maria, die Geburt des Heilandes, seine Auferstehung und das jüngste Gericht dargestellt; wo der Erzengel Michael die Seelen auf einer Schäfwage wog.

Bey König Ludwigs XI. Einzuge zu Paris 1461 kämpften wilde Männer und Weiber gegen einander, und drey schöne Mädchen, ganz nackend, empfingen ihn mit Versen, welche sie ihm ganz unbefangen vorsagten. — Als eben dieser König (1463) zu Tournai einzog, kam, vermittelst einer Maschine, eine schöne Jungfrau über dem Stadtthore herunter, ihm entgegen, neigte sich vor ihm, öffnete ihr Kleid, und ließ ein sehr wohlgestaltetes Herz sehen. Dieses Herz spaltete sich, und aus demselben ging eine große goldene Lilie hervor, die sie dem Könige überreichte, mit den Worten: „Sire! wie ich, ist diese Stadt noch Jungfrau, noch unerobert, und gehorsam ihrem Könige. Jeder Bewohner dieser Stadt trägt eine Lilie im Herzen."

Als Herzog Carl der Kühne von Burgund 1468 zu Lille ankam, wurde er mit großer Pracht aufgenommen. Viele Mysterien wurden damahls aufgeführt, unter denen das Urtheil des Paris am besten gefiel, in welchem die drey Göttinnen vor dem urtheilenden Schäferprinzen so nackt erschienen, als sie Gott geschaffen hatte.

(Der Beschluß folgt).

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 6. und Mittwoch den 8. Jänner 1812.

Von dem Himmel fällt ihm sein lustig Loos,
Braucht's nicht mit Müh' zu erstreben,
Der Fröhner, der sucht in der Erde Schooß,
Da meint er den Schatz zu erheben.
Er gräbt und schaufelt so lang er lebt,
Und gräbt, bis er endlich sein Grab sich gräbt.

Schiller.

(3 und 4)

Rückerinnerung an österreichische Helden
von J. W. Ridler.

(Fortsetzung.)

Beym Sturm auf die Vorstädte von Belgrad 1789 zeichnete sich ein Bataillon vom Regiment Kaiser durch die höchste Entschlossenheit aus, alle seine Manöver wurden mit der größten Genauigkeit, wie auf dem Übungsplatz ausgeführt, und der Unterlieutenant Kilian drang mit einer halben Compagnie rasch durch die Gassen bis auf das Glacis der Festung vor. Eine zahlreiche Schar Türken machte aus dem bedeckten Wege einen wüthenden Ausfall auf ihn; doch die tapfere Mannschaft muthvoller durch den glücklichen Erfolg wurde begeistert durch den Zuruf ihres Anführers: Beweiset, daß Ihr vom Leibregiment des Kaisers seyd; und hielt den schweren Kampf mit der vielfach überlegenen Schar so lange aus, bis der Oberstlieutenant Souel, welchen Kilian sogleich um Verstärkung hatte bitten lassen, mit dem Bataillon im Sturmmarsch ankam. Das Gefecht wurde nun heftig fortgesetzt; Souel ließ spanische Reiter herbeytragen, und, durch diese geschützt, von einem Theile der Mannschaft einen Aufwurf in Eile machen. Trotz dem bedeutenden Verluste, wich das Bataillon keinen Schritt, schlug die Türken zurück, und hielt von mehreren Batterien aus der Festung eine heftige Kanonade so lange aus, bis es durch die Thätigkeit der Schanzenden vor den feindlichen Kugeln gedeckt war. — Von diesem Puncte aus wurden dann auch die Laufgräben gegen die Festung eröffnet.

Das tapfere Betragen dieses Bataillons hatte das größte Aufsehen bey dem ganzen österreichischen Heere erweckt; Graf Joseph Colloredo, sparsam mit seinem Beyfall, wurde der eifrigste Lobredner dieser Braven, und Loudon, der nie die Gelegenheit übersah, tapfere Truppen durch den verdienten Beyfall zu neuen Thaten zu entflammen, — und was thaten die Truppen nicht, um des Vaters Lob zu ernten? bezeugte am nächsten Tage dem Bataillon seine volle Zufriedenheit." Es habe bey dem Sturme mehr als Heldenmuth bewiesen, unter allen Truppen die Feinde zuerst bis auf das Glacis der Festung zurückgeworfen, am hellen Tage und im Kampfe mit einem überlegenen Feinde die Laufgräben eröffnet, und sich die hohe Ehre, das Leibregiment des Monarchen zu seyn, die ihnen schon früher zu Theil geworden, rühmlich erkämpft." — Oberstlieutenant Souel wurde zum zweyten Obersten im Regiment befördert, und erhielt später durch den Ausspruch des Ordenscapitels das Theresienkreutz.

Das Regiment stand in Mähren, als Souel; mit dem Ehrenzeichen der Tapfern geschmückt, in Gegenwart des Obersten Roselmini dem Unterlieutenant Kilian als dem thätigsten Mitwirker seiner Auszeichnung dankte. „Ihnen, würdiger Freund, bin ich am meisten verpflichtet; denn Sie haben beym Sturm das Schwerste gethan; Sie haben uns die Bahn zum Siege gebrochen. Wie kann ich, wie kann das Regiment Ihnen dankbar genug seyn?" — „Herr Oberst, erwiederte der bescheidene Krieger, ich fühle mich hinreichend belohnt, wenn ich durch Erfüllung meiner Pflicht Ihre Freundschaft, und die Liebe und Achtung meiner werthen Waffenbrüder mir errungen habe.

Der Oberlieutenant Conrad Schildknecht, vom Regiment Kaunitz, erhielt im May 1799 den Auftrag, mit einer halben Compagnie (gegen 70 Mann) einen großen Zug Geschütz von Altstetten nach St. Gallen zu begleiten. Zu Rheineck, wo die Mannschaft über Mittag verpflegt wurde, gab beym Aufbruch der Gefreyte Regula, ein Pole, im Rausche ein gefährliches Beyspiel von Dienstverweigerung. Dieser Geist des Ungehorsams konnte gar leicht die ganze Mannschaft ergreifen, da jeder Soldat statt des geforderten Seitels Wein von den gutmüthigen Bürgern mehr als eine Maß erhalten, vom Marsche noch erhitzt, ihn gäh getrunken, und sich mehr oder minder berauscht hatte. Ein Beyspiel ernster Strenge mußte Ehrfurcht gebiethen: Schildknecht hieb den Murrenden, der auf seinen Befehl abzu-

te, mit der Säbelfläche derb über die Wange, und drohte ihn niederzustossen, wenn er nicht den Augenblick auf seinen Posten sich begebe. „Merken Sie sich diesen Hieb, Herr Oberlieutenant, erwiederte Regula; im ersten Treffen werde ich Sie daran erinnern", und begab sich auf seinen Posten. „Worte eines Berauschten, der seine Ohnmacht fühlt," dachte sich Schildknecht; die Mannschaft trat ruhig den Marsch an, und da Regula sich sonst stets als ein braver ordentlicher Mann bewiesen, auch wegen seines Muthes bereits mit der silbernen Ehrenmünze geschmückt war, so hielt Schildknecht die erhaltene Strafe für hinreichend, und erwähnte in der Folge dieses Vorfalls mit keiner Silbe mehr.

Am 24. May stieß der Vortrab der österreichischen Heeresabtheilung, die unter dem General Hotze durch den Thurgau vordrang, um sich mit dem General Nauendorf bey Andelfingen zu vereinigen, zwischen Winterthur und Frauenfeld auf einen feindlichen Heerhaufen unter dem General Oudinot, der im Sturmmarsch anrückte, um diese Vereinigung zu verhindern; die Regimenter Kaunitz und Wartensleben, von den leichten Reitern von Kinsky unterstützt, erhielten den Auftrag, die Feinde aus diesem Orte zu vertreiben. Zwey Mahl jagten die Österreicher ihre Gegner hinaus; aber zwey Mahl mußten auch sie, als Soult eine Halbbrigade und zwey Schwadronen Dragoner zur Unterstützung herbeyführte, der feindlichen Übermacht weichen. In dem letzten Gefecht wurde Schildknecht mit einer Musketenkugel durch beyde Schenkel geschossen, und in demselben Augenblick durch eine zweyte am rechten Fuße verwundet. Er stürzte zu Boden, und wurde, da die Mannschaft sich eilfertig zurückzog, seinem Schicksal überlassen.

Regula ist der erste, der den Verlust des Oberlieutenants bemerkte. Er blieb zurück, sieht ihn in seinem Blute liegen, und französische Plenkler herbeyeilen. „Wer keine Memme ist, ruft Regula mit Entschlossenheit aus, der rette seinen Oberlieutenant." Nun stürzt er sich, von vielen Tapfern begleitet, mit gefälltem Bajonett, auf die Feinde, treibt sie zurück, befiehlt den Oberlieutenant zurückzutragen, er selbst, von dem Rest seiner Waffenbrüder redlich unterstützt, wehret dem Feinde das Vordringen so lange, bis er seinen Oberlieutenant gerettet sieht; über eine Viertelstunde hätte dieser Kampf gedauert. Regula folgt nun dem Verwundeten, um für dessen weitere Pflege zu sorgen, begleitet ihn bis nach Wyl, verschafft ihm einen Arzt und Unterkunft, und eilt dann sogleich zu seinem Bataillon zurück.

Wohl hatte der brave Regula recht; noch oft erinnert sich Schildknecht, jetzt Grenadierhauptmann, des Treffens bey Frauenfeld und seines edlen Retters.

———

Während das österreichische Heer nach den Schlachten bey Magnan und Cassano 1799 im Pothal bis an den Fuß der Alpen siegreich vordrang, sammelte sich ein anderer österreichischer Heerhaufe am Niederpo, um auch Mittelitalien den kaiserlichen Waffen zu unterwerfen. Ferrara wurde belagert, aber auch zu gleicher Zeit ein Angriff auf Ravenna beschlossen. Oberstlieutenant Grill, der mit dem 2. Bataillon von Stuart in Chiozza lag, erhielt den Befehl mit seinen Truppen sich einzuschiffen, und Ravenna von der Seeseite anzugreifen, während 2 Eskadrons Husaren, 2 Compagnien Infanterie, und ein leichtes Bataillon von Ferrara aufbrachen, um durch einen Angriff auf der Landseite dieses Unternehmen zu unterstützen. — Ein Sturm überraschte die Flotille, und trieb einen Theil der Fahrzeuge nach Istrien, während es den übrigen gelang, 25. May, in Porto di Goro, unweit Ravenna, die Anker zu werfen. Die Lage der Österreicher war höchst bedenklich, ihre Zahl um die Hälfte gemindert, von ihren Waffenbrüdern aus Ferrara noch nichts zu entdecken; der Vorrath an Lebensmitteln höchst unbedeutend, und die Rückkehr verwehrte der stürmische Nordwind. Ein Kriegsrath wurde gehalten, und — die Noth flößte Kühnheit ein — der Angriff auf Ravenna beschlossen. Die Mannschaft unter dem Oberstlieutenant Grill wurde sammt zwey Kanonen, 26. May zu Porto Primaro ans Land gesetzt, und sollte über Pozzuolo; Jacobi, der Befehlshaber der Insurgenten zu Commachio, mit 300 der Seinigen über St. Alberto auf Ravenna losrücken; Major Lootz, Befehlshaber der Flotille, in den Canal von Ravenna einfahren, und seine Matrosen ans Land setzen. Lieutenant Hromada erhielt den Auftrag, die Stadt aufzufordern.

Auf dessen Vorstellungen verstärkte der Oberstlieutenant Grill den Vortrab unter dem Lieutenant Frankenbusch mit noch 60 Mann; ein kühner Gedanke hatte plötzlich Hromada ergriffen. „Vielleicht gelingt es, Ravenna, ohne es aufzufordern, zu überrumpeln; werden wir zu früh entdeckt, so ist es ja noch immer Zeit, die Rolle des Unterhändlers zu spielen." — Erst nahe vor der Stadt stieß er auf einen französischen Posten, der sogleich die Flucht ergriff. Hromada verfolgt ihn mit solchem Ungestümm, daß die Wache vor der Porta Ferrata kaum zwey Kanonen abfeuern kann, und sich sogleich in die Stadt wirft. Die Österreicher trotz dem heftigen Feuer von den Mauern, dringen mit den Feinden ein, erobern die zwey Kanonen und nehmen 28 Mann mit einem Officier gefangen. In der Stadt selbst entsteht nun ein heftiger Kampf, die Franzosen biethen alle Kräfte auf, das Thor wieder zu erobern, die Österreicher es zu behaupten. Hromada und Frankenbusch schlagen mehrere heftige Angriffe zurück, und nehmen wieder 103 Mann gefangen. Während dieser Zeit eilet der Oberstlieutenant Grill mit den übrigen Truppen, später auch Major Lootz mit 60 bewaffneten Matrosen herbey, und bemächtigte sich, von den braven Hauptleuten Hokers, Barth und Hofmann unterstützt, der übrigen Thore; In einer halben Stunde war Ravenna durch die Entschlossenheit eines Officiers, erobert, und der größte Theil der Besatzung, 400 Mann Infanterie und 80 Reiter, wurde gefangen. Wenn auch dieser Platz kein eigentlich fester Ort, sondern eine bloß mit Mauern umgebene Stadt ist, so wurde doch durch ihren Besitz eine weite Strecke von der Straße an der Seeküste gewonnen, und durch die Unterwerfung einer weiten fruchtbaren Landschaft die Verpflegung des Heeres gesichert.

———

In dem Amtsberichte über die dreytägige Schlacht bey Caldiero wird der ruhmvollen Vertheidigung der Schanze bey Colognola Nr. 13 durch das 4 Bataillon von Carl Schröder nicht erwähnt, da dessen Befehlshaber Hauptmann Maynovsky seinen Bericht viel zu spät (13. Jänner) einsandte, um bey Verfertigung des Schlachtberichts noch benützt zu werden. Allein da gerade die österreichische Tapferkeit bey Vertheidigung dieser Schanze in vollem Glanze sich zeigte, ihr Verlust dagegen die nachtheiligsten Folgen nach sich gezogen hätte, so halten wir es für zweckmäßig die Geschichte dieses einzelnen Gefechtes

nachzutragen. Dieser Ergänzungsbeytrag zu jener merkwürdigen Schlacht mag zugleich als ein neuer Beweis von der Bravheit eines Regiments dienen, welche dasselbe auch in vielen andern Gefechten erprobet hat.

Am 29. October mit Anbruch des Tages setzte General Massena über die Etsch, drängte den F. M. L. Fürsten von Rosenberg, welcher den äußersten rechten Flügel der Österreicher befehligte, bis auf den Bergrücken von Monte tordo zurück, und besetzte das dießseitige Verona. Nachmittags um 4 Uhr, als der größere Theil seines Heeres bereits auf dem linken Ufer stand, griff er die Dörfer Stra und Caldiero mit Ungestüm an, bemächtigte sich ihrer einige Mahl, und drang bis an die Laufgräben der Verschanzungen hinter diesem Dorfe vor; allein das wirksame Kanonen- und Musketenfeuer der Österreicher setzte seinen weitern Fortschritten ein Ziel; und die einbrechende Nacht machte dem Gefechte ein Ende. — Caldiero wurde vom Feinde verlassen.

Begünstiget durch einen dichten Nebel, der am 30. des Morgens die weite Landschaft deckte, stellte Massena sein Heer in Schlachtordnung, erinnerte die Truppen an den großen Sieg, den sie vor 9 Jahren nicht fern von dem jetzigen Schlachtfelde (bey Arkole) nach einem dreytägigen Kampfe errungen; an die großen Siege Napoleons in Deutschland; „ganz Frankreich blicke auf das Heer in Italien, und erwarte mit Zuversicht, daß es auf den Gefilden seiner ältern Siege auch seinen alten Waffenruhm erproben werde.“ — Wein und Branntwein wurde dann reichlich unter die Mannschaft ausgetheilt, und als die Sonne gegen 11 Uhr aus den dichten Nebelwolken hervortrat, begann auch sogleich der Kampf auf dem linken österreichischen Flügel.

Die Hauptabsicht des Feindes schien jedoch mehr gegen die Mitte des österreichischen Heeres gerichtet zu seyn. Mehrere Angriffe wurden von ihm mit Ungestüm unternommen, mit Hartnäckigkeit fortgesetzt, und stets mit frischen Truppen erneuert. Die österreichischen Bataillons, die sich zum Theil verfeuert hatten, von dem langen Kampfe ermüdet, nun plötzlich auch in der Seite angegriffen, wichen bestürzt und in Unordnung bis an den Fuß der Verschanzungen zurück, und wurden von den feindlichen Plenklern so heftig verfolgt, daß die Kanonen in den Positions-Batterien keinen Spielraum zum Wirken mehr hatten.

In diesem Augenblicke der höchsten Gefahr führte der Erzherzog, eingedenk des schönen Tages von Stockach, die Grenadierbrigade des Generals Lippa, und das Infanterieregiment Esterhazy unter dem Obristen Grafen Weißenwolf, gegen die Feinde vor, warf sie zurück, und verschaffte dem zerstreuten Fußvolk die Zeit, sich aufs neue in Schlachtordnung zu stellen. „Dieses war der Zeitpunct, sagt der österreichische Schlachtbericht, an welchem Massena seine letzten Kräfte anstrengte, mit tollkühner Verwegenheit den Sieg an seine Fahnen zu fesseln, und unsere Stellung zu erobern. Indem er einen neuen Angriff auf unser Centrum ordnete, führte er selbst die Division Molitor bis an den Fuß der Höhen von Colognola, um daselbst die Verschanzungen unsers rechten Flügels zu erstürmen. Gelang dieses Werkstück, so war der Schlüssel zu der Position in Feindes Händen, der größte Theil unsers Geschützes verloren und die Niederlage der Armee unausweichlich.“ Der Erzherzog sandte auch sogleich ein Grenadierbataillon zur Unterstützung des rechten Flügels ab, dessen Leitung dem General der Kavallerie Grafen Bellegarde, anvertrauet wurde.

Als der Schlüssel zu den Verschanzungen bey Colognola konnte die Schanze Nr. 13 betrachtet werden; aber gerade diese hatte nicht den hohen Grad von Vollkommenheit gleich ihren Schwestern erreichet; zum Theil auf Felsengrund, zum Theil auf Gerölle erbauet, hatte die Brustwehr nur ein schwaches Profil, auch war der Graben nicht tief genug; mit den höher liegenden Verschanzungen war dieses Werk durch einen Laufgraben verbunden. Wenige Stunden zuvor waren 3 Compagnien vom Infanterie Regiment Carl Schröder eingerückt; eine viel zu kleine Besatzung für den Umfang des Werkes, das nur mit einer Canone besetzt war, die wieder nur nach einer Seite spielen konnte. Ein Drittheil der Mannschaft bestand aus Rekruten, jungen Leuten voll Ehrgefühl, die sich aber die Fertigkeit das Gewehr schnell zu laden und gehörig abzufeuern, noch nicht vollkommen erworben hatten. Hauptmann Marjnovsky vertheilte die Mannschaft; Lieutenant Brojatsch wurde beym Ausfall aufgestellt, der auf der linken Seite der Schanze angebracht war; zu seiner Unterstützung dienten einige Truppen hinter einem Aufwarf, welchen Hauptmann Marjnovsky in Eile hatte verfertigen lassen. Dieser erinnerte die Mannschaft an die Wichtigkeit ihres Postens, der dem Feinde gar leicht den Weg zum Siege bahnen könnte; mit der größten Hartnäckigkeit müsse daher die Schanze vertheidiget werden, und jeder von ihnen entschlossen seyn, als braver Krieger in der Schanze zu sterben; das fordere die Ehre des Regiments; das gebiethe die heilige Pflicht für das Vaterland und den Kaiser.

Unter einem betäubenden Getöse der Trommeln und Hörner näherte sich der Feind in Sturmmarsch; jetzt donnerten die Batterien der obern Schanzen; die feindlichen Colonen beschleunigten ihren Marsch, und stürzten sich in den Graben; hier werden sie mit einem lebhaften Musketenfeuer empfangen, neue Scharen treten an die Stelle der Gebliebenen, und der Sturm wird mit Hitze fortgesetzt. In der Nähe des Ausfalls gelingt es dem Feinde die Brustwehr zu ersteigen; der Lieutenant Brojatsch an der Spitze seiner Mannschaft wirft ihn mit gefälltem Bajonett zurück; ein Bajonettstich in die Hand verminderte den Muth des Tapfern nicht; die Hauptleute Knesevich und Gallé eilen mit einem Theile ihrer Mannschaft herbey, und schlagen gleich unerschrocken mit dem Bajonette mehrere Angriffe ab; der Verlust des Feindes ist beträchtlich; doch Massena selbst befiehlt auf diesem Puncte, durch kühne Beharrlichkeit will er den Sieg erzwingen.

Das Feuer des feindlichen Geschützes hatte in den Theil der Verschanzung, wo die Canone stand, einen Wallbruch gerissen; die Stürmenden strengten nun alle Kräfte an, durch diese Öffnung einzudringen, und es gelang ihnen zuletzt die Brustwehr zu ersteigen. Der Augenblick war entscheidend; Hauptmann Marjnovsky führte den Rest der Unterstützungstruppen vor. Gedenkt an euer Vaterland, ruft er ihnen zu; wüthend rennen sie vor, und warfen die Feinde mit dem Bajonette hinab; der Sturm wird wiederhohlt, und — wieder abgeschlagen. Hauptmann Gallé, durch einen Prellschuß getroffen, sinkt zu Boden, rafft sich schnell wieder auf; es hat nichts zu bedeuten, ruft er seiner Mannschaft zu: Kinder, nur gut gezielt. Viele ermahnen ihn sich verbinden zu lassen: „Heute, erwiedert der

Brave, wird wohl Niemand das Schlachtfeld verlassen, außer derjenige, welcher zurückgetragen werden muß; bin ich auch nicht mehr im Stande zu fechten, so kann ich doch meine Brüder an ihre Pflichten erinnern." — Solche Worte voll Heldensinns sind für den gemeinen Mann im österreichischen Heere nie verlohren, und nach mehreren abgeschlagenen Stürmen, erwacht in ihm die volle Überzeugung: die Schanze könne nicht erobert werden. Auch auf andern Puncten des österreichischen Flügels mit gleichem Heldenmuthe abgewiesen, zieht sich der Feind mit einem bedeutenden Verlust wieder zurück. — Auf diesem Flügel war der Sieg entschieden.

Schreiben des F. M. L. Freyherrn Carl von Schröder an den Obersten Freyherrn von Drechsel.

Ich wünschte sowohl Ew. Hochwohlgeboren, als auch dem ganzen Regimente Glück zu dem großen Ruhm, den es sich in der Schlacht bey Caldiero durch die heldenmüthige Vertheidigung der Schanze bey Colognola errungen hat.

Wäre auch keiner der Braven, die sich dort ausgezeichnet haben, belohnt worden, so fänden sie doch schon einen hinreichenden Ersatz in der hohen Achtung, in der sie nun bey allen Völkern stehen, welche die Geschichte lesen.

Selbst Franzosen in Wien erklärten — freylich mit ihrer gewöhnlichen Eigenliebe. — „Dieses Regiment verdiene ein Französisches zu seyn!„ — was ist schmeichelhafter für das Ehrgefühl braver Krieger, als dieses einem so stolzen Feinde abgedrungene Geständniß.

Empfangen Euer Hochwohlgeboren u. s. w.

Hacking bey Wien 19. December 1805.

Carl Schröder
F. M. L.

Als am 21. May Abends die feindlichen Cürassiers in Massen vordrangen, um die Mitte des österreichischen Heeres zu durchbrechen, warf sich ihnen Graf Lippe, Oberstlieutenant der leichten Reiter von Klenau, mit seiner Division entgegen. Sein Muth riß ihn zu schnell vorwärts, und er war von Feinden umringet, ehe die Seinigen ihm folgen konnten. Der Wachtmeister Carl Schubert fühlte das Schimpfliche für die ganze Truppe, wenn vor ihren Augen ihr Anführer gefangen oder niedergehauen würde; er sprengte auf die Feinde los, hieb jeden vom Pferde, der den Kampf mit ihm wagte, und drang bis zu seinem Oberstlieutenant durch. Beyde aufs neue umringet, bahnen sich einen neuen Weg über die Leichen der Feinde zurück.

Als die Division nach diesem Angriff wieder gesammelt war, dankte der Oberstlieutenant, durch diesen Heldensinn gerührt, dem biedern Wachtmeister vor der ganzen Truppe, und nannte ihn seinen Retter, seinen Freund, der, so wie dieser merkwürdige Tag, ihm unvergeßlich bleiben werde. — Eine so schöne Heldenthat und ihr lautes Lob aus dem Munde des Befehlshabers konnte ihre vielfältige Wirkung bey Truppen nicht verfehlen, die in vielen Kriegen durch ihre Heldenthaten sich der Ehre würdig gezeigt haben: die Nachfolger der Heldenschar von Lützen, der alten Piccolominier zu seyn.

Der Gemeine Stephan Lapiß von Stipsics Husaren wurde 8. July 1809 mit 4 Mann zum Streifen ausgeschickt, und drang bis nach Markgraf-Neusidl vor. Mitten unter den Ruinen des noch rauchenden Dorfes stieß er auf verwundete Österreicher, die ihn um Hülfe — oder den Tod anflehten. Lapiß entschlossen, die Unglücklichen zu retten, sandte seine Waffenbrüder fort, um Wägen herbey zu schaffen; er selbst sprengte auf das Schlachtfeld hinaus, und fand hier noch mehrere Österreicher, die hülflos in ihrem Blute lagen. Als ein wahrer Himmelsbothe erschien den Verzweifelnden Lapiß; er ließ Wasser herbeytragen, um ihren brennenden Durst zu löschen, und dann mit ihren Brüdern im Dorfe, in allen 57, auf 11 Wägen vertheilen. Allein die ganze Gegend wimmelte von feindlichen Nachzüglern, diesen schrecklichen Quälern des Landmannes; was jedoch eine kleine Schar, vom Heldensinne beseelt, zu leisten vermöge, das haben ja schon oft österreichische Krieger gezeigt! — „Unsere verwundeten Brüder, rief Lapiß seinen Waffengenossen zu, verlassen wir nicht, es mag kommen, wer da will." „Wir verlassen euch nicht war die Antwort der Braven, und sie hielten ihr Wort. Oft von einer großen feindlichen Übermacht gedrängt, schlugen sie alle Angriffe feindlicher Streifwachen blutig ab, und geleiteten alle Wägen glücklich über die March. Inniges Gefühl für die Leiden seiner Mitbrüder schmücket den Helden, um so schöner, je mehr er in Gefahr ist, die Gefühle der Menschlichkeit in steten wilden Gefechten zu verlieren. Lapiß verdiente die silberne Tapferkeitsmünze, schon durch die innige Theilnahme an dem Schicksale seiner Waffenbrüder, wäre auch sein Heldensinn dadurch nicht erprobt worden.

Freyherr von Görz, Freund Carls des Zwölften.

Carl der Zwölfte und Görz zu Stralsund.

Holsteins junger Herzog Friedrich der Vierte wagte es, mit der Schwester Carls des Zwölften von Schweden vermählt, seinem eifersüchtigen Verwandten, dem dänischen Hofe zu trotzen, und weckte dadurch zuerst den Sturm, welcher den Norden Europas erschütterte. Die glückliche Verwegenheit seines königlichen Schwagers verlieh ihm durch den Frieden zu Travendal den Vollgenuß seiner gegen Dännemark behaupteten Rechte, und sein kühner Geist, welcher ihn nun an das Schicksal des eisernen Helden aus Schweden fesselte, gab ihm einen frühen Tod auf dem Schlachtfelde bey Klissow, welches sein Freund siegreich verließ, um sein Spiel mit fremden Kronen zu beginnen. Aber Holsteins Glück im Frieden von Travendal waltete nach des Herzogs Tode über seinem Lande, das seinem Sohn, einem Knaben anheim gefallen war, und sicherte demselben die Ruhe, indem der Schwedenkönig als Flüchtling unter den Feinden der Christenheit auf Siege und Rache sann, aus seinem Wahn, daß sich das Geschick vor ihm beugen müsse, nicht durch den Sieg jenes höhern Geistes gerissen, welchen der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts auf Rußlands Thron erblickte, damit der Norden unter dem eisernen Scepter des Schweden nicht bloß zur Waffenstätte bereitet, sondern auch durch Künste des Friedens geschmückt werde. Schweden selbst ward nun von den Feinden angegriffen, und der Zeitpunct schien gekommen zu seyn, wo der Thron zusammenstürzen müsse, von welchem Gustav Adolf als Retter fremder Freyheit, Carl der Zwölfte als Unterjocher der Welt, beyde bewundert und für das Gleichgewicht Europas mehr als gefürchtet, ausgegangen waren. Holsteins unmündiger Herzog dagegen lag, mitten unter den Stürmen, welche um ihn her die

mächtigen Reiche erschütterten, im Arm der Ruhe, bis die Rettung; die ein gedrängtes schwedisches Heer in seinem Lande suchte, dem erbitterten dänischen Könige Veranlassung gab, den Frieden von Travendal zu brechen. Es gewann das Ansehen, als ob es nun einzig von der Gnade des verwandten Königshofes abhangen werde, ob dem Herzoge irgend eine der väterlichen Besitzungen bleiben solle. Aber eben in diesem gefahrvollen Zeitpunct sann ein umfassender Geist unter den ersten Dienern seines Staates nicht nur auf die Erhaltung desselben, sondern faßte den verwegenen Gedanken, seinen jungen Herrn auf den Thron des Königs zu erhöhen, welcher noch in der Türkey daran dachte, sich aus seinem Elend aufzuraffen und die Kronen seiner Feinde zu zerschmettern. Es geziemt starken Seelen, daß sie ihre großen Plane entwickeln, wenn ihnen selbst der Boden geraubt werden soll, auf welchem sie ihren Standort gewählt haben.

Georg Heinrich, Freyherr von Görz *), liebte in dem Herzogthum Holstein nicht sein Vaterland **); aber jedes Geschäft, dem er sich weihte, umfaßte er mit Liebe, und es war ihm Bedürfniß zur treuen Erfüllung seiner Pflicht, sie so zu stellen, daß er sie nicht ohne ein Wagestück erreichte. Sobald er als Geheimerath den Herzogen von Holstein angehörte, ward die Größe derselben seine Leidenschaft, die mit dem Unglück seiner Gebiether tiefer Wurzel faßte. Ohne Zweifel wirkte zu ihrem Gedeihen der traurige Zug, als er des Herzogs Friedrich Leiche aus Polen in die Heimath brachte, und Scharen von erlahmten und kranken Kriegern dem Sarge zu dem väterlichen Heerde folgten, ein Schauspiel, welches in schwächern Seelen den Keim des Ehrgeitzes niederdrücken mochte. ***). Seiner Seele that es wohl, unter dem schauderhaften Bilde des Krieges auf allen Seiten, und den riesenmäßigen Gestalten, die sich jetzt im Norden bewegten, ruhig da zustehen, und für die Größe eines Knaben zu sorgen, welcher sich kaum den Banden des Säuglings entwunden hatte und Länder besaß, die ein zu lockendes Gut waren, um nicht die Habsucht benachbarter Mächte zu einer Zeit zu reitzen, wo der Wechsel im Länderbesitz gewöhnlich geworden; und wiederum nicht Kräfte genug in sich faßten, um sich allein beschützen zu können.

So voll Görz von großen Entwürfen zum Besten seines Herzogs, sah er doch zu gut ein, wie wohlthätig für Holstein die Neutralität durch den Frieden von Travendal nach dem Sturz des Königs von Schweden war, als daß er durch irgend eine Bewegung diese Ruhe hätte stören sollen. Dagegen verwendete er alle Beredsamkeit und Kunst zu unterhandeln, um durch die Mächte, welche Garants des Friedens von Travendal waren, die Besitzungen seines Herrn gegen den König von Dänemark zu retten, wie Dänen und Russen dem Heere des schwedischen Feldherrn Stenbock in dieselben folgten.

Als Görz zum unmittelbaren Schutze der Lande seines Herzogs keine Macht in Bewegung bringen konnte, suchte er für die Erhaltung derselben zu sorgen, indem er die deutschen Provinzen des schwedischen Königs einigermaßen schützte, und so die Einleitung zu einer Neutralität des nördlichen Deutschlands machte. Dieß aber war nicht möglich, wenn nicht eine von jenen nordischen Mächten gewonnen wurde, die aufgeschreckt durch Carls abenteuerliche Unternehmungen alle nur gespannt schienen, Schwedens Macht zu zertrümmern.

In eben dem Jahre, wo die Bedrängnisse der holsteinischen Lande nach einer glücklichen Ruhe, die man kaum hatte erwarten dürfen, plötzlich einen hohen Grad erreichten, 1714 bestieg den preußischen Thron ein König, welcher einen eisernen Sinn, wie Carl der Zwölfte besaß, aber von keiner Sucht nach Heldenruhm und keiner Einbildungskraft voll riesenhafter Bilder getrieben, ihn nur zu einer festen innern Bildung seines Reichs verwandte. Es litt freylich keinen Zweifel, daß auch dieser König, Friedrich Wilhelm der Erste, gern Gewinn davon ziehen werde, wenn die schwedische Macht zu Grunde ging; aber es lag nicht in seiner Natur, in große Entwürfe einzugehen, welche die europäischen Angelegenheiten als ein Ganzes betrachten, und ein kleiner Vortheil in der Nähe war ihm lieber, als der ungeheuerste in der Ferne. Deßwegen hatten ihn die lockendsten Anerbiethungen nicht gereitzt, welche Peter der Große gethan, wenn er zum Bunde der Feinde Schwedens treten wollte.

Auf diesen König richtete Görz seinen Blick, und schmeichelte sich, des Beyfalls des Königs von Schweden für seine Unterhandlungen gewiß zu seyn, da er im Einverständniß mit dem schwedischen Gouverneur von Bremen und Verden, dem Grafen von Welling handelte, der ausdrückliche Vollmacht von seinem Herrn erhalten hatte, ganz nach Gutdünken eine Verbindung mit dem preußischen Hofe einzugehen. Die Unterhandlungen führte Görz zu Berlin mit ausgezeichneter Feinheit. Es ward ein Vertrag geschlossen, daß die schwedischen Festungen, Stetin und Wismar von holsteinischen und preußischen Truppen besetzt werden sollten, bis der nordische Krieg ein Ende erreicht hätte. Beyde Festungen würden alsdann dem Könige von Schweden wieder eingeräumt, sobald die aufgewandten Kosten vergütet wären. Außerdem versprach der preußische Hof, Stralsund und Rügen wider allen feindlichen Angriff zu decken, und mit seiner thätigsten Hülfe nicht abzulassen, bis das herzoglich holsteinische Haus in alle seine Besitzungen und Rechte wieder hergestellt wäre.

Schon zogen sich zwanzig tausend Mann preußische Truppen zusammen, um den Bedingungen dieses Vertrages, Kraft zu geben, durch welchen die Plane der Feinde Schwedens einen großen Riß bekamen, sobald er treu erfüllt wurde. Allein der schwedische Befehlshaber in Stettin, Freyherr von Meyerfeld, weigerte sich durchaus fremde Krieger in die ihm anvertraute Festung aufzunehmen. Wenn der Himmel, sagte er, auf der einen Seite Frieden mit denjenigen gebe, welche jetzt offenbare Feinde wären: so würde dieser Vertrag gewiß ein Zankapfel bleiben, oder ein Zunder werden, wodurch die Kriegsflamme auf der andern Seite mit denen angezündet würde, die sich jetzt als Freunde erklärten. König Carl billigte nachher in

*) Seinen ganzen Nahmen und seine Würden, findet man auf dem Titel der Vertheidigungsschrift für ihn, welche erst im Jahre 1776 erschienen ist: Rettung der Ehre und Unschuld des weiland königlich-Schwedischen Staatsministers und Herz. Schleswig-Holsteinischen Geheimenraths und Ober-Hof-Marschalls Georg Heinrich, Freyherrn von Schlitz, genannt von Görz, aus des Königs Carls XII. des Schwedischen Senates, der schwedischen Herrn und Männer, Original und andern Urkunden, erwiesen. Mit 30 Beylagen. 8. Ohne Druckort.

**) Sein Geschlecht gehört zu der unmittelbaren rheinischen und fränkischen Ritterschaft s. Nordbergs Leben Carls des Zwölften. Th. 2. S. 551.

***) Nordberg I. 365.

einem Schreiben aus der Türkey völlig diese Äußerungen und das Betragen des Befehlshabers.

Man bedauerte, hörte Görz zu Berlin, daß die großmüthigen Absichten des preußischen Hofes nicht anerkannt wären, und der gute Grund, welchen sie zu einem baldigen allgemeinen Frieden im Norden hätten legen wollen, nicht gebilligt würde. Nur zu bald möchten die verfallenen Mauern und Werke Stettins und Wismars durch die feindlichen Kugeln zusammenstürzen; und die unumgängliche Nothwendigkeit trete ein, daß der König von Preußen sich wegen der vorpommerschen Lande und Festungen vor jetzt mit den nordischen Bundesverwandten genauer verbinde.

Unmittelbar nachher zog auch ein russisches Heer aus Mecklenburg vor die Festung Stettin, und begann mit Eifer die Belagerung. Wie die Flammen in mehreren Gegenden der Stadt zu wüthen anfingen, bewies sich der Befehlshaber endlich geneigt, die Festung für neutral erklären zu lassen, und preußische Truppen in dieselbe aufzunehmen. Allein nun äußerte auch sogleich der Hof von Berlin, daß man von dem Inhalt des ersten Vergleichs sich durchaus nicht mehr gebunden glaube *).

Der Plan von Görz, eine Verbindung zwischen Preußen und Schweden zu stiften, und durch dieselbe den jungen Herzog von Holstein, seinen Herrn wieder herzustellen und zu schützen, war bis jetzt fehlgeschlagen, und es litt keinen Zweifel, daß dieser Versuch wie alle übrige, der nördlichen Hälfte Europas den Frieden zu schenken, der endlich um diese Zeit die südliche zu beglücken begann, nachdem sie wie jene seit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts unter den Greueln eines ununterbrochenen Krieges geseufzt hatte, vorzüglich an dem Starrsinn Carls des Zwölften gescheitert war. Dieß fühlte man lebhaft in Schweden, dessen Hülfsquellen zur Fortsetzung des Krieges fast gänzlich erschöpft waren, indem es durch das Glück und die Macht seiner zahlreichen Feinde immer härter bedrängt wurde. Auch wankte während der langen Abwesenheit des Königs das Vertrauen der Nation zu der Regierung. Bey den Ständen der Ritter und Bauern waren lebhafte Bewegungen, die königliche Gewalt an Carls Schwester, die Prinzessinn Ulrike Eleonore zu übertragen. Das Gerücht hievon weckte in Görz einen kühnen Gedanken. Des jungen Herzogs von Holstein vor wenigen Jahren verstorbene Mutter war die ältere Schwester des Königs von Schweden gewesen; ihr Sohn schien ein näheres Recht auf die Krone, also auch auf die Regentschaft zu haben, als seine Tante Ulrike Eleonore. Auf diesen Umstand und auf die große Parthie, welche das holsteinische Haus im schwedischen Senat hatte, auf den Wunsch, welchen die nordischen Mächte hegen mußten, daß Carls ungestümer Geist nimmer wieder über Schweden walte, gründete Görz den Gedanken, seinen kaum vierzehnjährigen Herrn auf den Thron Gustav Adolphs zu bringen. Er ließ insgeheim dem Zaar zuerst seinen Entwurf darlegen, worin er die Nähe eines allgemeinen und für Rußland vortheilhaften Friedens im Norden zeigte, wenn die bezweckte Veränderung auf dem schwedischen Thron vollbracht würde, welche sich auf das Recht seines Herrn gründe, da Carl der Zwölfte in der Türkey so gut wie verloren wäre. Allein Peter der Große verwarf diesen Vorschlag mit Unwillen; und Görz war nun in einer gefährlichen Lage. Der König rüstete sich wirklich, die Türkey zu verlassen; und der harte Stolz, den er immer hervorbrechen ließ, wenn jemand auf das leiseste sein königliches Ansehen und den unumschränkten Gehorsam gegen ihn verletzte, weissagte dem holsteinischen Geheimenrathe das Schicksal Paktuls, wenn der König von seiner Unterhandlung am russischen Hofe Nachricht bekomme. Zwar konnte er sich mit seinem Eifer für das Wohl seines Herrn und mit dem Grund entschuldigen, daß er kein Unterthan des schwedischen Königs sey, und deßhalb gegen denselben keinen Verrath durch sein gewagtes Unternehmen verübt habe. Allein das unbiegsame Gemüth des eisernen Helden pflegte auf solche Rechtfertigung nicht zu achten; über Holstein geboth er nach Willkühr, und von den Dienern des herzoglichen Hauses erwartete er Unterthanenpflicht, da er für dasselbe den gewaltigen Sturm im Norden erregt, und sich in sein gegenwärtiges Unglück gestürzt hatte *)

Görz rief daher den Gesandten von Bassewitz, welcher am russischen Hofe die Unterhandlung hatte einleiten sollen, sogleich zurück, und wandte alle Mittel an, um die Papiere, welche dieselbe betrafen, zu vernichten. Aber er wußte auch, daß dennoch, wenn es ihm auch gelang, jede Urkunde, die wider ihn zeugen konnte, zu vertilgen, der Schritt, welchen er am russischen Hofe gethan hatte, dem König von Schweden nicht verborgen bleiben werde. Der Oheim des jungen Herzogs, Christian August Bischof zu Lübeck, mußte daher ein Schreiben nach der Türkey ergehen lassen, wodurch ein Schleyer über die Verhandlungen zu Petersburg geworfen werden sollte. Auch schien es nach der Antwort des Königs, als wär' dieß gelungen. Überdieß vertraute Görz sehr auf die Macht seiner Beredsamkeit, und wollte es wagen, zu dem König in die Türkey zu reisen, theils um jeden nachtheiligen Eindruck aus dessen Seele zu tilgen, ehe er seine Länder betrat und hinlänglichen Aufschluß über den Geist der Verhandlung am russischen Hofe bekommen möchte, theils um ein Band, welches er in Wien knüpfte, zu einer Verbindung zwischen dem Kaiser und Schweden zu schlingen, wodurch der Friede herbeygeführt würde. Allein zu Wien durch eine Krankheit aufgehalten, bekam er die Nachricht, daß Carl ihn nicht in der Türkey, sondern in Pommern sehen werde.

Die Lage des Freyherrn von Görz war noch dadurch verschlimmert, daß der König entschiedenen Unwillen über die Besetzung der Feste Stettin durch die Preußen äußerte, und durchaus sich kein Versprechen ablocken ließ, die Geldsumme, welche der preußische Hof für den Abzug der Feinde aus Pommern theils schon entrichtet, theils verheißen hatte, wieder zu entrichten. Dennoch eilte er von Wien hinweg, sobald er die Kunde von der Heimreise des Königs vernahm. An demselben Tage, da dieser nach der abenteuerlichsten und angestrengtesten Reise in Stralsund ankam, verließ jener die Kaiserstadt, und diejenigen, welche Carls Person umgaben, weissagten ihm schon das traurigste Schicksal. Eines der ersten Geschäfte des Königs war gewesen, sich über die Verhandlungen am russischen Hofe, und die Übereinkunft wegen der Festung Stettin, die beyde durch Görz eingeleitet waren, unterrichten zu lassen, und verschiedene Dokumente darüber durchzulesen. Überdieß hatten die Feinde des Freyherrn keine Mühe gespart, ihn in dem schwärzesten Schatten darzustellen.

*) Rettung des Freyherrn von Görz S. 4—8. Nordberg II. 415—58.

*) Nordberg II. 512.

mächtigen Reiche erschütterten, im Arm der Ruhe, bis die Rettung, die ein gedrängtes schwedisches Heer in seinem Lande suchte, dem erbitterten dänischen Könige Veranlassung gab, den Frieden von Travendal zu brechen. Es gewann das Ansehen, als ob es nun einzig von der Gnade des verwandten Königshofes abhangen werde, ob dem Herzoge irgend eine der väterlichen Besitzungen bleiben solle. Aber eben in diesem gefahrvollen Zeitpunct sann ein umfassender Geist unter den ersten Dienern seines Staates nicht nur auf die Erhaltung desselben, sondern faßte den verwegenen Gedanken, seinen jungen Herrn auf den Thron des Königs zu erhöhen, welcher noch in der Türkey daran dachte, sich aus seinem Elend aufzuraffen und die Kronen seiner Feinde zu zerschmettern. Es geziemt starken Seelen, daß sie ihre großen Plane entwickeln, wenn ihnen selbst der Boden geraubt werden soll, auf welchem sie ihren Standort gewählt haben.

Georg Heinrich, Freyherr von Görz *), liebte in dem Herzogthum Holstein nicht sein Vaterland **); aber jedes Geschäft, dem er sich weihte, umfaßte er mit Liebe, und es war ihm Bedürfniß zur treuen Erfüllung seiner Pflicht, sie so zu stellen, daß er sie nicht ohne ein Wagestück errichte. Sobald er als Geheimerath den Herzogen von Holstein angehörte, ward die Größe derselben seine Leidenschaft, die mit dem Unglück seiner Gebiether tiefer Wurzel faßte. Ohne Zweifel wirkte zu ihrem Gedeihen der traurige Zug, als er des Herzogs Friedrich Leiche aus Polen in die Heimath brachte, und Scharen von erlahmten und kranken Kriegern dem Sarge zu dem väterlichen Heerde folgten, ein Schauspiel, welches in schwächern Seelen den Keim des Ehrgeitzes niederdrücken mochte. ***). Seiner Seele that es wohl, unter dem schauderhaften Bilde des Krieges auf allen Seiten, und den riesenmäßigen Gestalten, die sich jetzt im Norden bewegten, ruhig da zustehen, und für die Größe eines Knaben zu sorgen, welcher sich kaum den Banden des Säuglings entwunden hatte und Länder besaß, die ein zu lockendes Gut waren, um nicht die Habsucht benachbarter Mächte zu einer Zeit zu reitzen, wo der Wechsel im Länderbesitz gewöhnlich geworden; und wiederum nicht Kräfte genug in sich faßten, um sich allein beschützen zu können.

So voll Görz von großen Entwürfen zum Besten seines Herzogs, sah er doch zu gut ein, wie wohlthätig für Holstein die Neutralität durch den Frieden von Travendal nach dem Sturz des Königs von Schweden war, als daß er durch irgend eine Bewegung diese Ruhe hätte stören sollen. Dagegen verwendete er alle Beredsamkeit und Kunst zu unterhandeln, um durch die Mächte, welche Garants des Friedens von Travendal waren, die Besitzungen seines Herrn gegen den König von Dänemark zu retten, wie Dänen und Russen dem Heere des schwedischen Feldherrn Stenbock in dieselben folgten.

Als Görz zum unmittelbaren Schutze der Lande seines Herzogs keine Macht in Bewegung bringen konnte, suchte er für die Erhaltung derselben zu sorgen, indem er die deutschen Provinzen des schwedischen Königs einigermaßen schützte, und so die Einleitung zu einer Neutralität des nördlichen Deutschlands machte. Dieß aber war nicht möglich, wenn nicht eine von jenen nordischen Mächten gewonnen wurde, die aufgeschreckt durch Carls abenteuerliche Unternehmungen alle nur gespannt schienen, Schwedens Macht zu zertrümmern.

In eben dem Jahre, wo die Bedrängnisse der holsteinischen Lande nach einer glücklichen Ruhe, die man kaum hatte erwarten dürfen, plötzlich einen hohen Grad erreichten, 1714 bestieg den preußischen Thron ein König, welcher einen eisernen Sinn, wie Carl der Zwölfte besaß, aber von keiner Sucht nach Heldenruhm und keiner Einbildungskraft voll riesenhafter Bilder getrieben, ihn nur zu einer festen innern Bildung seines Reichs verwandte. Es litt freylich keinen Zweifel, daß auch dieser König, Friedrich Wilhelm der Erste, gern Gewinn davon ziehen werde, wenn die schwedische Macht zu Grunde ging; aber es lag nicht in seiner Natur, in große Entwürfe einzugehen, welche die europäischen Angelegenheiten als ein Ganzes betrachten, und ein kleiner Vortheil in der Nähe war ihm lieber, als der ungeheuerste in der Ferne. Deßwegen hatten ihn die lockendsten Anerbiethungen nicht gereitzt, welche Peter der Große gethan, wenn er zum Bunde der Feinde Schwedens treten wollte.

Auf diesen König richtete Görz seinen Blick, und schmeichelte sich, des Beyfalls des Königs von Schweden für seine Unterhandlungen gewiß zu seyn, da er im Einverständniß mit dem schwedischen Gouverneur von Bremen und Verden, dem Grafen von Welling handelte, der ausdrückliche Vollmacht von seinem Herrn erhalten hatte, ganz nach Gutdünken eine Verbindung mit dem preußischen Hofe einzugehen. Die Unterhandlungen führte Görz zu Berlin mit ausgezeichneter Feinheit. Es ward ein Vertrag geschlossen, daß die schwedischen Festungen, Stetin und Wismar von holsteinischen und preußischen Truppen besetzt werden sollten, bis der nordische Krieg ein Ende erreicht hätte. Beyde Festungen würden alsdann dem Könige von Schweden wieder eingeräumt, sobald die aufgewandten Kosten vergütet wären. Außerdem versprach der preußische Hof, Stralsund und Rügen wider allen feindlichen Angriff zu decken, und mit seiner thätigsten Hülfe nicht abzulassen, bis das herzoglich holsteinische Haus in alle seine Besitzungen und Rechte wieder hergestellt wäre.

Schon zogen sich zwanzig tausend Mann preußische Truppen zusammen, um den Bedingungen dieses Vertrages, Kraft zu geben, durch welchen die Plane der Feinde Schwedens einen großen Riß bekomen, sobald er treu erfüllt wurde. Allein der schwedische Befehlshaber in Stettin, Freyherr von Meyerfeld, weigerte sich durchaus fremde Krieger in die ihm anvertraute Festung aufzunehmen. Wenn der Himmel, sagte er, auf der einen Seite Frieden mit denjenigen gebe, welche jetzt offenbare Feinde wären: so würde dieser Vertrag gewiß ein Zankapfel bleiben, oder ein Zunder werden, wodurch die Kriegsflamme auf der andern Seite mit denen angezündet würde, die sich jetzt als Freunde erklärten. König Carl billigte nachher [illegible]

*) Seinen ganzen Nahmen und seine Würden, findet man auf dem Titel der Vertheidigungsschrift für ihn, welche erst im Jahre 1776 erschienen ist: Rettung der Ehre und Unschuld des weiland königlich-Schwedischen Staatsministers und Herz. Schleswig-Holsteinischen Geheimeraths und Ober-Hof-Marschalls Georg Heinrich, Freyherrn von Schlitz, genannt von Görz, aus des Königs Carls XII. des Schwedischen Senates, der schwedischen Herrn und Männer, Original und andern Urkunden, erwiesen. Mit 30 Beylagen. 8. Ohne Druckort.

**) Sein Geschlecht gehört zu der unmittelbaren rheinischen und fränkischen Ritterschaft s. Nordbergs Leben Carls des Zwölften. Th. 2. S. 551.

***) Nordberg I. 365.

che in seinem Lager gesprochen wurden, woraus sich das bunte Gemisch der Stämme, die er befehligte, und die Schwierigkeiten, diese Menschen zusammen zu halten, erkennen läßt. Türken, Araber, Georgier (er selbst war einer), Nubier, Egypter und andere Völkerschaften aus dem Innern von Afrika bildeten sein Corps. Von einigen der Letztern gibt Hamilton bey dieser Gelegenheit folgende nähere Nachrichten.

Die Bicharés, (ein arabischer Stamm), tragen ihre Haare auf eine eigene Weise aufgesetzt. Auf dem Scheitel sind sie fest zusammen gebunden, auf den Seiten des Kopfs völlig frey, dick und struppig. Bey diesem Haarputz brauchen sie viel Fett, und tragen das Haupt immer entblößt. Ihre Nahrung besteht in Milch, Datteln und Fleisch, das sie meist roh, oder nur an der Sonne gedörrt, essen. Ihre Waffen sind sieben Fuß hohe, oben und unten mit eisernen Spitzen versehene Lanzen, und ein mit Nil-Pferd-Leder überzogener Schild. Die Angesehensten reiten auf Dromedaren, und führen einen großen Säbel, der an der Spitze sehr breit ist. Sie kennen die Gebirge der Gegend allein, sind in dieser Rücksicht den Mameluken unentbehrlich, und verrathen dieses Gefühl ihres Verhältnisses in aufgeblasenem Stolze. Sie sind klein von Wuchs, von angenehmer Gesichtsbildung und unermüdeter Thätigkeit, und haben zuweilen etwas in ihrer Physiognomie, das an die Neger erinnert, denen sie auch in der Hautfarbe beynahe gleich kommen. Ihre Weiber sollen sehr schön seyn. Sie erzählten mit wahrer Begeisterung von dem Vergnügen, den Dromedaren die Adern zu öffnen, und ihnen das warme Blut auszusaugen. Eigentliche Gebirgs-Menschen, übertreffen sie die Bewohner der egyptischen Ebenen weit an Scharfsinn, Thätigkeit und Umsicht.

In einem Gebirgs-Paß, durch den Hamilton mit seinen Begleitern von des Bei's Corps kam, lag ein großer Granit-Block, auf welchem ein pyramidalförmiger Haufen kleiner Felsstücke war. Im Vorbeygehen warfen alle einen Stein auf denselben, und Hamilton wurde eingeladen, ein Gleiches zu thun. Einige gaben als Grund an, daß auf dieser Stelle vor einigen Jahren ein Mord vorgefallen sey; die meisten wußten aber nicht, warum sie es thaten. Hamilton erinnerte sich dabey an den Befehl, den Josua zum Andenken an den Übergang über den Jordan gegeben, und behauptet, diese Sitte häufig im Orient angetroffen zu haben.

In Essuan machte dieser Reisende die Bekanntschaft von zween Mauren, welche mit vielen andern ihrer Landsleute nach Mecca wallfahrteten. Sie nannten ihr Volk Secrua'é, ihr Land Demurki, und behaupteten, daß sie fünf Monathe Zeit zu ihrer Reise bis an die Grenze von Egypten gebraucht hätten. In fünf Jahren, sagten sie, würden sie wieder von Mecca zu Hause seyn. Sie betteln sich überall durch, und verdienen wohl keinen Glauben, wenn sie Hamilton von der Hauptstadt ihres Landes, Tendeldé, erzählten, daß sie sechs Tagereisen (für einen Fußgänger) Umfang habe. Sie waren schwarz von Farbe, und hatten in ihren Gesichtszügen viel von den Negern von Guinea.

Bey seinem Besuch fand Hamilton den Bei vor seinem Zelt auf der Erde sitzen, wie er gerade einigen Bicharen, die ihm als Spione dienten, Befehle ertheilte. Er behandelte sie mit vieler Aufmerksamkeit, und man konnte wohl sehen, daß seine Sicherheit und der Unterhalt seiner Truppen von diesem Stamme abhing. Sie standen da, wie Leute, die jeden Augenblick in einem Wettrennen von den geöffneten Schranken [illegible] sollten, und warteten nur bis sie von Hamilton Geschenke erhalten hatten. So wie sie diese bekommen, flogen sie davon, und eilten in die Wüsten, um die Sommer-Caravane auszukundschaften. Auf die Abgabe, welche Elfi-Bei derselben aufzulegen wollte, harrte er ängstlich, da sie in seiner Lage beynahe seine einzige Hoffnung war.

Der Bei sprach mit Hamilton hauptsächlich von seinen Lieblingskünsten, der Astrologie und der Magie. Er zeigte ihm ein Buch, das in schönen arabischen Charakteren verfaßt war, und eine Menge colorirter Zeichnungen von Ungeheuern, von Thieren, Pflanzen und Menschengestalten enthielt, denen allen unverständliche Zeichen beygesetzt waren. Erklärungen wollte er keine von diesen Dingen geben; aber er versicherte, daß er in allen Verlegenheiten zu dem Buch seine Zuflucht nähme, und alle seine Märsche darnach einrichte. Bey Nacht beobachtete er den Polar-Stern und den Stier, den er Aldebaran nannte. Die übrigen Sterne verwechselte er unaufhörlich mit einander, unerachtet er von allen Geheimnissen derselben redete. Hamiltons Zweifel gegen die Zuverläßigkeit der Astrologie beantwortete er mit dem merkwürdigen Wort: „es ist wahr, ihr Franken (Europäer) wißt viel, aber ihr verstehet euer Wissen nicht anzuwenden.“ Noch sprach er allerley über die Theorie des Universums, über Geographie, die Sitten der Völker, über das System der Braminen und über die älteste Geschichte Egyptens. Hamilton fand in allem wenig Menschenverstand, bemerkt aber doch, daß eben so viel Sinn und Wahrheit darin gewesen, als in vielem, was wir anstaunen, bloß, weil es durch griechische Schriftsteller auf uns gekommen ist.

Auf der weitern Reise ließ Elfi-Bei die Engländer durch Mameluken begleiten, und sie verhindern, nicht über den Nil zu gehen, weil er, wie er sagte, in diesem Fall nicht für ihre Sicherheit stehen könnte.

Miscellen.

Herr Hoffmann, welcher zur Zeit der helvetischen Republik Regierungssecretär war, nachmahls als Schullehrer in Arau und in Yverdun bey Pestalozzi gelebt hat, hat in Neapel eine Pensions- und Schulanstalt nach des Letzteren Grundsätzen errichtet. „Er findet Schüler und Schülerinnen in Menge, welche alle so planmäßig methodisirt werden, daß die Natur selbst da zu lernen fände, wie sie eigentlich zu Werk gehen müßte, wenn sie zum Lernen nicht schon zu alt wäre.

....

Kürzlich durchlief der Ritter Simon Stuart von Hartley die alten Papiere seiner Familie, da fand er auf der Rückseite eines Kaufsvertrags bemerkt, daß einer seiner Voreltern unter Cromwel, an einem genau bestimmten Orte 15,000 Goldstücke vergraben habe. Er stellte deßhalb die nöthigen Forschungen an, und fand wirklich einen großen eisernen Topf, der mit diesem Schatz angefüllt war. Dabey war ein Stück Pergament, welches die Worte enthielt: „ehe soll es der Teufel, als Cromwel bekommen.“

....

Ein französischer Schriftsteller hat kürzlich behauptet, daß unter den 631,531 Menschen, welche die gegenwärtige Pariser Bevölkerung ausmachen, höchstens 40000 Familien seyen, welche ein liegendes Eigenthum besitzen.

Einer unseligen Verblendung schrieb man es zu, daß er seinem Schicksal mit anscheinender Sorglosigkeit entgegeneilte. Er erschien vor dem König zu Stralsund: die erste Unterredung dauerte lange, und seit derselben war Görz früh und spät zu Carls Seite. Allgemein war die Verwunderung, daß ein Mann, welchen man schon als einen Verbrecher, dem Hochgerichte hingegeben glaubte, plötzlich der Gnade des unbeugsamsten aller Herrscher in der größten Fälle gewürdigt wurde. Die meisten fanden den Grund dieser unerwarteten Erscheinung in einer Schonung, welche Carl gegen den Herzog von Holstein und dessen Oheim beobachten wollte, die an den Planen des Freyherrn Theil genommen hatten, und durch jede Strafe, die auf denselben fiel, mit leiden mußten. Allein eine solche Schonung lag nicht in dem Charakter des schwedischen Königs, und sie konnte er auch ausüben, ohne auf einmahl dem herzoglichen Minister ausgezeichnetes Wohlwollen widerfahren zu lassen. Vielleicht war es der Beredsamkeit desselben, und den Aussagen des Bischofs von Lübeck gelungen, die wahre Beschaffenheit des Planes, welchen man dem Zaar eröffnet hatte, durch einen falschen Schein zu verbergen; für das Verfahren in Hinsicht auf die Festungen Stettin und Wismar liessen sich aber Rechtfertigungsgründe genug anführen. Vielleicht war Carl, indem er die Absicht des Antrages bey Peter dem Großen ganz einsah, durch die Kühnheit desselben so überrascht worden, daß er eben ihrentwegen die ungeheuere Beleidigung vergab, welche ihm dadurch zugefügt war. Gewiß aber ist es, daß er in Görz sogleich einen Geist entdeckte und liebte, welcher dem seinigen in verwegenen Entwürfen sich gleich stellen konnte. Schon längst hatte ihm ein Staatsmann gefehlet, welcher sein ungeduldiges Gemüth durch keinen Umschweif ermüdete, sondern schnell auf das Ziel losdrang, und zugleich jene Kenntnisse, jene Feinheit der Unterhandlung, jene kalte Berechnung der Umstände, die ihm gänzlich mangelten, gleichsam zur Ergänzung seines königlichen Sinnes ihm zubrachte *).

Was Freundschaft zwischen dem Könige und dem Freyherrn so schnell geschaffen, gab ihr auch zugleich unerschütterliche Festigkeit: die Harmonie, welche die Natur zwischen zwey Seelen gebeut, ist stärker, als das Einverständniß langer Gewohnheit. Vergebens kam nun der erbitterte Feind von Görz, der Graf von Bassewitz, um durch seinen Bericht von seiner Sendung nach Petersburg den Freyherrn zu verderben; Carl weigerte sich durchaus ihn anzuhören **).

Vorfall, wodurch die Gunst Carls gegen Görz steigt.

Ohne Zweifel hatte Görz nicht gezaudert, mit Friedensplanen den König zu umgeben; aber der immer mehr anschwellende Krieg drängte diesen so hart, daß er mehr auf unmittelbare Vertheidigung, als auf die entferneteren Aussichten sinnen mußte. In Stralsund von den nordischen Bundesverwandten belagert, vertheidigte er sich mit seiner ganzen hartnäckigen Kühnheit, und es hatte das Ansehen, daß er sich unter dem Schutte der Stadt begraben werde. Endlich ließ er sich bereden, mitten im strengsten Winter dieselbe zu verlassen (1715 December 11). Ein kleines Fahrzeug entführte ihn unter gefahrvoller Arbeit durch das immer mehr anwachsende Eis, und unter größerer Gefahr, von den Kugeln der feindlichen Batterien auf der Insel Rügen, die ununterbrochen sausten, in den Grund geschossen zu werden. Glücklich erreicht der König die Insel Jasmuth, wo eine leicht segelnde Fregatte ihn erwarten soll; er findet sie nicht, und fährt im elenden Fischerkahn, vom Wintersturm bedroht, in die offene See, um vierzehen deutsche Meilen, weit zu schiffen. Die Hälfte derselben war zurückgelegt, als die vermißte Fregatte erschien. Aus Mangel an Lebensmitteln hatte sie ihren Posten verlassen müssen, doch darauf gerechnet, zur bestimmten Zeit bey Jasmuth wieder gegenwärtig zu seyn. Allein niemand, sagte ihr Befehlshaber, habe ihm Lebensmittel leihen wollen, wiewohl er bewiesen habe, daß er den König nach Ystedt bringen solle, und ohne die Lebensmittel nicht auf seinen Posten zurückkehren könne. Der Gouverneur von Schonen habe ihm nicht einmahl erlauben wollen, zurückzuschiffen. Da sey nun zum Glück der Freyherr von Görz erschienen, auf einer Reise nach Malmoe, habe ihm sogleich das nöthige Geld doppelt gegeben, und dem Gouverneur Vorwürfe wegen seines unverständigen Verfahrens gemacht.

Der eiserne Carl vermochte nicht seine Rührung zu verbergen. Als er in Ystedt den väterlichen Boden betrat, sagte er zu vielen hier versammelten Feldherren und Großen des Reichs, daß er ohne die Hülfe des Freyherrn von Görz in Gefahr geschwebet, sein Königreich nie wieder zu sehen, und ungemein erfreue es ihn, daß ein Fremder eine Auslage an Geld für ihn nicht verweigert habe.

Diese Auslage hatte freylich kaum fünfzig Thaler betragen; aber Carls Unterthanen hatten selbst die Hälfte derselben versagt, und sein Unglück hatte ihn gelehrt, selten Vertrauen zu den Menschen zu hegen. Eine Äußerung des Vertrauens, welche zu seiner Rettung beytrug, und von dem Manne, mit welchem ihn genialische Harmonie schon verbunden hatte; wirkte auf ihn, wie ein Zeichen des Schicksals, daß er diesem Manne ganz vertrauen solle. Er beschloß, das Glück seines Reichs in die Hände des Freyherrn von Görz zu geben *).

(Die Fortsetzung folgt.)

Hamiltons Besuch bey einem egyptischen Bei.

Der Engländer Hamilton hat vor zwey Jahren ein Werk herausgegeben, das die Bemerkungen enthält, welche er auf seinen Reisen in der Levante, während der Jahre 1801 und 1802 gemacht hat. Die erste Abtheilung desselben umfaßt Egypten, und liefert über dieses merkwürdige Land viel Neues und Wissenswerthes. Wir heben daraus einiges aus seiner Erzählung von dem Besuch aus, welchen er bey Elfi-Bei, einem der Mameluken-Chefs, gemacht hat, der die südlichsten Gegenden von Egypten um diese Zeit inne hatte.

Nach seiner Ankunft in Es-Suan machte Hamilton dem Bei, der sich über den berühmten Katarakten gelagert hatte, seinen Besuch. Er hatte ihm seinen Schatzmeister entgegen geschickt, um sich zu erkundigen, wer er, und was der Zweck seiner Reise sey, und ließ ihn sodann vor sich führen.

Die Aufnahme war gut, wiewohl nicht ganz ohne Mißtrauen im Anfang. Bald ließ sich der Bei jedoch in Unterhaltungen über seine Lage ein, von der er selbst gestand, daß sie nicht die beneidenswertheste sey. Er zählte acht Sprachen, wel-

*) Nordberg II. 553. 54. Rettung des Freyherrn von Görz. 15 — 19.

**) Rettung des Freyherrn von Görz S. 20.

*) Rettung des Freyherrn von Görz 24 — 26.

che in seinem Lager gesprochen wurden, woraus sich das bunte Gemisch der Stämme, die er befehligte, und die Schwierigkeiten, diese Menschen zusammen zu halten, erkennen läßt. Türken, Araber, Georgier (er selbst war einer), Nubier, Egypter und andere Völkerschaften aus dem Innern von Afrika bildeten sein Corps. Von einigen der Letztern gibt Hamilton bey dieser Gelegenheit folgende nähere Nachrichten.

Die Bicharen, (ein arabischer Stamm), tragen ihre Haare auf eine eigene Weise aufgesetzt. Auf dem Scheitel sind sie fest zusammen gebunden, auf den Seiten des Kopfs völlig frey, dick und struppig. Bey diesem Haarputz brauchen sie viel Fett, und tragen das Haupt immer entblößt. Ihre Nahrung besteht in Milch, Datteln und Fleisch, das sie meist roh, oder nur an der Sonne gedörrt, essen. Ihre Waffen sind sieben Fuß hohe, oben und unten mit eisernen Spitzen versehene Lanzen, und ein mit Nil-Pferd-Leder überzogener Schild. Die Angesehensten reiten auf Dromedaren, und führen einen großen Säbel, der an der Spitze sehr breit ist. Sie kennen die Gebirge der Gegend allein, sind in dieser Rücksicht den Mameluken unentbehrlich, und verrathen dieses Gefühl ihres Verhältnisses in aufgeblasenem Stolze. Sie sind klein von Wuchs, von angenehmer Gesichtsbildung und unermüdeter Thätigkeit, und haben zuweilen etwas in ihrer Physiognomie, das an die Neger erinnert, denen sie auch in der Hautfarbe beynahe gleich kommen. Ihre Weiber sollen sehr schön seyn. Sie erzählten mit wahrer Begeisterung von dem Vergnügen, den Dromedaren die Adern zu öffnen, und ihnen das warme Blut auszusaugen. Eigentliche Gebirgs-Menschen, übertreffen sie die Bewohner der egyptischen Ebenen weit an Scharfsinn, Thätigkeit und Umsicht.

In einem Gebirgs-Paß, durch den Hamilton mit seinen Begleitern von des Bei's Corps kam, lag ein großer Granit-Block, auf welchem ein pyramidalförmiger Haufen kleiner Felsstücke war. Im Vorbeygehen warfen alle einen Stein auf denselben, und Hamilton wurde eingeladen, ein Gleiches zu thun. Einige gaben als Grund an, daß auf dieser Stelle vor einigen Jahren ein Mord vorgefallen sey; die meisten wußten aber nicht, warum sie es thaten. Hamilton erinnerte sich dabey an den Befehl, den Josua zum Andenken an den Übergang über den Jordan gegeben, und behauptet, diese Sitte häufig im Orient angetroffen zu haben.

In Essuan machte dieser Reisende die Bekanntschaft von zween Mauren, welche mit vielen andern ihrer Landsleute nach Mecca wallfahrteten. Sie nannten ihr Volk Secrua's, ihr Land Demurki, und behaupteten, daß sie fünf Monathe Zeit zu ihrer Reise bis an die Grenze von Egypten gebraucht hätten. In fünf Jahren, sagten sie, würden sie wieder von Mecca zu Hause seyn. Sie bettelten sich überall durch, und verdienen wohl keinen Glauben, wenn sie Hamilton von der Hauptstadt ihres Landes, Tendeldé, erzählten, daß sie sechs Tagereisen (für einen Fußgänger) Umfang habe. Sie waren schwarz von Farbe, und hatten in ihren Gesichtszügen viel von den Negern von Guinea.

Bey seinem Besuch fand Hamilton den Bei vor seinem Zelt auf der Erde sitzen, wie er gerade einigen Bicharen, die ihm als Spione dienten, Befehle ertheilte. Er behandelte sie mit vieler Aufmerksamkeit, und man konnte wohl sehen, daß seine Sicherheit und der Unterhalt seiner Truppen von diesem Stamme abhing. Sie standen da, wie Leute, die jeden Augenblick in einem Wettrennen von den geöffneten Schranken ablaufen sollten, und warteten nur bis sie von Hamilton Geschenke erhalten hatten. So wie sie diese bekommen, flogen sie davon, und eilten in die Wüsten, um die Sommer-Caravane auszukundschaften. Auf die Abgabe, welche Elfi-Bei derselben auflegen wollte, harrte er ängstlich, da sie in seiner Lage beynahe seine einzige Hoffnung war.

Der Bei sprach mit Hamilton hauptsächlich von seinen Lieblingskünsten, der Astrologie und der Magie. Er zeigte ihm ein Buch, das in schönen arabischen Charakteren verfaßt war, und eine Menge colorirter Zeichnungen von Ungeheuern, von Thieren, Pflanzen und Menschengestalten enthielt, denen allen unverständliche Zeichen beygesetzt waren. Erklärungen wollte er keine von diesen Dingen geben; aber er versicherte, daß er in allen Verlegenheiten zu dem Buch seine Zuflucht nähme, und alle seine Märsche darnach einrichte. Bey Nacht beobachtete er den Polar-Stern und den Stier, den er Aldebaran nannte. Die übrigen Sterne verwechselte er unaufhörlich mit einander, unerachtet er von allen Geheimnissen derselben redete. Hamiltons Zweifel gegen die Zuverläßigkeit der Astrologie beantwortete er mit dem merkwürdigen Wort: „es ist wahr, ihr Franken (Europäer) wißt viel, aber ihr verstehet euer Wissen nicht anzuwenden.“ Noch sprach er allerley über die Theorie des Universums, über Geographie, über Sitten der Völker, über das System der Braminen und über die älteste Geschichte Egyptens. Hamilton fand in allem wenig Menschenverstand, bemerkt aber doch, daß eben so viel Sinn und Wahrheit darin gewesen, als in vielem, was wir anstaunen, bloß, weil es durch griechische Schriftsteller auf uns gekommen ist.

Auf der weitern Reise ließ Elfi-Bei die Engländer durch Mameluken begleiten, und sie verhindern, nicht über den Nil zu gehen, weil er, wie er sagte, in diesem Fall nicht für ihre Sicherheit stehen könnte.

Miscellen.

Herr Hoffmann, welcher zur Zeit der helvetischen Republik Regierungssecretär war, nachmahls als Schullehrer in Arau und in Yverdun bey Pestalozzi gelebt hat, hat in Neapel eine Pensions- und Schulanstalt nach des Letzteren Grundsätzen errichtet. „Er findet Schüler und Schülerinnen in Menge, welche alle so planmäßig methodisirt werden, daß die Natur selbst da zu lernen fände, wie sie eigentlich zu Werk gehen müßte, wenn sie zum Lernen nicht schon zu alt wäre.

Kürzlich durchlief der Ritter Simon Stuart von Hartley die alten Papiere seiner Familie, da fand er auf der Rückseite eines Kaufcontrakts bemerkt, daß einer seiner Voraltern unter Cromwel, an einem genau bestimmten Orte 15,000 Goldstücke vergraben habe. Er stellte deßhalb die nöthigen Forschungen an, und fand wirklich einen großen eisernen Topf, der mit diesem Schatz angefüllt war. Dabey war ein Stück Pergament, welches die Worte enthielt: „ehe soll es der Teufel, als Cromwel bekommen.“

Ein französischer Schriftsteller hat kürzlich behauptet, daß unter den 631,531 Menschen, welche die gegenwärtige Pariser Bevölkerung ausmachen, höchstens 40000 Familien seyen, welche ein liegendes Eigenthum besitzen.

nahes Unglück ahnend, ohne schickliche Mittel, ihm begegnen zu können, zog er von ihnen in die Einsamkeit zurück; aber je mehr er sich zurückzog, je ängstlicher sah er alle seine Tritte und Schritte aus der Ferne von ihnen belagert. Die Hallen der Kirche, als suchte er im Heiligthume Gottes eine Freystätte in der ihn bedrängenden Noth, waren jetzt sein gewöhnlichster Aufenthalt. Auf ein Mahl, als er eben dort düstersinnend und über dem Wechsel der Weltschicksale, die er erlebt, wie über seinem eigenen in starrer Ruhe brütete, traten die zwölf verschworenen Häupter, bewaffnet, gegen ihn an. Ihr Nahen, ihr Gang, der Ausdruck ihrer Gesichter, die vergebens den Frevel zu verbergen sich anstrengen, verkünden ihm das über ihn Beschlossene, und die gereifte Vollziehung ihres schwarzen Verraths. Mit Festigkeit doch tritt er ihnen entgegen, sie fragend, warum sie gekommen? ob sie glaubten, daß ihr finsterer Anschlag gegen ihn ihm wäre verborgen geblieben? Als sie jetzt verlegen weder läugnen noch gestehen, dann ihren Treubruch gegen ihn mit Worten noch zu beschönigen arbeiten, fällt er ihnen in die Rede: „Es bedürfe hier keiner Worte, er wisse Alles," doch fährt er fort, liebe Herren und Streitgenossen, wüßte ich, daß mein Leben das eure retten könnte, mit Freuden würde ich es hinopfern, wie ich's oft für euch wagte in andern Kämpfen. Aber erwäget das Eine, bevor ihr es waget, Hand an mich zu legen. Glaubet ihr, könnt ihr glauben, daß man euch Wort und Treue halten wird? Wann hat Carl, wann sein Rächer, den er über Sicilien gesandt, es gehalten? Hat Wilhelm nicht denen, die in Augusta erst kürzlich ihre Vaterstadt verriethen in der Ungerechtigkeit hier vielleicht allein gerecht, das gleiche barbarische Schicksal zuerkannt wie den Verrathenen? Ist es aber durchaus an dem, daß ihr gewiß seyd, euer Leben retten zu können mit dem meinigen, nun so ist an diesem nichts gelegen. „Verfüget über mich, wie euch gut dünkt." Als er schwieg, suchten sie sich zu reinigen mit folgender Rede: Herzlich leid thue ihnen das Unvermeidliche, daß sie gegen ihn zu beschließen sich gedrungen fänden. Allein beschlossen hätten sie es in der sie umgebenden unausweichlichen Noth, nicht sowohl um ihrer, als seiner eigenen Rettung willen. Der Banner hätte ihnen mit zuvorkommender Huld alles, was sie nur wünschten, versprochen, wenn sie sich nur seinen Wünschen fügen wollten. Sie würden vereint ihre Bitten um sein Leben ihm vorlegen, und zweifelten nicht, sie müßten Erhörung finden. Darum sollte Konrad nicht verzweifeln an seiner Begnadung, und willig und demüthig ihnen zu Wilhelm hinab folgen."

Als er sah, daß sie fest seinen Verrath beschlossen hatten, als er wahrnahm, daß auch alle andere unter ihm dienende Kriegsleute auf der Burg mit in den Verrath verflochten waren, und keiner zur Rettung seines Herrn auch nur eine leise Bewegung machte, antwortete er nichts weiter, sondern bestieg stumm und finster den Gaul, der ihm gebracht wurde. So in der Mitte der Zwölf, ohne gebunden zu seyn, wurde er hinunter geführt zu dem längst harrenden Wütherich. Dieser entzückt über den neuen Fang, ohne viel Worte, sobald er seiner Beute gewiß war, befahl sogleich, ohne Recht und Urtheil, ihm die Augen auszureissen, und als dieß geschehen war, ließ er ihn an einen Galgen hängen auf der Anhöhe bey Kataneo am Ufer des Meers. Weil er als Zeichen ritterlicher Würde Ritterschild und Schärpe trug, ließ Wilhelm den Schild, der nach alter Sitte ausgelegt war mit den buntesten, hellschimmernden Farbenstücken, aufhängen neben ihm. So endete Konrad Capece, ein unternehmender tapferer Krieger, hochangesehen noch vor Kurzem in Sicilien, und von Carl gefürchtet. Gleiches Schicksal hatten auch bey Neapel seine beyden Brüder Martin und Jacob Capece.

Aufwand, Pracht und Eigenheiten bey Festen der Vorzeit.

(Beschluß).

Bey der Vermählung Heinrichs VI. mit Margaretha von Valois, hatte man zwey Schlösser erbaut, das Paradies und die Hölle vorstellend, diese, vom Herzog von Navarra, jenes vom Herzog von Anjau vertheidiget. Der erstere griff den letzteren mit seinen Rittern an, und jagte ihn und seine Gesellen aus dem Paradiese. Ein Feuerwerk, welches die Hölle verzehrte, endigte das Fest.

Auch verherrlichten Pantomimen die Feste der Fürsten und man führte Zwischenspiele auf, in welchen gesungen wurde. Ein solches gab Herzog Philipp der Gute von Burgund zu Lille, 1453 bey einem glänzenden Feste.

Da sah man auf der einen Tafel eine mit Sängern angefüllte Kirche, in deren Gesang ein Glockenspiel einstimmte. Auf der andern schüttete ein nackendes Kind Rosenwasser von einem Felsen herab; auf der dritten stand ein Schiff, wohl ausgerüstet, mit Waaren und Matrosen. Auf der vierten Tafel befand sich eine große, prächtige Fontaine, aus der eine Quelle sich ergoß, die sich in eine Wiese verlohr; auf der fünften stand eine außerordentlich große Pastete, in welcher 28 Musikanten, spielend, saßen. In einiger Entfernung davon war ein Schloß mit Thürmen auf den Seiten, auf deren einem man die bekannte Fey Melusine, halb als Schlange sah. Unter den Thürmen standen zwey Fontainen, aus welchen Orangenwasser sprang, welches die Schloßgraben füllte. Nahe dabey ging eine Mühle, auf welcher eine Elster saß, nach der geschossen wurde. — In einer Wüste kämpfte ein Tiger mit einer Schlange, ein Wilder ritt auf einem Kamehle, ein Bauer jagte Vögel aus dem Gebüsch. In einer Rosenlaube saßen ein Ritter und seine Dame an einer Tafel und ließen sich's wohl seyn; ein Narr ritt auf einem Bären über Berge, die mit Schnee bedeckt waren, nach einem See zu, um welchen Städte und Schlösser lagen. Dort stand ein Wald von Indianischen Bäumen, in welchem wilde Thiere umherschweiften, und Reisende umherirrten.

Statt eines Schenktisches stand eine große, nackte Frau da, aus deren Busen Wein quoll. Nicht weit davon war ein lebendiger Löwe an eine Säule gefesselt, auf welcher stand: Ne touchez à ma Dame.

Wie man sich zur Tafel gesetzt hatte, wurden Arien in der Kirche gesungen, und ein Schäfer, der der Pastete entstieg, accompagnirte mit seiner Flöte dazu Trompeten erklangen, ein Ungeheuer kam in den Saal, die Orgel ertönte, ein Herold verkündigte die Ankunft des Helden Jason. — Er erschien, kämpfte mit den Feuer-Stieren, bezwang sie durch Medeens Zaubermittel, und zäumte sie zur Arbeit.

Dieser Darstellung folgte eine andere Scene.

Auf einem weißen, goldgeweiheten Hirsche saß ein schöner Knabe, der eine Arie sang, welche, wie es schien, der Hirsch accompagnirte.

Zwischen jedem Auftritte war Musik, entweder in der Kirche, oder in der Pastete.

Jason erschien wieder, verfolgt von einer Schlange, die er vergebens bekämpfte. Endlich hielt er ihr Medeens Zauberring vor, sie sank zusammen, er hieb ihr den Kopf ab, und brach ihr die Zähne aus.

Gleich darauf fuhr ein feuerspeyender Drache ganz ungestüm in den Saal, und war kaum wieder verschwunden, als ein Reiher durch die Luft schwebte, hinter ihm drein ein Falke, der ihn fing.

Nun trat Jason wieder auf. Er saß auf einem mit den bezähmten Ochsen bespannten Wagen, ließ ackern, und säete die Zähne der Schlange. Bewaffnete stiegen auf, kämpften, und erschlugen sich alle.

Man bedenke, welche Überhäufung von Maschinen, welche sonderbare Compositionen dieser Darstellungen! Jedoch weniger auffallend werden sie Lesern seyn, welche die alten Ritterbücher kennen, die Welt der Amadisse, Palmerine, Lisuarte, Rogels, u. a. in welcher Scenen dieser Art nicht Maschinerien sind, sondern wirkliche Situationen, in der sich zuweilen die Ritter, angenehm oder unangenehm genug befinden. Auch können mehrere Legenden, z. B. St. Brandans Wunderfahrten, noch weit stärkere Tableaus dieser Art aufzeigen, und sind unterhaltend zu lesen.

Diese Lectüre und gute Kenntniß der Mythologie waren sogar damahls den Conditoren und Pastetenbeckern nöthig. Ovids Verwandlungen kamen in Zucker auf die Tafeln, und der Überguß eines historischen Rosinenkuchens stellte die Zerstörung der Stadt Troja bestmöglichst dar.

Die Königinn Elisabeth von England trat in keinen Garten als Besuch ein, in welchem sie nicht von Nimphen, Hamadryaden, Nereiden, Tritonen, Floren und Waldgöttern begrüßt und empfangen wurde. Fuhr sie durch die Gassen der Stadt Norwich, ging Cupido, auf Befehl der Aldermänner, aus einer Gruppe von Göttern hervor, die, den Zug zu verherrlichen, den Olymp verlassen hatten, und überreichte ihr einen goldenen Pfeil, der unter dem Einfluß so unwiderstehlicher Reitze, das härteste Herz verwunden würde. — „Ein Geschenk — sagt der ehrliche Chronist Holingshed, — welches die Königinn, die jetzt nahe an die funfzig war, sehr dankbar annahm.“

Sie selbst gab einst ein Ballet, in welchem ihre Hofdamen als die bekannten klugen und thörichten Jungfrauen mit leeren und gefüllten Lampen erschienen. Als diese Königinn dem französischen Ambassadeur, Marschall Biron Audienz gab, hatte sie ein Kleid an, an welchem hundert Personen drey Wochen lang gearbeitet hatten.

In Italien wurden Vermählungsfeste besonders herrlich und prachtvoll gefeyert, und übertrafen am Glanze und sinnreichen Erfindungen, besonders in mimischen Darstellungen die Feyerlichkeiten weit, welche die Nachbarn gaben. Daher soll denselben ein eigener Aufsatz gewidmet werden. So auch soll von den Festen der Mauren in Spanien gesprochen werden, und von den Hoffesten der Spanier selbst, die so glänzend, als die, welche sie gaben, reich waren. Denn gegen Ende des sechszehnten und zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts war in Spanien die Pracht an Gold- und Silber-Geschirr so groß, daß man sich für arm hielt, wenn man nicht ungefähr 800 Dutzend Teller und 200 Schüsseln von diesem Metalle im Hause hatte. In mehreren Häusern zählte man bis 1200 Dutzend Teller, noch dazu von ziemlichen Gewicht, und bis auf 1200 Schüsseln.

So wurden die Schätze der neuen Welt angewendet, ander, wie die Register von Sevilla beweisen, die Spanier vom Jahre 1519 bis 1617 allein 1336 Millionen Gold erhalten hatten. — In Mexiko wurde nur an zweyhundert Tagen gemünzet, und dennoch jährlich 8 Millionen Pesos (Silber-Thaler), und mehrere Millionen Gold. — In Spanien trug der im Jahre 1701 auf den Schnupftabak gelegte Impost, jährlich 400,000 Thaler ein.

Doch, wieder zurück zu deutschen Festlichkeiten!

Als Herzog Georg zu Sachsen seine Tochter Magdalena mit dem Churfürsten Joachim von Brandenburg vermählte, gab es bey den Festlichkeiten dieses Freudentages, für die Tafel damahls besondere Merkwürdigkeiten und Eleganzen.

Für den Fürstentisch 16 Speisen in 4 Gängen.

Im ersten Gange: Auerhahn mit einer süßen, gehämmerten Sode (Brüh), grüne Fohren (Forellen), Gebratenes; Mandeltorte; Confect; ein Schauessen. Zweyter Gang: Schwein-Wildpret; gebratene Spanferkel; wilde Hühner mit gelber Sode; ein Schauessen. Dritter Gang: grüne Hechte; Kuchen mit Oblaten; Pasteten, darinnen eine Rehkeule, vergoldet, als Schauessen. Vierter Gang: gepreßte Schweinsköpfe mit Äpfeln und Weinessig; Birnen mit einer süßen Brüh; Gebackenes, eine hohe Gallerte von Fischen, vergoldet, als Schauessen. — An der Grafentafel gab es 10, an der Tafel der Ritter und Damen, 8 Essen.

Als Churfürst Johann Georg I. seine Tochter Marie an den Herzog Friedrich zu Schleswig vermählte, wurde ein glänzendes Ringrennen zu Dresden gegeben, in welchem die Ritter als Achilles, Ajax, Epaminondas, Perseus, Theseus, Marcellus, Fabius Maximus, ꝛc. ꝛc. auf die Bahn kamen. In kostbaren Kleidungen zogen alle Nationen einher, Feuerwerke wurden abgebrannt, und der Braut zum Vergnügen, 4 Bären auf dem Schloßhofe gehetzt.

Späterhin wurden zu den Ringelrennen, bey solchen Festlichkeiten, noch Ballette, und Opern gefügt, die mit großem Aufwande gegeben wurden. Die Feuerwerke waren von besonderer Erfindung und Ausführung; stellten z. B. Jasons Eroberung des goldenen Vliesses, die Entführung der Proserpina, das Urtheil des Paris, u. a. mythologische Erzählungen dar. Am längsten, und bis auf die neuesten Zeiten, erhielten sich die Maskeraden und Aufzüge.

Eine merkwürdige, bürgerliche Hochzeitfeyerlichkeit, mag diesen Aufsatz schließen.

Zu Augsburg verheurathete im Jahr 1493 ein reicher Becker, Veit Gundlinger, seine einzige Tochter, an einen Zinkenblaser Blauch, der aber Bürger werden mußte, um den Rang seiner Braut zu behaupten, und einen Weinhandel anlegte.

Der Vater, der seine Tochter außerordentlich liebte, ließ ihr ein kostbares Brautkleid machen, das aus lauter einzelnen, zusammengesetzten Stoff-Stücken, und blauem Seidenzeuge be-

stand. Die Näthe waren mit goldenen Spangen besetzt, den Saum des Oberkleides umfaßte eine breite Goldspange, und und der Unterrock „war mit köstlicher Arbeit gar fein genäht." Um die Taille schlang sich gleichfalls eine Goldspange, und die Armbänder „waren besetzt mit edlen Gestein." Die Strümpfe hatte die Braut gebunden „mit güldenen Fädlein," und die Schuhe waren reich beblecht mit Silber. Kurz, die Braut war so trefflich herausgeputzt, daß die „Leutlein off der Gassen," sie in's Angesicht lobten, und an dem „köstlichen Bräutlein sich nicht ersättigen konnten."

Der Bräutigam „trug ein grünes Röcklein," große Schnabelschuhe und um den Hut eine breite Goldspange.

Nachmittags nach der Trauung, wurde an 60 Tischen gespeis't, und an jedem Tische saßen 12 Männer, Junggesellen, Frauen und Jungfern, zusammen 270 Hochzeitgäste, unter denen Rathsherrn, und vornehme Frauen waren. „Was viel Freude und Lustigkeit gab durcheinander."

Die Hochzeit dauerte acht Tage. Es wurde so gegessen, getrunken, getanzt und geschwärmt, daß am siebenten Tage schon Viele wie todt hinfielen, und nur durch den Lärm der andern wieder zu sich gebracht wurden. Auch wurde gar freundlich und zärtlich „gebuhlt," geneckt und geliebt, und die erfreuten Rathsherren, sagten den hübschen Bürgersweibern viel Schönes vor, was diese ihrer lieben Obrigkeit gern glaubten. — Das ist geblieben, bis auf unsere Zeiten.

Zu diesem Ehrengelage hatte Gundlinger in's Haus geschafft: 20 Ochsen, 49 Zicklein, 500 Stück allerley Federvieh, 30 Hirsche, 15 Auerhähne, 45 gemästete Kälber, 900 Würste, 95 gemästete Schweine, 25 Pfauen, 1006 Gänse, 15,000 Hechte, Barben, Aalraupen, Forellen, Krebse etc. etc.

Nach der Hochzeit, blieb aber noch so viel übrig, daß Mstr. Gundlinger noch ein großes Tractament hätte geben können.

An baarem Gelde gab er seiner Tochter „3000 güldene Stücke" mit, die übrige Ausstattung war so reichlich, daß die gute junge Frau davon noch aufheben konnte, „für ihre Kind und Kindlein." — Die Gäste schenkten ansehnlich, wobey der Chronist jedoch bemerkt: „die ärmsten Bürger opferten mehr, als die fettesten Rathsherrlein." — Die Beckenknechte, (ihrer 170 an der Zahl), verehrten einen, eine halbe Elle hohen Pokal, in welchem ein zweyter, dritter und vierter stak, immer einer kleiner, als der andere. „Und damit," — heißt es zuletzt; — „waren die Beyden zusammengegeben. Gott gesegnete ihnen das Alles!"

Freyherr von Görz, Freund Carl des Zwölften.

(Fortsetzung.)

Zustand des schwedischen Reichs, als Görz die Staatsverwaltung übernimmt.

So entschlossen und kühn Görz von dem kleinen Punkte, wo er bisher stand, in die Weltbegebenheiten eingegriffen hatte, zögerte er doch, die Rettung eines Reichs zu übernehmen, dessen Kräfte bis zur Ohnmacht zu einer Zeit erschöpft waren, wo es vielen Feinden, deren jeder ihm jetzt dem Anschein nach überlegen, widerstehen sollte. Bisher hatte er nur gestrebet, das europäische System zum Heil desselben zu wenden; ungleich mühsamer und gefahrvoller war es, an die innere Zerrüttung desselben eine heilende Hand zu legen, als Vertrauter eines Königs, dessen abenteuerlicher Schwung sich nie berechnen ließ, als Führer einer Nation, welche das Ansehen der Fremdlinge haßt, hingestellt zu Großen, welche den blutenden Staat zu plündern nicht aufhören wollen. Überdieß geschahen die ersten Eröffnungen Carls gegen ihn, daß er sich der innern Angelegenheiten Schwedens annehmen solle, in Beziehung an einen Plan, welcher über die gegenwärtige Verwaltung des Reichs ein zurückschreckendes Licht verbreiten mußte.

Der König brannte vor Begierde, den Krieg fortzusetzen, aber sah sich beynahe aller Mittel dazu beraubt. „Es fehlt uns," sagte seine Schwester auf dem Reichstage 1714, gänzlich an Geld, um Flotten auszurüsten, Heere zu unterhalten, Magazine aufzurichten; und doch nahen die Feinde sich dem Herzen Schwedens, welchem man alle Vormauern niedergerissen hat."

Durch die Hindernisse gereitzt, die seinem Durste nach Rache und Ruhm die Befriedigung versagten, gab Carl einem Rathe Gehör, welchen ihm nur eigennützige und treulose Schweden verhalten konnten. Schon war die Nation mit Auflagen belastet und das bare Geld war fast gänzlich im Reich erschöpft; dennoch sollte jetzt jedes Hemmath monathlich achtzig Carolins der Regierung zahlen, und außerdem sollten sämmtliche Regimenter nicht nur ohne Vergütung von ihren Cantons ernährt werden, sondern diese sollten auch noch das erforderliche Geld zu allen übrigen Bedürfnissen derselben liefern.

Carl war entschlossen, diesen Plan auszuführen, als er Schweden betrat; und nur das Vertrauen, welches ihn an Görz fesselte, war jetzt die Rettung seiner Unterthanen. Als er seine Absicht dem Freyherrn darlegte, äußerte dieser, daß Schweden in die furchtbarste Unordnung gestürzt seyn würde, wenn jener Plan sich nicht auf längere Zeit, vielleicht während der ganzen Fortdauer des Krieges ausführen lasse. Um dieß zu beurtheilen, habe er nicht Kunde genug von dem innern Zustande des Reichs; aber gewiß sey im entgegengesetzten Fall durch denselben allgemeines Verderben und Begünstigung der Absichten des Feindes, welcher das zerrüttete Schweden selbst angreifen wollte.

Sobald der König auf eine richtige Ansicht geleitet wurde, ruhte er nicht, bis sie gänzlich erforscht war. Er verlangte, daß Görz selbst die Ausführbarkeit jenes Plans weiter untersuchen, und ihm Mittel darlegen sollte, wodurch eine glückliche Fortsetzung des Krieges möglich würde. Vergebens entschuldigte sich Görz mit seiner oberflächlichen Kenntniß des schwedischen Finanzwesens. Carl drang in ihn, daß er nach Stockholm reisen und sich darüber unterrichten sollte; und ein königlicher Befehl an das Collegium der Finanzen, daß ihm keine Nachricht entstehen solle, begleitete ihn auf dieser Reise, welche bald die wichtigsten Folgen hatte.

Bey den ersten Nachforschungen über den Zustand der schwedischen Finanzen leuchtete ihm sogleich ein, daß jener Plan welchen ihm der König zur Prüfung vorgelegt hatte, gewiß zum Ruin des Reichs führe. Es gab in diesem ungefähr acht Millionen Thaler Silbermünze, daß also, wenn jedes der siebenzigtausend Hemmaths monathlich achtzig Carolins bezahlen sollte, schon die zweyte Contribution nicht mehr in barem Gelde entrichtet werden konnte. Der starre Sinn Carls des Zwölften ließ aber wahrscheinlich alsdann nicht von der Ausführung

seines Plans ab, und die Habe der Unterthanen ward zur Bezahlung der Abgaben genommen, worauf die Auflösung aller bürgerlichen Ordnung und ein gänzliches Verderben erfolgen mußten.

Nach einem schriftlichen Berichte des Freyherrn, welcher diese Ansicht des Planes darstellte, gab ihn der König auf; aber um so dringender verlangte er nun von Görz, daß er Mittel zur Fortsetzung des Krieges schaffen solle, zumahl da er geäußert hatte, daß dieselben nicht entstehen würden, wenn man leise und planmäßig handle, und nur dahin strebe, der Krone wieder Credit innerhalb und außerhalb des Reichs zu verschaffen. Einen Plan in diesem Geiste sollte er erfinden und selbst ausführen.

Görz hoffte diesem Verlangen des Königs auszuweichen, indem er vorstellte, daß er nichts als ein Abgesandter des Herzogs von Holstein sey, und sich nicht in weitläufige Angelegenheiten eines fremden Reichs einlassen dürfe. Allein Carl ersuchte sogleich den Herzog, daß er den Freyherrn von Görz und andere hollsteinische Beamte in dringenden Fällen den Angelegenheiten des schwedischen Reichs überlassen möchte; und der Herzog antwortete, daß er es für eine Ehre halte, Männer in seinem Dienste zu haben, welche der König würdig achte, in seine Geschäfte einzugreifen.

Dennoch hoffte der Freyherr, sich dem Wunsch des Königs zu entziehen, indem er wußte, wie dieser nichts als Krieg und Rache athmete. Er machte nähmlich baldigen Frieden zu der Bedingung, ohne welche er sich dem Dienste des Königs nicht widmen könnte. Alle Plane, wodurch er Mittel zur Fortsetzung des Kriegs finden möchte, würden nur auf ein Jahr berechnet werden können. Dann träte er zurück, und man müßte streben, während desselben den Frieden zu Stande zu bringen.

Allein Carl ernannte sogleich bevollmächtigte Gesandte zu Friedensunterhandlungen, und versprach, daß Görz nicht länger, als ein Jahr, mit Verwaltung des schwedischen Finanzwesens und andern Staatsgeschäften beschwert seyn, und während dieser Zeit unabhängig vom Senat und von allen Collegien bloß als ein Freywilliger wirken solle.

Ich glaubte, schrieb Görz an einen Verwandten, mit dem nächsten Frühling (1716) ein ruhiges, genußvolles Leben zu beginnen, endlich sicher vor allem Neid, aller Eifersucht; und siehe da, nun bin ich mehr als jemahls in den Strudel gerathen. Lange habe ich mich wider das Verlangen des Königs gesträubt; aber ich als der schwächere Theil, mußte endlich weichen.

Nicht nur die Aufsicht über die Finanzen, sondern auch über das ganze Commerzwesen, über Versorgung und Einrichtung von Flotte und Armee, wurde dem Freyherrn übergeben. Eigentlich kannte er selbst wohl nicht die Grenzen seiner Geschäfte. Carl hatte das Reich seinem Geiste anvertrauet, damit er Wiederhersteller desselben werde.

Dazu war durchaus erforderlich, daß es seiner Wahl überlassen blieb, wer unter ihm arbeiten sollte, und Görz ernannte sich mit königlicher Bewilligung ein Collegium, welches ganz von ihm abhing und seine Ideen ausführen sollte, ohne daß die Stimme desselben ihn im geringsten fesseln durfte.

Es gehörte viel Muth dazu, daß er bey der Kenntniß, welche er von der Zerrüttung Schwedens hatte, Wiederhersteller desselben werden wollte; allein das Bild von dem Reiche, welches ihm nun bey tieferer Forschung entgegen trat, mußte ihm sagen, daß nie ein Staatsmann ein kühneres Werk unternahm, wie er jetzt begonnen hatte. Durch trügerischen Bericht über die Stärke seiner Landmacht war der König getäuscht, und die schwarzen Schaaren derselben glichen Bettlern; ohne Bedeckung der Füße und Schenkeln, sein Schwert an eine Schnur gebunden, weil das verfaulte Leder es nicht mehr trug, im Kampf mit jedem Mangel irrte der Soldat umher. Kein Magazin war für den bevorstehenden Feldzug eingerichtet; selbst für die Besatzungen der Städte ward kaum ein Vorrath von Lebensmitteln auf zwey Monathe gefunden; das schwere Geschütz, des Feindes Schrecken, war unbrauchbar, und nicht ein Mahl vier Schiffe konnten zu Carlskrona ausgerüstet werden. Das ganze Reich, sagte Görz selbst in einem Gutachten, welches er dem König übergab, ist so in den äußersten Mangel gerathen, daß ohne ungesäumte Hülfe nicht nur das Brod auf der königlichen Tafel fehlen muß, sondern die allernöthigsten Anstalten in Stecken gerathen werden. Für König und Unterthanen wird dann kein anderes Verhängniß übrig bleiben, als sich der Discretion des Feindes zu unterwerfen, und mit gebundenen Händen und Augen von ihm den letzten Streich zu erwarten, ohne zu wissen, wo derselbe treffen, und wie weit er gehen werde.

Diesem Verderben vorzubeugen, war für Görz um so schwieriger, da er jetzt fand, daß die sämmtlichen Einkünfte des Reichs für das Jahr 1716, eben dasjenige, in welchem er die Wiederherstellung Schwedens versuchen wollte, höchstens drey Millionen Thaler betrugen, wovon zwey Drittheile schon für Schulden angewiesen waren.

Plan zu Münzzeichen, als einzigem Mittel der Rettung Schwedens.

Unter diesen Umständen mußte dem Staate durch Credit geholfen werden, und die schon eingeführten Staatsobligationen schienen durchaus das beste Mittel, um den Credit zu beleben. Nach einem Schlusse des schwedischen Reichstags waren die Stände zusammen, und jeder einzelne mit seiner ganzen Habe, für diese Staatsobligationen Bürge, daß also ihr Credit unerschütterlich schien. Allein Görz machte bald die Entdeckung, daß eben diese große Sicherheit, die man denselben hatte geben wollen, ihn gänzlich zu Grunde zu richten drohte; denn eben die Stände bemühten sich am meisten, Umlauf und Gültigkeit der Staatsobligationen zu hindern, weil jeder fürchtete, es möchte sonst die Zeit kommen, wo er für den Credit derselben sein Eigenthum hergeben müßte.

An dieser Bemerkung scheiterte das Vertrauen, welches Görz anfänglich auf die Staatsobligationen setzte, um durch sie dem Mangel des Königs bey Fortsetzung des Krieges abzuhelfen. Aber er war vorsichtig genug, sie nicht als Grund anzugeben, da er nun ein anderes Mittel für diesen Zweck ergreifen wollte denn dadurch würde er den Credit der Obligationen, die man noch auf keine Weise von Seiten der Regierung vernachläßigen durfte, auf ein Mahl gänzlich erschüttert haben. Weil dieselben, sagte er, nur auf große Summen ausgestellt würden, und daher zum täglichen Verkehr nicht bequem wären: so paßten sie nicht für das gegenwärtige dringende Bedürfniß der Armee und Flotte welchen er der Sold in kleinen Geldsummen unverzüglich zugetheilt werden müßte Dagegen wären kleinere Münzzeichen ein Mittel, das sogleich der Noth entgegen arbeite, die jeden Augenblick dringender würde.

Schon längst war es Wunsch des Königs gewesen, kleine

Münzzeichen einzuführen; allein Görz hatte sich bisher dagegen erklärt, theils wohl darum, weil er die Gesinnung der Stände über die Staatsobligationen noch nicht hinlänglich kannte, und wußte, wie sehr die öffentliche Meinung wider die kleinen Münzzeichen ging, theils weil er der gegenwärtigen schwedischen Regierung es wahrscheinlich nicht zutraute, daß sie von denselben, wenn sie einmahl in Gang gebracht wären, einen weisen und gemäßigten Gebrauch machen werde. Da er nun aber kein anderes Mittel zur Rettung fand: so entwickelte er die Theorie derselben und ihre Brauchbarkeit für Schweden in seinem gegenwärtigen Zustande, mit einer Einsicht über Gegenstände der Staatswirthschaft, wie sie unter den Staatsmännern seiner Zeit äusserst selten gefunden wurde. Überdieß ist die Schrift, welche er der Einführung der Münzzeichen voranschickte, ein Denkmahl der Klarheit und Kraft und der mit ihnen verbundenen Kühnheit, womit sein Geist überhaupt die Gegenstände faßte.

„Der eigentliche Grund, sagt er, warum es jetzt an allem fehlet, wodurch die Rettung des Landes bewirkt werden könnte, liegt in dem unverzeihlichen Verfahren derjenigen Beamten, welche wider den ausdrücklichen Befehl des Königs und wiederhohlte Warnungen die einlaufenden Einkünfte des Staats nicht zurückhielten, sondern an die Gläubiger auszahlten, die darauf angewiesen waren. Dadurch ist auf ein Mahl der ganze Staat auf die Spitze gestellt, und es bleibt nur die Wahl, ob man Reich, König, Religion, Freyheit, Güter, Weib und Kinder nebst dem ganzen bisherigen Ruhm in des Feindes barbarische Hände übergeben, oder voll Abscheu vor einer solchen Feigheit ungewöhnliche Rettungsmittel ergreifen wolle?"

„Das erste wird keinem redlichen Schweden, der noch Herz und Blut im Leibe fühlet, in den Sinn kommen; und gäbe es in einer so braven Nation Buben, welchen dieß widerführe: so sollten sie bedenken, daß sie durch ihre Feigheit nichts gewinnen würden, denn ehe der König sich und seine treuen Unterthanen der Wuth des Feindes preis geben sollte, würde er das Äußerste wagen, und wenn es das Verhängniß so mit sich brächte, den Feinden auch nichts, als den bloßen Boden zum Raube lassen."

„So weit aber der menschliche Verstand reicht, wird er nicht mehr als zwey Mittel auffinden, wodurch unter den gegenwärtigen Umständen Kraft zum Widerstande, gegen so viele mächtige Feinde zu Wasser und Lande gewonnen werden könnte: nähmlich, neue Auflagen auf die Unterthanen, und den einheimischen und auswärtigen Kredit. An jene darf man nicht denken, da der König die Last der Abgaben vielmehr erleichtern als vermehren will; auch alles baare Geld, welches innerhalb des Reichs im Umlauf ist, wenn es auf ein Mahl zu den dringendsten Bedürfnissen verwandt würde, doch wenig verschlagen möchte. Was den auswärtigen Credit anbetrifft: so können wir nicht eher Gebrauch von ihm machen, als bis der Briefwechsel und die Fahrt offen sind. Es bleibt der Regierung also nichts übrig, als daß sie den einheimischen Credit benütze; und so schlecht derselbe beschaffen sey, wird man doch nicht ganz vergeblich auf ihn bauen."

„Es gibt für uns drey Wege, uns des einheimischen Credits zu bedienen. Der wahre vollkommene Credit besteht darin, daß man nach ein Mahl geschloßner Abrede dem andern alle Mittel, die er derselben gemäß begehrt, gern anvertrauet. Man hat schon zur Genüge die leidige Erfahrung gemacht, daß durch diese Art von Credit der König von seinen Unterthanen wenig erhalten werde. Freylich kann man nicht in Abrede seyn, daß sehr oft diejenigen, welche dem Staat seit einigen Jahren Geld vorschossen, es entweder gänzlich verloren, oder doch mit beträchtlicher Aufopferung gleichsam wieder erkauft haben; aber dennoch ist es eine gehässige Erfahrung, daß reiche Schweden nicht so sehr aus Mißtrauen, als einem gewissen Widerwillen gegen die Regierung, lieber große Geldsummen verbergen wollen, als sie benutzen und das Vaterland unterstützen. Eben in dieser Stimmung der Gemüther liegt auch der Grund, warum die Staatsobligationen so wenig Eingang finden, und nur die Gläubiger des Staates sich dieselben gleichsam aufzwingen lassen. Ihr Beyspiel führet auf die zweyte Art von einheimischem Credit."

„Eben weil die Stimmung des Volks den Unternehmungen des Königs so wenig günstig ist, hat man sich genöthigt gesehen, den Credit in einen freywilligen und einen erzwungenen abzutheilen. Dieser letzte verdient eigentlich nicht den Nahmen des Credits, der seiner Natur nach etwas durchaus Zwangloses ist. Allein wir dürfen ihm jetzt diesen Nahmen nicht rauben, und müssen das Beyspiel der Geistlichkeit nachahmen, welche oft die Menschen zwingt, einen Glauben anzunehmen, den sie ihren Prinzipien gemäß findet; eine Methode, die überdieß einen weit festern Grund und bessere Wirkung in der Staatskunst, als in der Theologie hat. Das eigentliche Zeichen dieses erzwungenen Credits sind die Staatsobligationen. Weil sie aber auf die großen Summen ausgestellt sind, als daß sie für den täglichen Verkehr bequem wären: so müssen wir auf eine dritte Art, den einheimischen Credit zu benutzen, nothwendig sinnen. Kleinere Obligationen oder sogenannte Münzzeichen müssen in Gang gebracht werden."

„Schrecken, Abscheu und Jammer erheben sich bey diesem Worte, indem man als ausgemacht ansieht, daß die Münzzeichen der gewisse Ruin für das ganze Reich und alle Unterthanen sind, ein unfehlbares Mittel, in gar kurzer Zeit alles schwedische Eigenthum in fremde Hände ohne irgend einen Ersatz zu bringen. Allein eine genauere Prüfung möchte uns belehren, daß auch hier, wie bey vielen Dingen, der schädliche Irrthum obwaltet, welcher verderbliche Folgen, die eine Einrichtung nach sich zog, dem Wesen derselben beymißt, wiewohl sie bloß in Nebenumständen, und einer falschen, gewissenlosen Anwendung ihren Grund haben. Dieß war der Fall in Schweden und Spanien, und vorzüglich in Frankreich."

„Sobald man nur den Begriff fest hält, daß Münzzeichen nichts anders als Obligationen sind, welche den Credit zum Fundament haben, ergibt sich, daß ihr Werth einzig darnach bestimmt werden kann, in wiefern eine kluge Vorsicht das Fundament gesichert hat. In zwiefacher Hinsicht erschütterte und vernichtete man gewöhnlich den Credit der Münzzeichen. Zuerst beobachtete man nicht ein gehöriges Verhältniß zu dem Fond, für welchen sie eingelöset werden sollten, oder zu dem baren Gelde, das im Umlauf war; indem sie den Staat auf ein Mahl überschwemmten, ward ihr Credit sogleich erstickt. Zweytens hat man nicht genug verhütet, daß sie entweder im Lande oder von Fremden nachgemacht wurden."

„Gegen diese letzte Gefahr unsere kupfernen Münzzeichen zu schützen, möchten folgende Vorkehrungen hinreichen. Um"

nachmachen zu können, bedarf es durchaus einer Presse und eines sogenannten Letter-Werkes, das allein über 600 Thaler kostet. Hier im Reich wird sich niemand unterstehen, ein solches verfertigen zu lassen. Schon dieß schwächt die Furcht vor einheimischen Betrügern. Ferner setze man nie eine bestimmte Zeit voraus, wie lange die Münzzeichen gelten sollen; sondern auf ein Mahl treibe man sie durch ein Patent in die königlichen Rentereyen ein, um daselbst die kleinen Summen gegen bares Geld, die großen gegen Obligationen einzuwechseln; und dann verändere man den ganzen Stempel, welches mit wenigen Unkosten verknüpft seyn wird, da die Zubereitung der kleinen Kupferplatten schon geschehen ist. Wenn diese Veränderung öfters wiederhohlt wird: so sehen sich diejenigen, welche die Münzzeichen nachmachten, in ihren Hoffnungen auf Gewinn sehr betrogen. So sichert auch gegen auswärtigen Betrug, daß doch immer eine beträchtliche Zeit erfordert wird, ehe ein Model herausgebracht und eine bedeutende Summe, von welcher man Ersatz der Kosten erwarten kann, verfertigt ist besonders aber, ehe die günstige Gelegenheit eintritt, da man die falschen Münzzeichen einzuführen waget; denn Vorsicht wird doch immer dazu nöthig seyn, so wenig man mit Sicherheit der strengen Aufsicht vertrauen darf, welche die einlaufenden Schiffe untersuchen soll. Wahrscheinlich kämen also die auswärts geprägten Münzzeichen nicht früher in Umlauf, als bis der Stempel, welchen sie tragen, schon ungültig geworden wäre. Es läßt sich darum nicht denken, daß Privatleute im Auslande bloß aus Liebe zum Gewinn einen so kostbaren und gefahrvollen Betrug zu unternehmen wagten."

„Einer oder der andere möchte sich einbilden, daß unsere Feinde zur Beförderung unsers Ruins einen solchen Betrug unterstützen möchten, derselbe also aufhörte, für Privatleute zu gewagt zu seyn. Allein hier würde die Schwierigkeit eintreten, daß die Zeit, welche zur Verfertigung und Einführung der falschen Münze erfordert würde, noch länger seyn möchte, als bey den Unternehmungen von Privatleuten; denn vorerst werden sich große Fürsten und Mächte doch sehr langsam dazu entschließen, falsche Münzer zu werden, da sie fürchten müssen, daß ihr Beyspiel auch bey der gewöhnlichen, eigentlichen Münze nachgeahmt, und auf die Weise die gesellschaftliche Ordnung bedroht werde; und zweytens können die feindliche Mächte doch nicht die nachgeprägten Münzzeichen auf ihren eigenen Schiffen nach Schweden bringen, sondern müssen sich dazu neutraler Schiffer bedienen, welche sich aber der Gefahr, entdeckt zu werden, nicht ohne eine Belohnung aussetzen möchten, die allem Gewinn, den man vom falschen Gelde ziehen könnte, ungefähr gleich wäre."

„Auf diese Weise möchte alle Furcht verschwinden, daß der Credit der Münzzeichen, also ihr Fundament erschüttert werde, indem sie von dem Betrug nachgemacht würden, und vergebens wird man sich dagegen auf das Beyspiel Schwedens im vergangnen Jahrhundert berufen, da in Holland und Lübeck die neue Kupfermünze des Reichs nachgemacht wurde. Schon der Umstand, daß diese Münze als bares Geld, nicht als Zeichen von Silber und Goldmünze gelten sollte, wodurch sie natürlich bald zum bloßen Werth einer Kupfermasse herabgesetzt wurde, beweiset, wie nachläßig und unkundig man damahls überhaupt zu Werke ging, also ohne Zweifel auch gegen den Betrug, welchem man Raum genug gab, sein nachgemachtes Geld in Umlauf zu bringen, da man jene Kupfermünze eine lange Zeit unverändert zirculiren ließ."

„Wenn gegen den Betrug der falschen Münzer sich der Credit der Münzzeichen ohne große Schwierigkeit sichern läßt: so bleibt die wichtigere Frage noch unbeantwortet, wie derselbe überhaupt im Reich begründet werden könne. Daß ein kleiner Zwang dabey obwalten müsse, ist schon vorher bemerkt worden."

„Zuerst bringe man es dahin, daß man gern die Staatsobligationen für Münzzeichen vertausche, und gestatte deshalb einen kleinen Gewinn bey solcher Auswechslung. Dadurch bewirkt man, daß die Münzzeichen durch alle die Fonds, welche zur Einlösung der Staatsverschreibungen angewiesen sind, mittelbar gleichfalls begründet werden. Nur muß man zugleich dahin streben, daß der Umlauf der Münzzeichen sogleich ohne Stockung geschehe, damit diejenigen, welche sie gegen Obligationen angenommen, wissen, wo sie dieselben mit Sicherheit und ohne Verlust wieder ausgeben können. Darum muß der König selbst sie in seinen Renten annehmen, und sogar gestatten, daß ein Procent von den Contributionen damit bezahlt werden dürfe."

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Der Herzog von Medina de las Torres, welcher bey Ludwigs XIV. Vermählung als spanischer Gesandter in Paris war, kündigte einst einer Frau, die er sehr geliebt hatte, ihr Verhältniß in folgendem Billet auf:

„Ich achte mein Herz so hoch, daß ich nicht glaube, Sie für seinen Verlust bezahlen zu können. Um Sie indeß nur einigermaßen zu trösten, schicke ich Ihnen hier den Kaufbrief meines Guts in Sarranza, das Ihnen jährlich zehn tausend Livres einbringen wird."

Die Dame, wahrscheinlich eine Spanierinn, zerriß den Kaufbrief, und antwortete ihm folgendes:

„Ich achte Ihr Herz noch höher, als Sie selbst thun, denn ich gestehe, daß mir nicht nur nichts seinen Verlust bezahlen kann, sondern daß mich nie etwas dafür wird trösten können. Sie sollen die Beweise sehen!"

....

In seiner Jugend hatte sich der nähmliche Herzog in ein Freudenmädchen verliebt, und sie aus dem öffentlichen Hause genommen, in welchem er sie gefunden. Nach einigen Monathen schöpfte er Verdacht, daß sie noch einige Liebe für einen katalonischen Edelmann habe, mit dem sie einst in *Verhältniß* gestanden hatte. Er sagte ihr daher eines Morgens: „Sie wissen, aus welchem Hause ich Sie genommen habe. Sie können dahin zurückkehren; ich werde dafür sorgen, daß sie hineingebracht werden."

Wirklich schickte er ihr durch einen seiner Leute 800 Pistolen. „Sagen Sie dem Herzog," sprach das Mädchen zu dem Überbringer, „daß ich seine Person und nicht sein Geld geliebt habe, und daß ich mir ein Gewissen daraus machen würde, ihm Kosten zu verursachen, während ich nichts mehr zu seinem Vergnügen beytragen kann. Um dahin zurück zu kehren, wo er mich gefunden hat, brauch' ich nicht mehr als sechs Thaler; diese will ich annehmen, und das Übrige bringen Sie dem Herzog zurück. Hier sind die Schlüssel zu allen meinen Schränken. Er wird darin die Kostbarkeiten und sämmtliche Garderobe — alles Geschenke seiner ehemahligen Zärtlichkeit — finden. Ich würde auch das Kleid, das ich gegenwärtig trage, zurücklassen, wenn es nicht unanständig wäre, daß eine Frau, die ein so großer Herr geliebt hat, sein Haus nackt verließe."

Der Herzog war so gerührt durch diese Antwort, daß er ihr augenblicklich 20000 Livres schickte, selbst zu ihr eilte, sie um Verzeihung bath, und ihr aufs heiligste versprach, nie mehr an ihrer Liebe zu zweifeln. Wirklich lebte er noch sechs Jahre mit ihr, und verheirathete sie nachher sehr glücklich.

Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch den 15. und Freytag den 17. Jänner 1812.

Der vollen Lager lärmendes Gewühl,
Der Pferde Wiehern, der Trompeten Schmettern,
Des Dienstes immer gleichgestellte Uhr,
Die Waffenübung, das Commando-Wort, —
Dem Herzen gibt es nichts, dem lechzenden.
Die Seele fehlt dem nichtigen Geschäft —
Es gibt ein andres Glück und andere Freuden.

Schiller.

(7 und 8.)

Freyherr von Görz, Freund Carl des Zwölften.

„Zweytens halte man bey Verfertigung der Münzzeichen stets den allgemeinen Grundsatz fest, daß das Vermögen allezeit größer als die Schuld seyn müsse, so daß man ohne Verzug zu jeder Zeit seine Creditoren befriedigen, seine Verschreibungen einlösen könne, und doch noch ein hinlängliches Vermögen übrig habe. Diesem Grundsatze gemäß müssen die Münzzeichen zu dem baren Gelde in ein solches Verhältniß gesetzt seyn, daß jedermann mit Sicherheit sehe, wie er jene stets gegen dieses vertauschen könne. Nun ist das Quantum der Münzzeichen auf eine Million Thaler Silbermünze bestimmt, und es kommt darauf an, wie sich dasselbe zu dem baren Gelde verhalte, das jetzt oder doch binnen des Jahres bey uns in Umlauf ist, da wir des Krieges und der Münzzeichen wahrscheinlich nur bedürfen."

Die jetzt umlaufende Münze darf man aller Wahrscheinlichkeit nach zu zwey Millionen ansetzen	2000000
Durch die auswärtige Negotiation wird man wenigstens zwey Millionen herbeyschaffen .	2000000
An Kupfer wird jährlich vermünzet oder nach dem jetzigen Preise an barem Gelde erhandelt für 5000 Schiffpfund	1060000
An Eisen das Schiffpfund zu 10 Thaler Silbermünze	2000000
An andern Waaren, als Theer, Pech, Breter u. s. w.	20000
	7100000
Für sämmtliche einkommende Waaren, als Wein, Salz, Spezereyen, Wolle, Tücher, ziehe man ab	1000000

Von der übrigbleibenden Summe könnte noch eine Million rabattirt werden, und es bleibe doch noch mehr als vier Mahl so viel wahre Münze im Gange als Münzzeichen *)".

Glückliche Folgen der Sorge des Freyherrn für den einheimischen Credit und die Vertheidigung Schwedens.

Nachdem Görz sich einen solchen Plan über Einführung der Münzzeichen gebildet hatte, lag ihm alles daran, denselben den Reichsständen anschaulich zu machen, damit sich aus deren Mitte die Überzeugung von der Nothwendigkeit und heilbringenden Ausführbarkeit seiner Ideen unter das Volk verbreite. Er hielt mit dem gesammten Reichssenat eine besondere Unterredung, worin der Plan von allen Seiten geprüft wurde, welcher endlich so siegte, daß ihn der Senat in einem Bericht dem König empfahl. Dieser war sehr froh, seinen alten Wunsch so glänzend gerechtfertigt zu sehn, und folgte dem Willen des Freyherrn, daß er in öffentlichen Urkunden die heiligste Versicherung ertheilte, das Publicum werde nie etwas an den Münzzeichen verlieren. Im Monath May 1716 wurden dieselben in Umlauf gebracht, und gewannen nicht nur den gehofften Credit, sondern neben ihnen erhielt auch der Umlauf der Staatsobligationen neues Leben. Die Ursache davon lag ohne Zweifel in der Hoffnung, daß durch Görzens Genie und Anstrengung bald wieder ein Geist der Ordnung in die öffentlichen Angelegenheiten eingreifen werde.

Sobald sich nun die Aussicht eröffnet hatte, daß das Vertrauen der Nation sich allmählig wieder zum Könige wende, arbeitete Görz unermüdet, denselben zur schnellen Vertheidigung des Reichs zu rüsten, und durch die außerordentlichste Belebung des

*) Des Baron von Görz ausführliches Gutachten, wie dem damahligen betrübten Zustande in Schweden aufgeholfen werden könne? dem König Carl XII. Anno 1716 übergeben.

In der obigen Entwicklung der Ideen des Freyherrn ist eine andere Ordnung beobachtet, als in seinem Gutachten herrscht, worin bisweilen die Klarheit fehlet, weil er die deutsche Sprache nicht ganz in seiner Gewalt gehabt zu haben scheinet. Charakteristische Wendungen und Ausdrücke sind indessen so viel wie möglich beybehalten.

Krieges den Frieden möglich zu machen. Fast gänzlich unbrauchbar, aus wenigen halb zertrümmerten Schiffen zusammengesetzt, war die Flotte Schwedens; und plötzlich sah man nun auf vierzehn Linienschiffen und sechs Fregatten, die alle wohl ausgerüstet waren, in der See die schwedische Flagge wehen. Bald kamen noch zwölf Linienschiffe nebst Fregatten hinzu, und nun fand sich zu Carlskrona eine so starke Flotte, wie Schweden während des ganzen Krieges nicht zum Kampf aussenden konnte. Eine Eskadre von zwölf Schiffen lag außerdem noch bey Stockholm.

Gleiche Sorge trug Görz für die Landarmee, und auch in ihrer Versorgung entstand endlich einmahl wieder eine Kette von Einrichtungen. Besondere Sorgfalt verwandte er auf das kleine Heer, welches Carl selbst nach Norwegen geführt hatte, und nie größere Kraft, als wie die Nachricht kam, daß ein schwedisches Corps, welches die Verbindung zwischen Schweden und dem König unterhalten sollte, aus Mangel an Lebensmitteln den Posten verlassen habe, und Carl in Gefahr sey, mit seinen Truppen in die Gewalt des Feindes zu fallen. Der Anstrengung des Freyherrn war es vorzüglich zuzuschreiben, daß sich die Gefahr verlor.

Dieß wirkte so auf den König, daß er ihn an seiner Seite im Felde zu sehen wünschte, und zu sich nach Norwegen berief. Allein so sehr dem Freyherrn das Leben in Carls Gegenwart vortheilhaft scheinen mochte, weil dessen unbändiges Gemüth nur durch seine Nähe so gefesselt werden konnte, daß es nicht alle Pläne der bürgerlichen Ordnung zerriß, schien es ihm auf der andern Seite sehr gewagt, den Mittelpunct der Staatsbeamten in der Hauptstadt zu verlassen, und die unmittelbare Aufsicht über den Gang der eingeleiteten Geschäfte aufzugeben. Er wußte keinen, welchem er während seiner Abwesenheit dieselben anvertrauen durfte. Keinem der schwedischen Großen, daran zweifelte er nicht; vielleicht seinem Freunde, dem holsteinischen General, Grafen von Dernath, welcher mit ihm nach Schweden gekommen war. Auf die Redlichkeit desselben vertrauete er gänzlich; aber theils war Dernath gar nicht geneigt, in ein so schwieriges und gefahrvolles Geschäft sich einzulassen, zumahl da er auf dem Puncte stand, nach Deutschland zurückzukehren, wo seine Privatangelegenheiten seine Gegenwart nothwendig machten; theils war Görz überzeugt, daß sein Freund bey weitem nicht Kunde der Welt und der Staatsgeschäfte, nicht allumfassende Klarheit des Blicks, und Muth des Charakters genug hatte, um auf einem Posten fest zu stehen, wo selbst er sich doch nur auf das Gerathewohl mit der Gefahr einließ. Indessen beruhigte ihn der Gedanke, daß er im dringenden Falle doch herbeyeilen könne, und durch diesen Gedanken, durch die Vorstellung, daß höchstens sechs Monathe die Last auf ihm ruhen könne, gewann er auch den Grafen. Ehe er nach Norwegen abging, stellte er denselben allen Beamten, die unter ihm arbeiteten, als seinen Verweser vor, der aber durchaus keine persönliche Verantwortung hätte; sondern er selbst würde auch während seiner Abwesenheit durch Briefe die Angelegenheiten im Ganzen besorgen, und daher dem Könige für alles, was der Graf als sein Stellvertreter vollbracht hätte, zur Verantwortung stehen.

Auf diese Weise war Dernath hinlänglich geschützt und seine Furchtsamkeit überwunden. Görz folgte den Befehl des Königs und ging nach Norwegen, wo seine Gegenwart sogleich ein neues Leben in die Versorgung der Armee brachte. Aber zugleich drang er darauf, daß manches, was durch Unordnung und Übermuth beym Wehrstande zum Ruin des Volks eingerissen war, ohne Verzug abgeschafft werden müßte, und das Resultat seiner lebendigen Vorstellungen war eine Reihe von heilbringenden königlichen Vorschriften für den Grafen von Dernath. Der Soldat sollte freylich jeden Monath richtig seinen Sold bekommen, und für die Montur der Regimenter mußten schwedische Fabriken und inländische Kaufleute gegen bare Bezahlung sogleich Sorge tragen; aber dann sollte hinfort jedes Regiment in seinem Quartier seine Zehrung bezahlen, nie auf Märschen Vorspann, Fourage und Proviant unentgeldlich oder auf Credit verlangen, und eben so wenig sollten Lieferungen für Magazine ohne bare Bezahlung gefordert werden. Für die Befreyung von dem Drucke aller Mißbräuche der Art, sollten die Unterthanen zu den Kriegskosten dieses Jahres keine andere Abgabe entrichten, als eine geringe Kopfsteuer, welche sie leicht von dem Gewinn geben konnten, den die Zehrungen und die Bedürfnisse des Heeres ihnen brachten.

Die Landarmee war nun in einem völlig so furchtbaren Zustande, als die Flotte. In Schoonen zog sich ein Heer zusammen, welches der in Seeland stehenden dänischen und russischen Armee die Landung in Schweden zu verwehren bereit war. Bey Stockholm war ein anderes Corps versammelt, um einen Einfall der Russen von der andern Seite zu verhindern, und an den Grenzen Norwegens war unter Carl selbst das streitbarste Heer. Nur die neue Ordnung im Innern des Reichs hatte einen solchen Zustand der Nationalvertheidigung möglich gemacht. *)

Reise des Freyherrn von Görz nach dem Haag.

Nachdem er so die Morgenröthe einer glücklichern Zeit, als die letzten Jahre gewesen, über Schweden heraufgeführt hatte, fand Görz eine Reise nach Holland zur weitern Ausführung seiner Plane nothwendig, theils um durch eine Anleihe einen Fond herbey zu schaffen, auf welchen so sehr gerechnet war, theils um den politischen Verhandlungen, wovon das Schicksal und der Friede seines neuen Vaterlandes abhing, näher zu seyn als in Schweden, welches durch den langen Krieg mit allen benachbarten Mächten von der übrigen Welt gleichsam abgerissen worden.

Der König ließ dem Freyherrn eine Vollmacht ausfertigen, daß er ganz nach seinem Gutdünken Geld im Auslande für die Krone Schweden aufnehmen könne, nachdem er vorher den Herzog von Holstein unter großen Lobsprüchen auf die Dienste, welche Görz seinem Reich leiste, ersucht hatte, ihm seinen Geheimenrath noch einige Zeit zu überlassen. Auch ward der Freyherr als solcher, nicht als ein schwedischer Beamte, in der Vollmacht aufgeführt. **)

Verwaltung der Geschäfte unter Dernath's Aufsicht.

Allein die Erfahrungen, welche er schon bey seiner seitherigen Abwesenheit von Stockholm, wiewohl noch gegenwärtig im Reich, gemacht hatte, mußten ihm die Reise ins Ausland sehr erschweren. Alle diejenigen, die irgend Theil an der Regierung hatten, und die Anführer des Heeres waren durch die bisher herrschende Unordnung im Stande gewesen, sich auf

*) Vergleiche über die drey letzten Abschnitte die Ehrenrettung des Freyherrn von Görz. S. 27 — 73.

**) Literae credentiales Domini a Goerz p. 404. 405.

Kosten der Nation zu bereichern. Ihr eigennütziger Unmuth, daß die Plane von Görz diesem schandvollen Verfahren entgegenarbeiteten, wußte durch eine doppelte Vorstellung die öffentliche Stimme wider den Retter des Vaterlandes zu erheben.

Zuerst hieß es, warum dieser Fremdling für den Staat am Rande des Abgrundes so viel sorge und wage? Die Hoffnung sich dadurch zu bereichern, könne ihn nicht dazu treiben. Nichts als verrätherische Absichten können daher bey ihm obwalten, und früher oder später würden sich seine Verbindungen schon enthüllen. Den großen Ehrgeitz, von welchem Görz erfüllt war, sich neben das riesenmäßige Gemüth eines Königs zu stellen und durch Bezähmung desselben ein verzweifeltes Reich zu retten, wollte die Nation nicht begreifen, welche für den Ruhm unter kraftvollen Herrschern so viel aufgeopfert hatte. Noch weniger dachte man in einem Reich, von dessen Trümmern sich nur jeder bereichern wollte, an die Möglichkeit, daß selbst ein solcher Ehrgeitz durch patriotischen Sinn bey dem Freyherrn geweckt seyn konnte. Um das Herzogthum Holstein zu halten und zu stärken, hatte er ja immer gestrebt, in die Weltangelegenheiten einzugreifen. Versanken Carl und Schweden gänzlich: so waren auch die Herzoge von Holstein in Gefahr, zu vergehn, wenigstens sehr viel zu leiden.

Zweytens verbreitete man den Gedanken, daß Görz einzig Ursache von der Fortdauer des Krieges sey; denn ohne seine Anstalten und Erfindungen würde der König gezwungen gewesen seyn, unter jeder Bedingung Frieden zu schließen. Die Gemüther der Großen empörten sich nicht mehr wider diesen schmachvollen Gedanken, und Görz wurde als ein Feind der Schweden angesehen, weil er ihnen durch das Aufgeboth der letzten Kraft einen ehrenvollen Frieden verschaffen wollte.

Durch solche Vorstellungen zerstörte man das Vertrauen, welches wohlthätig in der Nation gegen den Fremdling emporkeimte; und da es noch eine zarte Pflanze war: so ward es durch täglich wiederhohlte Bemühung leicht vernichtet. Fast jedes Schreiben, das er während seiner Abwesenheit bey dem königlichen Heere und in Holland von seinen Freunden erhielt, lieferte ihm Züge von solcher Bemühung.

Kaum hatte er sich aus der Hauptstadt entfernt: so verbreiteten mehrere von den Staatsbeamten die Meinung, daß für die Städte keine Münzzeichen in Umlauf gesetzt werden sollten; sie wären nur für den Verkehr zwischen den Soldaten und Bauern. Dieß hatte sogleich den Erfolg, daß die Officiere die Gelder für Kleidungsstücke und andere Bedürfnisse der Regimenter in barer Münze vom Grafen von Dernath verlangten, indem kein Kaufmann sich die gelieferten Waaren in Münzzeichen bezahlen lassen wollte. So fand es sich wirklich, als die Officiere endlich beredet waren, dieselben anzunehmen.

Man gebe sich die Miene, schreibt Dernath an Görz, als ginge man mit frohem Muth in die neuen Finanzplane ein; aber dieß sey bloß Verstellung, nachdem man alle Hindernisse aufgethürmt habe, an welchen sie scheitern sollten. Es wisse der Rath Feif, von welchem alle Welt glaubte, daß er Herz und Ohr des Königs besitze, und durch dessen Beyfall der Gang der Geschäfte vorzüglich befördert werden müßte, durch seine Reden denselben zu hemmen. Als neulich jemand in Gesellschaft gesagt habe, der Freyherr verdiene in den Norderstrom geworfen zu werden: so solle Feif geantwortet haben, er wünsche, Görz wäre schon in demselben. „Ich bin durchaus überzeugt, schließt der Graf seinen Brief, daß unser ganzes Gebäude auf ein Mahl umgestürzt werde, so bald Ihr über Meer gereiset seyd. Der König wird dieß freylich nicht wollen, aber man wird die Hindernisse so viel häufen, daß eine allgemeine Stockung eintritt. Gott erhalte nur den König; außerdem wartet ein heilloses Geschick aller derer, welche Ihr hier zurückgelassen habt."

In einem andern Schreiben berichtet Dernath seinem Freunde über den Zweck seiner bevorstehenden Reise nach Holland: „Ihr könnt sicher seyn, daß alle diese Menschen von Bedeutung, so freundliche Mienen sie machen, im Herzen wünschen, der Zweck dieser Sendung möge nicht erreicht werden, bloß weil es dem König gefallen hat, Euch zu senden. Indem jeder Blick mich davon überzeugt, sagte ich gestern zu dem Obuz-Rath Feif, nachdem er etwas beleidigendes ausgestoßen hatte, wie es ihm doch nicht entfallen seyn könnte, daß Ihr ihm geschrieben hättet, sobald er irgend ein Mittel wüßte, wodurch besser, als durch die angefangenen Plane, der König der Geldnoth für dieses Jahr entzogen würde, wolltet Ihr selbst den König bitten, daß er dasselbe ergreifen und Euch von der gegenwärtigen Last befreyen möge. Als er hierauf antwortete, er wisse dergleichen nicht, entgegnete ich: so wäre es seine Pflicht, treu mit uns dahin zu arbeiten, daß der König in Stand gesetzt werde, dieses Jahr noch den Krieg zu bestreiten. Er gelobte dieß auf die kräftigste Weise; aber ein Thor, welcher darauf bauet. Mißgunst und Eigennutz haben zu große Gewalt über alles, was ich hier Leute von Bedeutung nennen möchte, daß Ihr selbst begreifet, ein einzelner, wie der Rath Feif, werde es nicht rathsam finden, sich offen für unser Werk zu erklären, wie freylich seine Pflicht es erfordert. *)"

Hätte Görz auch nicht durch seine Menschenkenntniß und die in Schweden gemachten Erfahrungen gewußt, daß die Klagen des Grafen Dernath, der freylich wenig Kühnheit besaß, nicht übertrieben waren: so hätten ihn schon die Briefe des Staatssecretärs von Höpken, eines standhaften Mannes und vorzüglichen Mitgliedes des Collegiums, welches sich der Freyherr gebildet hatte, davon überzeugen müssen. „Was die Feinde unsers Collegiums anbetrifft, schrieb ihm derselbe, so ist es fern, daß sie verringert werden sollten, sie nehmen vielmehr nach dem Maße zu, als man das Vertrauen, womit Euch der König beehrt, und den heilbringenden Gebrauch, welchen ihr davon zu machen strebet, immer mehr Kraft gewinnen sieht. Um Euch in der Meinung der Nation anzuschwärzen, bürdet man Euch alles das auf, was Ihr nimmer thut, und das Gegentheil von Eurem Beginnen. So verbreitet man auf eine boshafte Weise gegen eigene Überzeugung, daß Ihr den Frieden und die Rückkehr des Königs von Norwegen verzögert, zwey Puncte, die von aller Welt so lebhaft gewünscht werden. Darüber ist man ergrimmt, daß Ihr so schöne und große Gefühle und Entwürfe heget, die dem Vortheil des Königs angemessen sind, daß Ihr einen so wohlthätigen Anfang mit ihrer Ausführung

*) L'animosité et les vües d'interêt sont trop grandes dans tout ce que j'appellé gens de distinction, comme Vous le saves Vous même, que Vous compreués aisement, qu'un seul, comme Mr. Feit, ne trouvera pas de sa politique, de se declarer ouvertement, comme sa charge le demandoit pourtant, pour un tel ouvrage. S. Rettung des Freyh. von Görz S. 81. 82.

schon gemacht habt. Andere, die sich nicht so laut erklären, wollen ihre Feindschaft gegen Euch verbergen, aber sie ist der Art, daß ihnen die Verstellung schwer wird. Nicht besser war Pompejus, aber verstellter."

Der größte Kummer des Freyherrn bey dieser Lage der Dinge floß daher, daß Dernath durchaus gar nicht dieser feindlichen Meinung die Spitze both, sondern an dem öffentlichen Wohl verzweifelnd, sich selbst in seiner Verzweiflung verzehrte. Sobald die Anführer der See- und Landmacht den Freyherrn von Görz aus Stockholm entfernt wußten, forderten sie von Dernath große Summen, damit durchaus kein System der Ordnung gedeihen könne; und dieser erschöpfte gutmüthig die Kassen, ohne die Berechnungen seines Freundes zu überschauen. Bey einer solchen Schwäche nahm jede Unordnung, welche die Feinde des neuen Systems stiften wollten, schnell überhand. Forderungen, die in Münzzeichen und Staatsobligationen befriedigt werden konnten, bezahlte man mit barem Gelde; und wo dieses angewiesen war, wollte man jene brauchen. Wenn die Münzzeichen im glücklichsten Umlauf waren, fehlte es an Platten sie zu prägen. Zum Besten ihrer Regimenter hatten die Generäle besondere Ordres vom König erschlichen, nach welchen sie sich von dem ersten besten Fond die bewilligten Summen zahlen lassen konnten; und so lieferten die Landeshauptleute bey weitem nicht das berechnete Geld ein. Nach dem Plane des Freyherrn von Görz kamen vierzig tausend Thaler auf jedes Regiment; die Anführer verlangten nun hundert und zwanzig tausend, und schützten ihre Forderung mit der Güte des Königs, welcher den Sold auf den Fuß, wie zu Demotika in der Türkey, an seine Truppen ausgezahlt haben wollte.

Auf diese Weise geschah es, indem der Graf Dernath nirgends mit Kraft durchgriff, daß die Ausgaben in allen Puncten sich höher beliefen, und die Einkünfte geringer, als Görz berechnet hatte. Dieser bedurfte aller Schärfe seines Blicks, wodurch er in der Zukunft Quellen der Rettung entdeckte, wenn die Gegenwart sie gänzlich zu verschütten schien, um das Heil Schwedens nicht kleinmüthig aufzugeben. Ihm fehlte nur ein Gehülfe, welcher ihm an durchdringendem Verstande und Kühnheit glich, damit er gleichsam ein zwiefaches Daseyn äußern könnte, am Mittelpunct der Geschäfte zu Stockholm, und bey dem König oder im Auslande. Dernath entsprach einem solchen Gehülfen so wenig als möglich; und wenn derselbe als Freund ihm theuer war, so machte er ihm nur doppelten Kummer, indem auch seine Person in dem Gewirre zu Grunde ging.

„Gott weiß, schreibt der Graf an Görz, woher wir Geld nehmen sollen. So wie Ihr meine Natur kennet, mögt Ihr urtheilen, wie geängstet ich bin. Kaum sind es zehn Tage, daß Ihr abgereiset seyd, und schon habe ich für drey Jahre so merkbar gewacht, daß alle Welt mich darüber anfällt. Ich beschwöre Euch, ist es möglich, so reiset hier durch, wenn Ihr den König verlasset. Eure Gegenwart wird vielleicht meine Qual besänftigen, auf daß ich während Eurer Reise nach Holland Kraft habe, die Bürde zu tragen. Ach, ich fürchte, daß ich endlich doch nicht stark genug dazu seyn werde."

Ein Woche nach diesem Briefe voll Klagen schrieb Dernath schon wieder: „Ich vermag nicht, dieß bekenne ich frey, das Geschäft fortzusetzen, welches Ihr mir hinterlassen habt; weder mein Geist noch mein Körper können die dazu gehörige Kraft aufbiethen; und Kummer verzehrt mein Inneres." Einige Tage darauf meldete er, wie der General Taube bey dem Befehl, schleunig mit seinem Regiment aufzubrechen, sich dessen geweigert habe, bis ihm dreyßig oder fünfzig tausend Thaler ausbezahlt wären, und zwar in barem Gelde, denn Staatsobligationen habe er zurückgesandt. „Seine Briefe griffen mich so an, daß ich in dem Augenblick vor Bestürzung das Fieber bekam; gestern hatte ich den dritten Anfall desselben zu bestehn."

Bey dieser Unentschlossenheit des Grafen von Dernath war es für Görz besonders unangenehm, daß unaufhörlich Gutachten und Anfragen von dem Collegium, welches die Staatsverbesserung leiten sollte, an den König kamen; denn der Graf fürchtete sich, ohne dessen ausdrücklichen Befehl das geringste zu unternehmen, um auf solche Art wider die feindlichen Schweden einigermaßen gedeckt zu seyn. Nun aber blieben nicht nur solche Berichte bisweilen mehrere Wochen oder auch gänzlich unbeantwortet, bis ein Mitglied des Collegiums in Norwegen und andern entfernten Gegenden den König aufsuchte, und mündlichen Bescheid erhielt; sondern Görz fürchtete, daß Er durch das zu große Detail zuletzt eines ordentlichen Geschäftsganges, also auch der ganzen Staatsverbesserung überdrießig werden möge. Schnell mußte ihm eine Sache vorgeführt werden, und eben so schnell sein Bescheid sie beendigen.

„In allen den Geschäften, schrieb daher der Freyherr an Dernath, welche ein Mahl in Gang gebracht sind, muß man über die Art, sie zu betreiben nicht anstehen, bis der König sie vorschreibt. Das ist genug, wenn man nur solche Wege einschlägt, die zu dem Ziele führen, auf welches Er schaut. Man wird Ihn nur dadurch ermüden, wenn man Ihn über das Wie? zu häufig angeht."

Nur durch solchen Rath, nur durch seinen kraftvollen Ernst, welcher durch keine Reitzung zum Aufbrausen verführt werden mochte, konnte Görz dem verzweifelnden Grafen in einzelnen Fällen zu Hülfe kommen, wenn die Großen zu unverschämt zu Werke gingen. Eines der merkwürdigsten Beyspiele der Art war das Betragen des Generals Dücker, welcher in Pommern das Commando hatte. Auf Veranstaltung von Görz waren dem Obersten Ehrenschild, bey dem Corps jenes Generals, 28000 Bankothaler und 32000 Thaler Silbermünze zugekommen, um die gefangene Besatzung von Stralsund einzulösen, zu erquicken und auszustatten. Die Auslösung der Gefangenen geschah nicht; und von der großen Summe kam ihnen überhaupt nichts zu Gute, sondern General Dücker behielt dieselbe, um verschiedene Forderungen, die er machte, dadurch zu befriedigen, und verwies die Officiere an die Hauptkasse in Stockholm, unter Verwaltung des Hofraths von Hagen, der ihnen dagegen Anweisung auf die Summe gab, welche General Dücker empfangen hätte. Dieser wußte wohl, daß hier nicht ohne Görzens Zuthun gehandelt war, und schrieb an denselben nach Holland einen Brief voll Drohungen gegen Hagen, die eigentlich dem Freyherrn galten. Die gefangenen Officiere, hieß es, hätten gedroht, wenn er ihnen kein Geld schaffe, ihn auf der Straße todtzuschießen; der Hofrath Hagen solle mit persönlicher Gefahr für diesen Verdruß verantwortlich seyn. Allein Görz äußerte dem General in seiner Antwort einen gerechten Unmuth über die Anmaßung, womit man über königliche Gelder schalte. Da der Oberst Ehrenschild die 28000 Bankothaler bloß

zur Auslösung der Gefangenen bekommen habe, so müßte derselbe, indem dieselbe nicht erfolgt sey, durchaus Rechnung ablegen, wofür er die empfangene Summe verwandt hätte. Weder der König, noch irgend ein königlicher Minister hätten demselben Vollmacht verliehen, zu irgend einem andern Zwecke, als dem genannten, die empfangene Summe auszugeben. Was die 32000 Thaler Silbermünze anbetreffe: so lasse sich nicht begreifen, wie Ehrenschild mit denselben hätte schalten können, ohne wenigsten vom General Dücker selbst dazu bevollmächtigt zu seyn. Die Pflicht von diesem wäre, den Obersten anzuhalten, daß er dem königlichen Befehl gemäß Rechenschaft gebe, wie viel von jener Summe für den Unterhalt der Gefangenen von Stralsund verwandt wäre, und das übrige Geld zur weitern Verwendung der Regierung zurückliefere. Görz schloß dann mit der höflichen, aber für den General sehr beschämenden Wendung, daß ihn bey diesem ganzen Vorfall besonders schmerze, durch denselben gänzlich außer Stand gesetzt zu seyn, manches sonst billige Verlangen des Generals zu befriedigen, und eben daraus möge derselbe auf seine freundschaftliche Gesinnungen gegen ihn schließen. Dücker sollte fühlen, wie die Großen durch ihren Raub an dem Eigenthum des Staats sich zuletzt selbst den Ruin bereiteten. Dieser Geist, worin ihm Görz geantwortet hatte, besänftigte ihn nicht nur, sondern ermahnte ihn so, daß er, statt zu drohen, sich flehend beugte, um den Bericht über diese Angelegenheit an den König abzuwenden *).

Görzens erste Geschäfte im Haag.

Wohl äußerten mehrere von den schwedischen Großen, sie wollten ein solches Gewirre von Unordnung schaffen, daß auch Görz bey seiner Heimkehr kein System der Verwaltung wieder einführen könne. Allein voll Vertrauen auf geprüfte Kraft eilte dieser, im Auslande das Heil Schwedens zu suchen, sicher, wenn jenes ihm gelang, die innern Quellen des Reichs bald wieder zur Belebung desselben zu leiten.

Im Julius (1716) schiffte er sich nach Holland ein. Von einer dänischen Fregatte, gleich seinen Gefährten, der ganzen Bagage beraubt, kam er wie ein Flüchtling im Haag an **).

Sogleich begann er seine Unterhandlungen wegen einer Anleihe von zwey Millionen Thaler Silbermünze für den schwedischen Hof. Allein nicht nur die feindlichen Mächte, sondern selbst einzelne Schweden suchten dieselben unfruchtbar zu machen; und man begnügte sich nicht, in der Stille und in Gesprächen dagegen zu wirken, sondern von russischer Seite ließ man sogar eine gedruckte Schrift umlaufen, wodurch die Verhandlung mit Görz als sehr gefährlich für jedes Kaufmannshaus beschrieben wurde. Der Grundriß von dem Plan des Freyherrn war darin bekannt gemacht, und nur Schweden konnten ihn der feindlichen Parthie, mitgetheilt haben ***). „Man sieht, äußerte Görz, wie wichtig für den König und sein Reich selbst den Feinden unser Geschäft erscheinet; aber diese Eifersucht muß unsere Sorge für den glücklichen Erfolg desselben verdoppeln."

Bey der gegenwärtigen Lage Schwedens, welches im Auslande die öffentliche Meinung für verloren achtete, bey der herrschenden Ansicht von Carls Charakter, konnte nur eine gänzliche Unkunde kaufmännischer Geschäfte darauf rechnen, daß sich irgend jemand dazu verstehen werde, eine einfache Anleihe von zwey Millionen dem schwedischen Hofe zu bewilligen. Dennoch schwebte der Graf Dernath in einem glücklichen Traum, daß bald von Holland das goldene Vließ nach Schweden kommen werde, und man alsdann nur in das Schiff hineinsteigen und die Geldtonnen eine nach der andern herausholen könne *). „Es scheint mir fast, schrieb ihm Görz, als hättet Ihr noch immer die Idee, daß meine Unterhandlungen sogleich zwey Millionen klingender Münze zu Euch schaffen würden. Ich rechne eine solche Vorstellung auf den gewöhnlichen Hang der Menschen, das zu glauben, was sie wünschen. Übrigens würden Männer von Einsicht in Finanzen und Handelswesen, dieselbe für eine große Chimäre unter den Umständen halten, welche uns drücken."

Indem die Geldanleihen nur in Verbindung mit andern Puncten bewirkt werden, und wegen der Tiefe, des Umfangs der Unterhandlung, die dadurch nothwendig wurden, nicht schnell zu Ende gebracht werden konnte, schilderte Graf Dernath den Geldmangel und die allgemeine Verwirrung immer furchtbarer. Überdieß ward man noch durch eine Landung des Feindes bedroht, der nur sieben Meilen von Stockholm entfernt war. Da wußte Görz dem Grafen von Dernath keinen andern Rath zu geben, als daß man das Beyspiel Dänemarks nachahme, dessen reichste Unterthanen der Regierung nach dem Maßstabe ihres Vermögens Geld hätten leihen müssen. Dadurch wäre der dänische König in Stand gesetzt, sich zur Landung in Schweden zu rüsten. Ob nun König Carl zu diesem Mittel nicht weit mehr berechtigt sey, einen Angriff abzuschlagen, welcher nur durch dasselbe möglich geworden? Damit aber die reichen Häuser, bey welchen eine gezwungene Anleihe gemacht würde, nicht glaubten, man wolle sie ihres Geldes berauben: so solle man ihnen Staatsobligationen dagegen geben. Auch wäre höchst nothwendig, daß auf der Liste dieser Gläubiger der Regierung keiner fehle, der seinem Reichthume nach sich auf derselben finden sollte; denn irgend eine Parteylichkeit würde in diesem Falle den lautesten Unwillen erregen.

Eine solche gezwungene Anleihe würde vorzüglich den Adel getroffen haben, und zwar die ersten Familien desselben. Es war deßhalb zu viel von Dernath gefordert, daß er den Rath seines Freundes mit sicherer Kühnheit befolgen sollte. Vielmehr erwiederte er ihn mit der Versicherung, daß er durchaus nicht länger, als bis zum nächsten Frühling die Geschäfte vollbringen werde, deren Last er aus Freundschaft für Görz übernommen habe. Nimmermehr, entgegnete ihm dieser, sollten ihre Feinde den Triumph haben, daß man sie auf ihrem großen Wege zurückgeschreckt habe; ihr Collegium müsse nur nicht mehr so wanken, wie bisher geschehen sey, und nicht so manchen Versuch unterlassen, bloß aus Furcht, daß sich der Ausführung Hindernisse entgegen stellten. „Die Schweden, schloß er, kennen uns wenig, Euch, mein Freund, und mich, wenn sie uns für Leute halten, welche ein Werk beginnen, zu dessen Vollendung sie keine Kraft haben. Der Frucht unserer Anstrengungen, des Ruhms unserer Schöpfungen sollen sie uns nicht berauben. Bringt daher mit Eifer in Gang, was ich vorgeschlagen habe, wenn man Euch nicht einen andern Weg zeiget, der noch schneller, oder wenigstens eben so leicht, als der meinige, zum Ziel führet."

Unterdessen waren die Unterhandlungen wegen der Anleihe

*) Vergl. Rettung des Freyh. von Görz. S. 35 — 102.

**) Görzens Ehrenrettung. S. 75.

***) Görzens Ehrenrettung. 109 — 111.

*) Görzens Ehrenrettung. S. 123.

von zwey Millionen einem glücklichen Ende nahe gebracht, und Görz konnte hoffen, durch dieselben die eigentliche Aufgabe gelöset, und dem schwedischen Reiche noch außerdem beträchtliche Vortheile verschafft zu haben. Darin war er überhaupt groß, daß er die Nebenideen eines Plans, welche anfänglich nur als nothwendig für den Hauptzweck hervorgebracht wurden, zu manchem weitern Gewinn zu benutzen wußte. Auch standen alle Ideen eines Plans schnell nach allen ihren Beziehungen vor seinem Blicke. Sobald er den Gedanken gefaßt hatte, daß eine Geldanleihe in Holland nothwendig sey, eröffnete er dem Könige seine Ansicht, mit welchen gänzlich verschiedenartigen Puncten dieß Geschäft doch in eine heilsame Verbindung gesetzt werden könnte, um ein glückliches Ende zu gewinnen. Indem Carl auf die Weise schon vor der Abreise Görzens aus Schweden vom Plan desselben einigermaßen unterrichtet war: konnte ihm der Fortgang und Geist der Unterhandlungen in Holland leicht begreiflich werden. Er war mit dem vorläufigen Bericht darüber sehr zufrieden, und sein Vertrauen auf die neue Verwaltung seiner Staaten ward dadurch bestärkt. „Es sey ihm sehr angenehm zu hören gewesen, schrieb er an Görz, daß das Geldgeschäft so glücklich eingeleitet geworden; auch wäre er durchaus geneigt, einen austräglichern Fond als den bisherigen, zur Wiederersetzung der aufgeliehenen Geldsummen zu verordnen. Überhaupt könne der Geheimerath sich versichert halten, daß zur Aufrechthaltung des Credits und zur Leitung der Angelegenheiten auf planmäßige Weise, alles von seiner Seite geschehen solle. Nur möge derselbe sich gegen den Winter oder sobald es geschehen könnte, wieder zu ihm begeben *).

Contract zu Amsterdam geschlossen.

Weit entfernt von dem Gedanken, daß irgend jemand dem Könige von Schweden ohne geleistete Sicherheit, ohne die Hoffnung außerordentlicher Vortheile zwey Millionen leihen werde, hatte Görz in den Bedürfnissen des schwedischen Reichs und einheimischen Einrichtungen, jene Sicherheit und diese Hoffnung aufgesucht. Ohne Zweifel war viel zu wenig Silbergeld in den schwedischen Staaten in Umlauf, und zweytens hatte der Handel derselben weniger Ausbreitung und gute Folgen, als man von der Beschaffenheit der inländischen Producte erwarten konnte; weil die Bestimmung der Preise von dem Eigennutze weniger Kaufmannshäuser abhing. Die Bekämpfung dieser beyden Nachtheile stellte Görz als den eigentlichen Gegenstand seiner ganzen Sendung dar, als er mit einer Gesellschaft von holländischen Kaufleuten seine Unterhandlung begann. Er schloß mit ihnen im September des Jahres 1716 einen Contract, daß nur sie unter gewissen Vortheilen das Hoheitsrecht der Münze in Hinsicht auf Gold und Silbergeld aller Art im schwedischen Reiche auf bestimmte Zeit ausüben sollten. Königliche Beamten hatten nur die Macht, den innern Werth der Münze zu prüfen, ob er der Angabe in den königlichen Edicten entsprach. Daß jene Gesellschaft zu viel Gold und Silber zum Ausmünzen nach Schweden bringen möchte, fürchtete Görz so wenig, daß im Contract festgesetzt wurde, während seiner Dauer sollten wenigstens für zwey Millionen Reichsthaler Münze geprägt werden. Ferner sollten diese holländischen Kaufleute die Freyheit genießen, mehrere nahmentlich aufgeführte Producte des Landes auszuführen. In dieser Hinsicht wollte der König an bequemen Örtern Magazine zur Ablieferung dieser Producte an die Gesellschaft der Kaufleute errichten, auch einen Preis dafür bestimmen, womit Käufer und Verkäufer zufrieden seyn könnten.

Wohl mögen die Abtretung jenes Hoheitsrechtes und dieser Zwang für den inländischen Handel den Ideen reiner Staatswirthschaft widersprechen; aber in dem gegenwärtigen Drange konnten sie eine Wohlthat für Schweden werden. Auch waren alle Nebenpuncte mit kluger Vorsicht bestimmt, und der ganze Contract galt nur auf drey Jahre.

Eigentlich aber hatte Görz diese Puncte nur gebraucht, um unter ihnen seinen Hauptzweck, die Anleihe von zwey Millionen zu verbergen. Als eine Nebensache hatte er ihn in den Contract aufgestellt, und zwar mit der meisterhaften Wendung, daß die holländische Gesellschaft, um sogleich ihre Münze hinlänglich in Gang bringen zu können, für den König gegen Staatsobligationen zwey Millionen münzen sollte. Die Erreichung des vornehmsten Wunsches wurde den Fremdlingen als eine Gnade angerechnet, und bey allem dem wurden sie nicht in Schaden geführt. Görzens Schlauheit in der Stellung aller Puncte war nur nothwendig, um sie zu der Übereinkunft zu bewegen und ihrer Klugheit war es nun anheimgestellt, den Gewinn zu benutzen, welchen man auf eine so feine Art für sie möglich gemacht hatte *).

Unterhandlungen wegen des Friedens.

Wiewohl auf solche Weise die Geldanleihe glücklich vollbracht war, konnte Görz dem Wunsch des Königs, daß er gegen Anbruch des Winters nach Schweden zurückkehren möge, nicht Folge leisten; denn sein großes Geschäft, die Verhältnisse der europäischen Mächte dahin zu leiten, daß dem schwedischen Reich ein Frieden ohne zu verderbliche Aufopferungen geschenkt wurde, verflocht ihn in die weitläuftigsten Unterhandlungen. Noch gegen das Ende dieses Jahrs (vom 18 December 1716) schrieb er aus Holland: die Erwartung in Hinsicht auf meinen Friedensplan, ist das einzige, was mich in diesem Lande noch zurückhält; und hätte ich nicht Ursache zur Hoffnung, daß mir die Ausführung desselben gelingen werde: so fände man mich schon auf der Hinreise nach Schweden."

Die freudige Erfahrung hatte er sogleich gemacht, daß die Anstrengung, deren sich das Reich in diesem Jahre noch fähig gezeigt hatte, den Weg zum Frieden sehr gebahnt habe. „Ich kann Euch nicht ausdrücken theurer Graf, schrieb er an Dernath, wie sehr unsere Unternehmungen für dieses Jahr die hohe Meinung wieder angefacht haben, welche man immer von unserm König hegte, und welchen schönen Ruhm wir dadurch erlangten **). (Die Fortsetzung folgt).

Franz Petrarca.

Noch blühte das Geschlecht der Petrarch's in Florenz, als die unseligen Streitigkeiten der Gibellinen und Welfen Unheil die Fülle über Italien verbreiteten. Bald siegten die Letztern, und die Gibellinen flohen, beraubt ihrer Habe, aus ihren heimathlichen Fluren. Unter den Flüchtigen befand sich auch ein Petrarcho von Parenz, und suchte einsweilen in Arezzo ei-

*) An den Geheimerath, Baron Görz: Carolus S. 442 — 45. Allergnädigste Erläuterung über beygefügten mit Franz Petermann und Comp. geschlossenen Contract S. 421. 22.

*) Beylagen zur Ehrenrettung Görzens, 417 — 430.

**) Görzens Ehrenrettung S. 133.

ne Zufluchtstätte. Dort ward ihm, den 20. Julius 1304 ein Sohn geboren. Unter nahmenlosen Wehen seiner Mutter, Brigitta von Canigiani, erblickte er das Licht der Welt. Man nannte ihn Franz. Hatte man aber schon bey seiner Geburt an seinem Gedeihen verzweifelt, so bedrohte ihn, da er kaum der ersten Gefahr entronnen war, nach wenigen Monathen schon wieder eine zweyte. Da sein Vater in Arezzo keine bleibende Stätte fand, so ging er nach Pisa. Der Diener, der den Kleinen, nur in ein Betttuch gehüllt, welches an einem Baumaste befestiget war, auf den Schultern trug, stürzte während dieses Umherpilgerns mit der theuern Bürde in einen Fluß, und nur mit vieler Anstrengung wurden beyde gerettet. Die Mutter kehrte jetzt zwar mit dem holden Knaben nach ihrem väterlichen Stammorte zurück; allein der Vater konnte, ungeachtet er deßhalb alles Mögliche that, seine Zurückberufung nicht bewirken. Er nahm daher nach einiger Zeit auch seine Lieben wieder zu sich, denn unerträglich war ihm seine Verbannung ohne Weib und Kind. Neun volle Jahre verlebten sie da zusammen, binnen welcher Zeit Petrarcho nichts unversucht ließ, um seine Zurückberufung möglich zu machen, denn unbeschreiblich war seine Sehnsucht nach seinem heimathlichen Himmel, aber vergebens. Er begab sich daher nach Avignon, wo sich eben der römische Hof versammelt hatte. Das Schiff scheiterte, das sie dahin bringen sollte, und nur mit genauer Noth entging Petrarcho, oder Petrarcha, wie man ihn in der Folge des bessern Wohlklanges wegen nannte, zum dritten Mahle dem ihm so nahen Tode. Die ungeheure Menge Menschen, welche damahls hier zusammengeströmt war, führte die Nothwendigkeit herbey, Frauen und Kinder in die nächsten Umgebungen zu verweisen. Auch den jungen Petrarcha traf dieses Schicksal, und er ging mit seiner Mutter nach Carpentras. Dort studierte er Grammatik, Rhetorik und Dialektik. Von hier begab er sich nach Montpellier, wo er sich auf das Studium der Rechte verlegte, und bald darauf nach Bononien, wo er erst sein Rechtsstudium vollkommen vollendete.

Indessen hatte die Pest seine Ältern in Avignon hinweggerafft. Doch ging der zwey und zwanzigjährige Jüngling wieder dahin, voll Widerwillen gegen das Studium der Rechte, da er allenthalben das Unrecht die Oberhand behaupten sah. Hatte er doch die Erfahrung an sich selbst gemacht, denn einige Schriften von Cicero waren alles, was ihm die Habsucht von dem älterlichen Erbe übrig ließ.

Neuerdings griff jetzt hier eine verheerende Seuche um sich. Petrarcha floh nach dem einsamen, romantischen Thale von Vancluse, dessen Nahme schon seine Lage bezeichnet, denn beynahe ringsum steigen mahlerische Hügel empor. Es liegt fünf Meilen von Avignon, jenseits der Alpen, welche Frankreich von Italien trennen. Freundlicher blickt auf dieses Tempe der Himmel nieder, ein ewiger Frühling weilt an diesem Orte, balsamische Lüfte wehen, und liebliche Quellen sprudeln vom Berg ins Thal. Schön mahlt Matthisson diesen reitzenden Ort:

> Hier wohnt Stille des Herzens; goldne Bilder
> Steigen aus der Gewässer klarem Dunkel;
> Hörbar waltet am Quell der leise Fittig
> Segnender Geister.

Getrennt von dem Geräusche der Welt, verlebte Petrarcha in diesen stillen, mit unnachahmlichen Reitzen prangenden Gefilden selige Tage, denn wo in aller Welt ist sich der Weise nicht selbst genug!

Einst wallte er, noch früh am Morgen, der Sitte des Landes gemäß, zu der etwas entfernten Kirche des heil. Baran, wohin fromme Seelen zu gewissen Zeiten gern zu pilgern pflegten. Schon hatte er eine ziemliche Strecke zurückgelegt, als er auf einer blühenden, von silberklaren Bächlein durchschnittenen Wiese ein ruhendes Mädchen erblickte, welches, wie er, um den Heiligen zu verehren, sich schon so früh auf den Weg gemacht, aber bald ermüdet, sich auf dem weichen Rasen hingestreckt hatte. Es lag unter einem schattigen Baume. Leise säuselte der Morgenwind in den Blüthen und Blättern, und spielte mit den blonden Locken des müden Engels. Nie gefühlte Regungen erwachten in Petrarcha's Innerm. Auch das Mädchen, ein Fräulein von Gabriers, wohnend in einer kleinen Burg unfern Vancluse, Laura ihr Nahme, empfand, wofür die Sprache keine Worte hat, denn schön war auch der Jüngling, schlanker Gestalt, und feurigen Blickes. Nicht lange, und geschlossen ward der Bund reiner, ewiger Liebe. Mit himmlischen Gefühlen im Busen wallte das unnennbar selige Paar Hand in Hand zur Capelle des heil. Baran. Dort betheten sie viel und trennten sich spät. Oft sahen sie sich nun, und verlebten der seligen Stunden gar viele.

Um diese Zeit erschien Kaiser Ludwig der Bayer in Italien, um nach Rom zu gehen. Bald gewann es auch das Ansehen, als wollte er die Gibellinen begünstigen. Dieß gab den Flüchtlingen Hoffnung, nach so langen Jahren der Verbannung wieder in ihr Vaterland zurückkehren zu dürfen. Auch Petrarcha ließ sich überreden, nach Mayland zu gehen, um mehr Gewißheit zu erhalten. Dort ward er zwar von den Visconti's freundlich aufgenommen; allein nur zu bald verschwand auch die leiseste Hoffnung zur gewünschten Rückkehr. Er eilte also wieder nach seinem geliebten Vancluse in die Arme seiner Laura zurück.

Das Studium der Dialektik beschäftigte ihn jetzt mehr als je (vor der Rechtswissenschaft ekelte es ihm), und seine innige Freundschaft mit dem Cardinal Colonna gewährte ihm selige Stunden; trennte er sich von ihm, so geschah es nur, um sein Vancluse zu besuchen, dort zu dichten, und auf Gabriers zu schwelgen. Bald durchreisete er mit beobachtendem Geiste Frankreich und Deutschland. Endlich riefen ihn seine Freunde nach Rom. Dort fand sein Geist, der so gern in die Tage der Vorwelt hinüber schweifte, Genuß und Nahrung die Fülle.

Reicher an hohen Ideen kehrte er nach Avignon zurück, und wurde von Johann dem XXVI. vielfältig in wichtigen Angelegenheiten nach Italien und an den König von Frankreich geschickt. Allein die vielen eiteln Versprechungen dieses Mannes, noch mehr aber, als alles, sein Abscheu vor dem ärgerlichen Leben des dortigen Hofes, wovon er täglich Augenzeuge war, führte ihn wieder nach seinem geliebten Thale zurück, um dort rein und ungetrübt die Freuden des Lebens zu genießen, und sich vielleicht nie wieder von seiner Laura zu trennen.

Doch, so einsam er auch lebte, so hatte sich doch der Ruf von seiner Gelehrsamkeit über ganz Europa verbreitet, und Rom und Paris stritten sich um die Ehre den trefflichen Sänger zu krönen, bey welcher Gelegenheit er der hohen Roma vor der damahligen Königsstadt Paris den Vorzug gab, und dort wirklich gekrönt wurde.

Kaiser und Könige ehrten den großen Mann, überall wünschte man ihn zu sehen, zu bewirthen, und seines Umganges zu genießen. Allein nirgends verweilte er lange. Von Parma aus, wo er sich auch einige Zeit aufhielt, unternahm er mehrere Reisen, besuchte die angesehensten und gelehrtesten Männer, denn bald ward er hierhin, bald dorthin gerufen, während er sich immer nach seinem reitzenden Thale, nach seiner Laura zurücksehnte. Eben befand er sich in Padua, als er die schreckliche Nachricht erhielt, seine Geliebte sey nicht mehr. Der Schmerz machte ihn stumm; nur zahllose Thränen sprachen. Ohne zärtliche Freunde wäre er des Hungertodes gestorben, denn nur diese vermochten ihn, sich wieder zu ermannen.

Von nun an fand er vollends nirgends mehr eine bleibende Stätte; er besuchte wohl sein liebes Vaucluse, allein immer nur auf eine kurze Zeit. Länger verweilte er sich in Venedig, Parma, Padua und Verona. Die Visconti's ernannten ihn zu ihrem Rathe, und zeichneten den großen Mann bey jeder Gelegenheit aus. So nahm er einen der ersten Plätze unter Herzogen, Fürsten und Grafen an der hochzeitlichen Tafel ein, als Violante mit Lionel, einem Sohne des Königes von England, vermählt wurde.

Den Rest seiner schönen Tage beschloß er in Padua, nachdem ihm die Regierung zu Florenz die ungehinderte Rückkehr in sein Vaterland und die Zurückgabe aller, seinem Vater entrissenen, Güter durch Bocaccio angebothen hatte.

Der 18. Julius 1374 entriß diese schöne Seele der Welt, und mit ihr einen unerschöpflichen Reichthum der herrlichsten Ideen.

Ganz Padua begleitete seinen Leichenzug. Goldstoffe bedeckten den Sarg: ein goldener, mit Hermelin gefütterter, Traghimmel schwebte darüber. Der berühmte Cardinal Bonaventure, aus dem Geschlechte der Perarga's, hielt die Leichenrede. Man erbaute ein herrliches Mausoleum, ruhend auf Säulen von Marmor, zu dem ähnliche Stufen führten, und begrub da die Überreste eines der größten Dichter. Mehrere Inschriften erzählen der Nachwelt, welche Schätze hier der kalte Marmor bedeckt.

Petrarcha war schlank und schön gebaut, obgleich nicht sonderlich groß, seine Gesichtsfarbe bräunlich, sein Auge voll Feuer und Leben. Gewöhnlich schlief er nur bis Mitternacht. Dann bethete er, und begann hierauf seine Studien. Seine Tafel war sehr frugal; Wasser sein Lieblingsgetränk. Er haßte alle Schmausereyen, und begnügte sich manchen Tag mit einem Stücke Brot und einem Trunke Wasser. Demuth war ein Hauptzug in seinem schönen Chrakter. Diese war es, warum er das schon von Clemens VII. angebothene Bisthum ausschlug. Allein diese seine bescheidene Demuth hinderte ihn doch nicht, derb gegen Laster und Mißbräuche loszuziehen. Heiter im Kreise seiner Freunde, dankbar gegen seine Wohlthäter, sittsam, dabey aber so munterer Laune, daß er allein ganze Zirkel von trübsinnigen Menschen zu erheitern vermochte, blieb er sich immer gleich. Nur des Jähzorns konnte er nicht Meister werden, und Ärzte und Sternkundige nicht liebgewinnen. Er betrachtete sie als Charlatane.

Nimmer vergaß er seiner Laura, und begeisterter strömten seine Gesänge bey der Erinnerung an das himmlische Mädchen. Mit hoher Achtung nennt ewig die gelehrte Welt seinen Nahmen. Groß ist die Zahl seiner trefflichen Schriften. Tief und gründlich dachte der Mann, unübertrefflich tönt der Erguß seiner Lieder. Viel verdankt ihm auch die alte classische Literatur.

Die alten römischen Ringmauern.

Von dem langen Waldgebirge, welches am rechten Ufer des Rheins durch das ganze ehmahlige Herzogthum Westphalen sich erstreckt, sieht man auf der Ebene von Frankfurt am Main, von da aufwärts im Odenwalde und im Spessart und abwärts bey Mainz bis tief in den Rheingau hinein, und allenthalben auf den Höhen am Donnersberge wie in der Wetterau, keine Berggipfel höher aufragen, wie den Feldberg und den Altking. Diese schon der besuchten Nachbarschaft von Wisbaden, Schlangenbad u. s. w. wegen, noch mehr wegen der großen, viel besuchten Straße von Frankfurt nach Kassel, vor vielen andern bekannte Berge in Deutschland sind in der neuesten Zeit dem Alterthumsforscher, dem des Feldbergs römischer Nahme Taunus schon längst bekannt war, durch die aufgefundenen Denkmahle römischer Macht und Herrschaft noch interessanter geworden.

Man macht, um den Feldberg zu besteigen, von Frankfurt oder Wisbaden aus eine kleine Tagereise im Sommer, und berührt auf dem einen Wege das baumreiche Kronenburg und den erhabenen Falkenstein, auf dem andern das romantische Epstein mit seiner alten Burg und die noch in ihren Trümmern ehrwürdige Feste Königstein. Von der Spitze des Feldberges, die allerdings die weiteste und belohnendste Aussicht ringsherum verstattet, braucht man nur noch eine halbe Stunde, um den benachbarten kegelförmigen Gipfel des Altking (Altkünig) zu erreichen. Hier ist es, wo man beym Aufsteigen die alten Ringmauern durchschneidet, die terrassenförmig den hohen Kulm wie mit einer Krone umgürten. Man sieht deutlich die mit Absicht zusammengetragenen Steine, die sich auf der Höhe des Berges im Überfluß finden. Sie gleichen in ihren verwitterten Trümmern immer noch erhabenen Steinwällen, die man nicht ohne Mühe überklettern kann.

Die erste dieser Ringmauern ist von einem beträchtlichen Umfange, lauft aber in horizontaler Richtung völlig parallel mit der andern, welche dem Gipfel näher liegt. Jeder Stein spricht von einem überlegten Plan, den man bey der Anlage dieser Befestigung hatte, und es konnte den Alterthumsfreunden nicht schwer fallen, die lange über den ganzen Rücken des Odenwaldes bis an die Jaxt laufende Römerstraße, die durch römische Bäder, Grabhügel und Inschriften ihren Ursprung außer Zweifel gesetzt hat, mit diesen Ringmauern in Verbindung zu bringen. Weit näher aber noch an dieser merkwürdigen Militärstraße findet sich auf dem Schloßberge zu Mildenberg am Main eine ähnliche Ringmauer, die an Größe und Stärke noch die Ringmauern des Altkings übertrifft. Sie bekränzt den Gipfel des mit dichter Waldung bewachsenen Berges in einem weiten Umfange, zeigt an vielen Stellen noch eine beträchtliche Höhe, und man findet deutlich noch die großen hohen Eingänge zu dem innern Beschlusse. Auch hier sind römische Gräber in Menge, wie in den benachbarten Waldgebirgen von Mainbullau und Gottersdorf; und das vollständigste Substrat eines römischen Bades, welches vom Grafen zu Erbach vor kurzem aufgegraben wurde, ist nur wenig Stunden davon, nahe an dem Jagdhause des Fürsten von Löwenstein, gefunden worden.

Zufluchtstätte. Dort ward ihm, den 20. Julius 1304 ein
n geboren. Unter nahmenlosen Wehen seiner Mutter, Bri-
a von Canigiani, erblickte er das Licht der Welt. Man
nte ihn Franz. Hatte man aber schon bey seiner Geburt an
m Gedeihen verzweifelt, so bedrohte ihn, da er kaum der
n Gefahr entronnen war, nach wenigen Monathen schon
er eine zweyte. Da sein Vater in Arezzo keine bleibende
tte fand, so ging er nach Pisa. Der Diener, der den Klei-
, nur in ein Betttuch gehüllt, welches an einem Baumaste
tiget war, auf den Schultern trug, stürzte während dieses
erpilgerns mit der theuern Bürde in einen Fluß, und nur
vieler Anstrengung wurden beyde gerettet. Die Mutter
e jetzt zwar mit dem holden Knaben nach ihrem väterlichen
mmorte zurück; allein der Vater konnte, ungeachtet er deß-
alles Mögliche that, seine Zurückberufung nicht bewirken.
ahm daher nach einiger Zeit auch seine Lieben wieder zu
denn unerträglich war ihm seine Verbannung ohne Weib
Kind. Neun volle Jahre verlebten sie da zusammen, bin-
welcher Zeit Petrarcho nichts unversucht ließ, um seine Zu-
erufung möglich zu machen, denn unbeschreiblich war seine
nsucht nach seinem heimathlichen Himmel, aber vergebens.
egab sich daher nach Avignon, wo sich eben der römische
versammelt hatte. Das Schiff scheiterte, das sie dahin
gen sollte, und nur mit genauer Noth entging Petrarcho,
Petrarcha, wie man ihn in der Folge des bessern Wohl-
ges wegen nannte, zum dritten Mahle dem ihm so nahen
. Die ungeheure Menge Menschen, welche damahls hier
mmengeströmt war, führte die Nothwendigkeit herbey, Frauen
Kinder in die nächsten Umgebungen zu verweisen. Auch den
n Petrarcha traf dieses Schicksal, und er ging mit seiner
ter nach Carpentras. Dort studierte er Grammatik, Rhe-
und Dialektik. Von hier begab er sich nach Montpellier,
r sich auf das Studium der Rechte verlegte, und bald dar-
ach Bononien, wo er erst sein Rechtsstudium vollkommen
ndete.

Indessen hatte die Pest seine Ältern in Avignon hinwegge-
Doch ging der zwey und zwanzigjährige Jüngling wieder
, voll Widerwillen gegen das Studium der Rechte, da
enthalben das Unrecht die Oberhand behaupten sah. Hatte
h die Erfahrung an sich selbst gemacht, denn einige Schrif-
on Cicero waren alles, was ihm die Habsucht von dem
ichen Erbe übrig ließ.

Neuerdings griff jetzt hier eine verheerende Seuche um sich.
rcha floh nach dem einsamen, romantischen Thale von
cluse, dessen Nahme schon seine Lage bezeichnet, denn bey-
ringsum steigen mahlerische Hügel empor. Es liegt fünf
n von Avignon, jenseits der Alpen, welche Frankreich von
n trennen. Freundlicher blickt auf dieses Tempe der Him-
ieder, ein ewiger Frühling weilt an diesem Orte, balsa-
Lüfte wehen, und liebliche Quellen sprudeln vom Berg
hal. Schön mahlt Matthisson diesen reitzenden Ort:

Hier wohnt Stille des Herzens; goldne Bilder
Steigen aus der Gewässer klarem Dunkel;
Hörbar waltet am Quell der leise Fittig
Segnender Geister.

etrennt von dem Geräusche der Welt, verlebte Petrarcha
en stillen, mit unnachahmlichen Reitzen prangenden Ge-
filden selige Tage, denn wo in aller Welt ist sich der Weise
nicht selbst genug!

Einst wallte er, noch früh am Morgen, der Sitte des Lan-
des gemäß, zu der etwas entfernten Kirche des heil. Baran,
wohin fromme Seelen zu gewissen Zeiten gern zu pilgern pfleg-
ten. Schon hatte er eine ziemliche Strecke zurückgelegt, als er
auf einer blühenden, von silberklaren Bächlein durchschnittenen
Wiese ein ruhendes Mädchen erblickte, welches, wie er, um
den Heiligen zu verehren, sich schon so früh auf den Weg ge-
macht, aber bald ermüdet, sich auf dem weichen Rasen hinge-
streckt hatte. Es lag unter einem schattigen Baume. Leise säu-
selte der Morgenwind in den Blüthen und Blättern, und spielte
mit den blonden Locken des müden Engels. Nie gefühlte Re-
gungen erwachten in Petrarcha's Innerm. Auch das Mädchen,
ein Fräulein von Gabriers, wohnend in einer kleinen Burg un-
fern Vaucluse, Laura ihr Nahme, empfand, wofür die Spra-
che keine Worte hat, denn schön war auch der Jüngling schlan-
ker Gestalt, und feurigen Blickes. Nicht lange, und geschlossen
ward der Bund reiner, ewiger Liebe. Mit himmlischen Gefüh-
len im Busen wallte das unnennbar selige Paar Hand in Hand
zur Capelle des heil. Baran. Dort betheten sie viel und trenn-
ten sich spät. Oft sahen sie sich nun, und verlebten der seligen
Stunden gar viele.

Um diese Zeit erschien Kaiser Ludwig der Bayer in
Italien, um nach Rom zu gehen. Bald gewann es auch das
Ansehen, als wollte er die Gibellinen begünstigen. Dieß gab
den Flüchtlingen Hoffnung, nach so langen Jahren der Ver-
bannung wieder in ihr Vaterland zurückkehren zu dürfen.
Auch Petrarcha ließ sich übereden, nach Mayland zu gehen,
um mehr Gewißheit zu erhalten. Dort ward er zwar von den
Visconti's freundlich aufgenommen; allein nur zu bald ver-
schwand auch die leiseste Hoffnung zur gewünschten Rückkehr.
Er eilte also wieder nach seinem geliebten Vaucluse in die Ar-
me seiner Laura zurück.

Das Studium der Dialektik beschäftigte ihn jetzt mehr als
je (vor der Rechtswissenschaft ekelte es ihm), und seine innige
Freundschaft mit dem Cardinal Colonna gewährte ihm seli-
ge Stunden; trennte er sich von ihm, so geschah es nur, um
sein Vaucluse zu besuchen, dort zu dichten, und auf Gabriers
zu schwelgen. Bald durchreisete er mit beobachtendem Geiste
Frankreich und Deutschland. Endlich riefen ihn seine Freunde
nach Rom. Dort fand sein Geist, der so gern in die Tage der
Vorwelt hinüber schweifte, Genuß und Nahrung die Fülle.

Reicher an hohen Ideen kehrte er nach Avignon zurück,
und wurde von Johann dem XXVI. vielfältig in wichtigen An-
gelegenheiten nach Italien und an den König von Frankreich
geschickt. Allein die vielen eiteln Versprechungen dieses Mannes,
noch mehr aber, als alles, sein Abscheu vor dem ärgerlichen
Leben des dortigen Hofes, wovon er täglich Augenzeuge war,
führte ihn wieder nach seinem geliebten Thale zurück, um dort
rein und ungetrübt die Freuden des Lebens zu genießen, und
sich vielleicht nie wieder von seiner Laura zu trennen.

Doch, so einsam er auch lebte, so hatte sich doch der Ruf
von seiner Gelehrsamkeit über ganz Europa verbreitet, und Rom
und Paris stritten sich um die Ehre den trefflichen Sänger zu
krönen, bey welcher Gelegenheit er der hohen Roma vor der
damahligen Königsstadt Paris den Vorzug gab, und dort wirk-
lich gekrönt wurde.

fängnisse und der Verpflegungs- und Besserungsanstalten der Züchtlinge. — Behandlung der Waisen und Waisenbücher, dann der Vormundschaftsanstalten überhaupt. — Grundbücher, ob ordentliche vorhanden sind, und wie selbe geführt werden. — Anzahl und Gattungen der Unterthanen in jedem Werbbezirke und jeder Gemeinde, mit Bestimmung aller von diesen nach den verschiedenen Cathegorien zu leistenden, sowohl landesfürstlichen als herrschaftlichen Abgaben und Dienste sowohl im Gelde als in natura, und der Art, wie solche entrichtet werden. Hierbey Auskunft, ob diese Gaben mit dem Vermögen und den Erwerbszweigen der Unterthanen im Verhältnisse stehen, und freymüthige Darstellung des Belastenden und der möglichen Enthebungsweise. — Allgemeine Übersicht der Erwerbsquellen, Hauptindustriezweige und Handelsbetriebe, dann der Einkünfte und des Vermögensstandes der Bezirke, ihrer Gemeinden und Bewohner. — Akatholiken. Angabe ihrer Anzahl, ihres Zustandes, ihrer besondern Verfassung, ihrer Seelsorger, Erwerbs- und Nahrungszweige, dann ihrer Unterrichtsanstalten. — Juden. Gleiche Schilderung derselben. — Abweichendes in allen genannten Zweigen dieser beyden von den Katholiken.

II. Religiöse-Sittliche. Aufzählung der in jedem Bezirke befindlichen Decanate, Pfarreyen, Curatien, Caplaneyen, Beneficien, Wallfahrtsorte, Capellen jedes Werbbezirkes, mit specieller Anzeige der zu jedem Decanate gehörigen Pfarreyen, zu jeder Pfarr einverleibten Ortschaften u. s. w. — Anzahl der Haupt- und Filial-Kirchen in jedem Bezirke und jeder Gemeinde, mit Bestimmung der Entfernung der Kirchen von den Ortschaften, auch der weitesten einzelnen Bauerngüter. — Angabe des Ertrages der verschiedenen geistlichen Pfründen. — Zustand der Kirchen und andern geistlichen Gebäude. — Angabe des Priesterstandes, sowohl der Weltpriester als Mönche in jedem Bezirke. — Schulen. Zustand derselben; so wie jene aller übrigen in jedem Bezirke befindlichen Erziehungs- und Unterrichtsanstalten. — Angabe der ordentlich angestellten Schullehrer in jedem Bezirke, so wie jener, die noch durch die Gemeinden erhalten werden, mit nahmentlicher Bekanntmachung besonders verdienter, ihren Beruf mit Liebe und Fähigkeit umfassender Schulmänner. — Auskunft, ob sich auch hier und da die Seelsorger, besonders an Orten, wo noch keine ordentlichen Lehrer angestellt sind, dem Unterrichte widmen. An welchen Orten finden sich solche würdige Männer? — Angaben (specielle) der Zahl der Schulkinder nach jedem Orte und jeder Gemeinde, mit Bestimmung der Ursachen des Ausbleibens der Kinder vom Schulunterrichte, und freyen Bemerkungen über deren mögliche Beyseitigung. — Verhältniß zwischen den schulebesuchenden Knaben und Mädchen, und Anzeige der für beyde in den Schulen vorgetragenen Gegenstände. — Aufschlüsse über die Fonds und Mitteln, aus welchen für die Erhaltung der Geistlichkeit und des Schulstandes gesorgt wird; so wie über jene, von welchen Spitäler und andere Versorgungsanstalten erhalten werden. — Beschreibung detaillirte und vollständige aller solcher Wohlthätigkeitsanstalten. — Angabe des Gehaltes und andere Zuflüsse der Schullehrer. Sind wohl hier und dort noch Nebenverrichtungen mit dem Lehrers-Dienste verbunden? Hängt in einigen Gemeinden wohl gar noch Priester und Lehrer von der Willkühr der Gemeinden ab? — Wie benehmen sich an abgeschafften Feyertagen die Obrigkeiten, Geistlichen und Gemeinden. — Welche Anstalten zur Rettung der Verunglückten und Scheintodten bestehen? Mit Beyspielen von glücklichen Rettungsversuchen und nahmentlicher Angabe der Retter. — Medicinische Polizey. Welche Anstalten in selber im ausgedehntesten Sinne bestehen in den Werbbezirke? Mit Angabe der Physicate, Ärzte und Wundärzte, geprüften Hebammen und deren Aufenthaltsort. Zugleich Bekanntmachung der besonders ausgerufenen nach der Volksmeinung geschickten Bauernärzte (sogenannten Bauerndoctoren) und mit möglichster Bestimmung ihrer Heilmittel besonders aus dem Pflanzenreiche, wobey die Einsendung der getrockneten Kräuter sehr erwünscht wäre. — Apotheken. Ob welche in den W. B. sind? Wie weit die Gemeinden zu selber oder zu den Ärzten und Wundärzten haben? — Einfluß der verschiedenen Gewerben und Fabriken z. B. Eisengewerke, Glashütten u. a. auf Gesundheit und Sittlichkeit. — Schilderung, ruhige, partheylose, der Hauptleidenschaften, Meinungen, Gebrechen, Vorurtheile, Aberglauben u. s. w. Ferner und zwar besonders der Gebräuche und Gewohnheiten bey häuslichen Vorfällen, als: Kindtaufen, Hochzeiten und Begräbnissen, und bey öffentlichen und Nationalfesten z. B. Kirchweihen. — Beschreibung vorzüglicher Lieblingsunterhaltungen und Vergnügungen, ländlicher Spiele u. d. gl. des Volkes, mit Mittheilung der gewöhnlichsten oder in jedem Orte eigenen Volksgesänge, National-Melodien wo möglich mit beygefügter Musik der Tänze u. a. m. Angabe der üblichsten musikalischen Instrumente. In diesem Fache wünscht man einfache, aber möglichst getreue Darstellungen. — Lebensweise und Kleidung des Volkes. — Volkessprache. Hier ist ein gutes Indioticon der gewöhnlicheren im gemeinen Leben üblichsten und nöthigsten Wörter auch eigner Ausdrücke, mit beygesetzter Bedeutung nach hochdeutscher Aussprache, zu liefern. — Unbefangene Darstellung des speciellen Voltscharakters mit seinen sittlichen Vorzügen und Härten, mit Angabe der gewöhnlichern Verbrechen, derer muthmaßliche Ursachen, und mögliche Hintanhaltung derselben. — Hoffnungen, Wünsche und Stimmung des Volkes in dem gegenwärtigen Augenblicke. — Erzählungen merkwürdiger alter Volkssagen und mündlicher Überlieferungen aus der Vorzeit, die Geschichte des Volkes oder seiner Beherrscher betreffend. — Angabe vorzüglicher sittlicher, patriotischer auch anderer merkwürdigen Handlungen.

III. Physikalisch-naturhistorische medicinische überhaupt. — Beschreibung und Angabe aller hohen, ausgedehnten Gebirgsketten und einzelner ausgezeichneter Berge und Alpen, mit besonderer Benennung der verschiedenen Bergspitzen und Angaben der verschiedenen Nahmen, die oft ein und derselbe Berg in den ihn umgebenden Gegenden hat. Eben so über alle Gebirgsthäler, Seen, Flüsse, Bäche rc. — Angabe ungewöhnlich merkwürdiger Naturscenen, als Höhlen, Wasserfälle, Aussichten rc. — Bekanntmachung besonders merkwürdiger, nützlicher, oder seltener Producte aus allen drey Reichen der Natur, wo möglich mit Einsendung von gut versorgten oder getrockneten Exemplaren, Angabe des Fundortes und der Volksbenennung. Besonders wird hierbey auf die Mineralien und Pflanzen Aufmerksamkeit empfohlen. — Bestimmung der gewöhnlicheren Witterung und climatischen örtlichen Dauer der Jahreszeiten, wenn möglich mit Barometer und Thermometer-Mittelbeobachtungen. Hierbey auch Angaben vorzüglich heißer und kalter Jahre. — Nachrichten über merkwürdige Naturereignisse, als Wolkenbrüche, Erdfälle, Erdbrände, Überschwemmungen, Erdbeben, Schneelähnen, besondere Lufterscheinungen rc. — Einflüsse des Locals und de

Archiv
für
[G]eographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 20. und Mittwoch den 22. Jänner 1812.

An's Vaterland, an's theure schließt Euch an!
Das haltet fest mit eurem ganzen Herzen;
Hier sind die starken Wurzeln eurer Kraft.
In fremder, weiter Welt steht man allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

Schiller.

[For]tgesetzte Wirksamkeit des Johannäums in Grätz.

[Un]ter den gemeinnützigen und rühmlichen Zwecken, die sich das [Joh]annäum vorgesteckt hat, war: nebst dem, daß aus den [täg]lich einlangenden, noch ungedruckten, unbenützten, ja un[bek]annten Materialien, eine Geschichte Inner-Österreichs, [...] ausgezeichnet durch philosophischen Sinn, politische Lehre, [Prag]maticität in Entwicklung der Begebenheiten und Neuheit [der] Quellen ans Licht treten soll, daß auch ein gleiches Haupt[werk] sich über die Statistik dieser in so mannigfacher Bezie[hung] interessanten Provinz verbreite.

Dem schönen Ziele näher zu rücken, erließen Seine, des [erha]benen Stifters, des durchlauchtigsten Erzherzogs Johann [Kaise]rliche Hoheit, mit allerhöchster Genehmigung Seiner Maje[stät] des Kaisers und Königs, durch alle Werbbezirke, Fragen, [n]icht als Grundlage der bezielten Statistik, sondern bey [dem] bereits vorliegenden Reichthum von Materialien und ämt[liche]r Kenntniß der vorzüglichsten statistischen Größen, als das [Com]plement derselben anzusehen sind. Sie folgen am Ende [de]s Aufsatzes, als ein jedwedem wißbegierigen Leser, um ih[rer m]usterhaften Abfassung und scharfsinnigen Fingerzeige wil[len,] verläßlich hochwillkommenes Geschenk.

Seine kaiserliche Hoheit ließen bereits und lassen noch jene [Prov]inz durch wissenschaftlich gebildete Männer und Künstler in [diag]nostischer, naturhistorischer, physikalischer und pittoresker [Rücks]icht bereisen, Messungen und Aufnahmen anstellen, Land[karte]n verfassen, die verschiedenen Landestrachten (interessant als [Zei]chen der verschiedenen Herkunft, Beschäftigung und Sitte) [und] die merkwürdigsten Gegenden, durch ihren geübten Pinsel [zur] allgemeinen Anschauung bringen.

Schon sind von beynahe dreyßig Werbbezirken die Berichte ein[gela]ngt, mehrere derselben durch Fleiß, verständige Anordnung und [wor]tspende, doch nicht ermüdende Umständlichkeit hervorragend. Die Nahmen ihrer Verfasser werden zur verdienten Aus[zeich]nung derselben, und zur Ermunterung anderer, mit dem wohlverdienten Lobe öffentlich bekannt gemacht werden. — Folgendes waren die, im Sommer 1811 durch sämmtliche inner-österreichische Werbbezirke aufgeworfenen Fragen:

I. Topographisch-Politische. — Lage und Begränzung eines jeden Werbbezirks und Dominiums. — Benennung der zu jedem Werbbezirk gehörigen Ortschaften und Gemeinden, mit Angabe der Häuseranzahl, der Volksmenge jedes Bezirkes überhaupt, und insbesonderer specieller Angabe der Familien, der männlichen, weiblichen Individuen und der Kinder, jedes Bezirkes, jeder Ortschaft und Gemeinde. — Eintheilung jedes Werbbezirkes in die verschiedenen obrigkeitlichen Behörden, als Land- und Grundgerichte, Verwaltungen ꝛc. ꝛc. mit Anzeige der, in jedem Bezirke befindlichen landesfürstlichen und privaten Gerichtsbehörden, Kanzleyen oder Ämter. — Angabe des Flächeninhaltes jedes Bezirkes überhaupt, dann der verschiedenen herrschaftlichen und unterthänigen Besitzungen insbesondere, mit Anzeige der Aufnahmsweise, der Karten und Vermessungsprotocolle, wenn die Besitzungen nach der Steuerregulirung noch aufgenommen wurden. — Ausweise über die Anzahl der Gebornen, Getrauten und Verstorbenen nach einer Übersicht der letztern sechs Jahre und insbesondere von jeder Gemeinde, auch Bestimmung der unehlich gebornen Kinder. — Rekrutenstellung in den letzten sechs Jahren, mit Angabe wie viel von jeder Gemeinde gewöhnlich, und wie viel bey außerordentlichen Veranlassungen abgestellt worden sind. — Angabe der Städte, Märkte, Dörfer, Schlösser ꝛc. jedes Werbbezirkes, mit deren Häuseranzahl, Volks- und Familienmenge, deren politische Verfassung, Rechte, Freyheiten, dann ihrer vorzüglichen historischen Merkwürdigkeiten, Alterthümer der vorhandenen Archive, und der in diesen befindlichen Urkunden und Acten aus der älteren Geschichte, welche sodann bey den historisch merkwürdigeren im Originale, oder doch in genauer Abschrift mitzutheilen wären. — Anzeige anderer antiquarischen Merkwürdigkeiten, z. B. Denkmähler, Waffen, Rüstungen, Hausgeräthe ꝛc. — Handhabung und Ausübung der Polizey- und öffentlichen Sicherheits-Anstalten und Verordnungen. Auskünfte über den Zustand der Ge-

Alpenwirthschaft. — Schilderung der in den verschiedenen Alpengegenden üblichen Alpenwirthschaften. — Welche Güte haben die Alpengründe? Werden sie als Weiden oder Wiesengründe benützt? Wird auf letztern Heu gewonnen, und wie wird solches sodann verwendet? Wird der abfallende Dünger beym Abgange öconomisch benützt? Welch' andere Mittel zur Cultur der Alpenweiden sind bekannt, oder werden bereits angewendet? — Angabe des Viehstandes, welcher auf jeder Alpe gehalten werden kann. Welche Gattungen Viehes werden auf den Alpen übersommert? Mit Angabe der Stückezahl jeder Gattung. — Welche Producte werden auf den Alpen erzeugt? In welcher Güte und Menge? — Genaue Beschreibung der Manipulation bey der Käse- Butter- und Schmalzerzeugung; besonders jener der Schafkäse. — Welchen Ertrag gibt eine gute Kuh bey der Alpweide täglich im Durchschnitte an Milch, und wie viel an Butter oder Schmalz während der ganzen Alpzeit? — Auskünfte über die Mästung der Schweine auf den Alpen. — Auf welchen Alpen wird die Wirthschaft von Männern, auf welchen von Weibern betrieben? — Zeitangabe des Vieh-Auf- und Abtriebs, und der Dauer der Alpzeit auf jeder Alpe, mit Beschreibung der besondern Gebräuche, welche bey ersteren Statt haben. — Welchen Lohn oder andere Nutzgenüsse bezieht ein Alphirt oder eine Schwaigerinn für die ganze Alpzeit, und wie viel wird im Gelde oder Naturalien für die Auftriebsgestattung eines Stückes Rindvieh, Schafes etc. bezahlt? — Angabe der Krankheiten, womit das Vieh auf den Alpen vorzugsweise befallen, und der Mittel, wodurch es auf selben mit glücklichem Erfolg hergestellt wird.

Weinbau. — Genaue Beschreibung aller bey dem Weinbaue in den verschiedenen Gegenden nach der Zeitfolge vorkommenden Arbeiten, mit vorzüglicher Hinsicht auf die Wartung und Pflege des Weinstockes und der Reben, auf die Weinlese und die bey selber stattfindenden Gebräuche, und auf die Behandlung beym Auspressen und bey der Bereitung des Mostes. — Darstellung der Behandlung des Mostes beym Gährungsprozeß, bey der Verfertigung der Ausbrüche, und der Weine bey längerer Aufbewahrung. — Angabe des Durchschnittsertrags eines Viertelweingartens an Wein in guten, mittlern und schlechten Jahren. — Wie werden die Nebenbenutzungen des Weinstocks: Blätter, Reben, Trebern etc. angewendet? — Welchen Lohn oder andere Vortheile und Rechte genießen die sogenannten Weinzierln? — Angabe (specielle und topographische) der Weinberge und ihrer Rieden oder Lüße nach der Güte des zu erbauenden Weines, dessen Haltbarkeit oder andern Vorzügen, mit Bestimmung dessen Verkaufspreises nach Alter und Gattung im Durchschnitte, und einzeln von guten und schlechten Weinjahren. — Beschreibung der in den verschiedenen Gegenden vorkommenden Arten der Weintrauben, mit deren öconomischen Vorzügen und gemeinen Benennungen, wo möglich auch ihrer Abstammung.

Local-Wirthschafts-Schilderung. — Hierzu ist eine im vorzüglich guten Umtriebe stehende durch Fleiß und Wirthschaftskenntniß ihres Besitzers sich auszeichnende größere Bauernwirthschaft zu wählen, und von selber mit Rücksicht auf die vorhergegangenen und nachstehenden Puncte eine so viel als möglich genaue, wahrhafte Beschreibung zu verfassen. — Anzahl der Bau- und Wiesengründe, Wälder und Weiden, nach ihrem Flächeninhalte, ferner des Viehstandes im Sommer und bey der Überwinterung. — Stand der männlichen und weiblichen Dienstbothen mit Bestimmung ihres Lohns an barem Gelde, Kleidungs- oder Wäschstücken, ferner ihrer Nahrung an Werk- und Festtagen. — Angabe der den Dienstleuten durch Aufnahmsvertrag eingeräumten besondern Rechte und Genüsse, als z. B. freye für sie gehörige Arbeitstäge, Erlaubniß zum Wildschießen, Abgabe von kleinen Gründen zu ihrer willkührlichen Bebauung etc. insbesondere bey Mägden die Erlaubniß auf eigne Rechnung kleine Gewerbe zu treiben, Wein auszuschenken, die Verbindlichkeit ihre Kinder mit zu verpflegen. — Beschreibung der Kleidung des Landmannes, seiner Familie und Dienstbothen, wobey anzugeben, was in der Wirthschaft hierzu selbst producirt, oder was hinzu angekauft wird; mit den Preisen der letztern Bedürfnisse. — Angabe der Quantität und Preise jener Artikeln, welche der Bauer über seine eigene Erzeugung zum Hausbedarfe und zur Nahrung sich anschaffen muß. — Bestimmung des Taglohns von männlichen und weiblichen Arbeitern, nach der Verschiedenheit der Jahreszeit und Arbeiten. — Beschäftigung des Landmanns und seiner Dienstleute über Winter, besonders in hohen Gebirgsgegenden. — Vollständiges Inventar aller Haus- und Wirthschaftsgeräthe mit beygefügten Anschaffungspreisen, oder dem Verkaufswerthe bey eigener Verfertigung. — Auskünfte über den Vermögens- Credits- oder Schuldenstand des Besitzers. — Bestimmung aller auf der Wirthschaft lastenden herrschaftlichen, landesfürstlichen, und Landesanlagen im Gelde oder in Naturalien mit Bemerkung jener der höheren oder niederen Cathegorien. — Faßliche Beschreibung der Wohn- und Wirthschaftsgebäude und ihrer localen Eigenheiten. Hier wäre besonders und angelegentlich die Einsendung von Zeichnungen der Häuser, Ställe, Scheuern etc. im Grundrisse und Profile zu wünschen. — Übersicht sämmtlicher Wirthschaftsarbeiten in einem öconomischen Kalender mit der Zeitfolge aller im ganzen Jahre vorkommenden Beschäftigungen und ihrer Dauer nach Monathen und Tagen.

VI. Montanistische. — Umfassende von den Besitzern, Directoren, Verwesern etc. abzufordernde Beschreibungen der in jedem Bezirke befindlichen Bergbaue, sie mögen im Betriebe stehen oder aufgelassen seyn, mit Angabe und Darstellung der Gruben etc. Taggebäude, Hütten- und Schmelzwerke, Beschreibung der einbrechenden Erze, ihrer Lagerung, auch anderer mitvorkommender merkwürdiger Fossilien. Eben so über die Ausbereitung, Verschmelzung, und andern Manipulationsprozesse der verschiedenen Werke. — Verzeichniß der aus dem rohen Materiale erzeugten Producte, deren Verschleiße, Benutzung und Verwendung, mit Angabe ihrer technischen Benennungen im Verkaufe (besonders bey Eisenwaaren) und Angabe ihrer jetzigen Preise. — Ausweise über Holz- und Kohlverbrauch; ferner über die localen Preise dieser Materialien, und über die Zeit auf welche die Werke mit selben bedeckt sind. Hierbey Angaben des Einriebes, Callo etc. — Beschreibung der bey den Werken befindlichen vorzüglichen und weniger bekannten Maschinen, mit Einsendung ihrer genauen Zeichnungen oder Modelle. — Mittheilung historischer Notitzen der Werke und Bergbaue, z. B. ihrer Entdeckung, Aufkommung und Fortdauer, mit besonderer Verbreitung über die ehemahligen aufgelassenen Bergwerke und deren Ausbeuten. — Sowohl von den Mineralien, als auch den rohen und verarbeiteten Producten ist für das zur Emporbringung der vaterländischen Industrie errichtete, und in der Hauptstadt der Provinz aufgestellte Museum eine Sammlung zu veranstalten, und selber ein beschreibender Catalog beyzufügen.

ꝛerung auf die Gesundheit der Menschen und Thiere. — Ge-
heitszustand des Volkes überhaupt, mit Anzeige der am ge-
nlichsten vorkommenden Krankheiten, der Epidemien unter
schen und Thieren. — Nachrichten über Menschen, die ein
gezeichnet hohes Lebensalter erreicht haben, über ungewöhn-
ruchtbare Geburten, merkwürdige Mißgeburten ꝛc. — Über
Fortgang der Kuhpocken, mit Angabe der Zahl der Geimpf-
und jener Ärzte, die sich um ihre Verbreitung besonders ver-
machten. Überhaupt Anzeige des Nahmens und Wohnortes
gezeichneter Ärzte, Wundärzte und Thierärzte.

IV. Forstwissenschaftliche. — Schilderung der Wal-
gen des Bezirkes, mit Angabe ihres Flächeninhaltes und der
ellen Benennung der Förste, ihrer Behandlung und Benu-
g. — Anzeige, ob selbe abgeschätzt oder vermessen, ob selbe in
ägen oder Ausstockung abgetrieben werden. — Aufschlüsse
die Waldcultur, Anbau und Zucht der jungen Wälder, über
brände und Schwendung, Streurechen und Stangenhauen,
Verarbeitung zu Nutzholz, über Mißbräuche und Forstfre-
mit freymüthigen Verbesserungsvorschlägen. — Angabe der
chendsten Holzgattungen mit Einsendung der in jeder Gegend
ehr merkwürdig gehaltenen Holzarten. — Bauern- und Ge-
dewaldungen. Ob sie aufgetheilt sind oder gemeinsam benutzt
en; wie viel Joche im ersten Falle einer besitzt, mit Rücksicht
die verschiedenen Cathegorien, und welcher Aufsicht selbe un-
gen. — Preise der Nutz- und Brennhölzer am Schlagorte je-
Bezirkes.

V. Öconomische. — Über die Dominical-Wirthschaften
rtet man überhaupt von ihren Vorstehern eine umfassende
ue Beschreibung ihrer Öconomien, mit Angabe des Flächen-
tes ihrer Grundstücke, der Hülfsmittel und Arbeitskräfte,
Robothen ꝛc. ꝛc. mit beständiger Rücksicht auf nachstehende
en für die Volks- und Landesöconomie.

Ackerbau. — Von welcher Gattung des Bodens (Glebe)
die Gründe? Wie und mit welchen Mitteln werden die noch
n Gründe beurbaret? — Welcher Ackerwerkzeuge oder In-
ente bedient man sich bey der Bearbeitung des Landes?
genauer Beschreibung derselben und im Abweichungsfalle
den gewöhnlichen Werkzeugen (selbst Pflügen oder Eggen)
Einsendung von Zeichnungen oder Modellen im verjüngten
stabe. — Wie und nach welchem Verfahren wird der Dün-
ereitet? Wird die Jauche (Mistgaille) benützt? Welch' an-
Düngungs- oder Verbesserungsmittel des Bodens bedient
ier und dort der einsichtsvollere thätigere Landwirth? — Wie
n welcher Ordnung, und zwar zu jeder Frucht insbesonde-
ud in welcher Stärke wird gedüngt? — Welche Fruchtfolge
htwechsel) ist üblich? Nach welcher Ordnung werden die
de bebauet, und wie wird das Land zu jeder Frucht insbe-
re vor- und zubereitet? — Welche Getreidearten und über-
t Körnerfrüchte werden gebaut? Hierbey vorzugsweise An-
besonders merkwürdiger Abarten (Varietäten), Einsendung
Saamen derselben, und Anzeige, durch welche Vortheile sich
vorzüglich zum Anbaue empfehlen. — Welche Körnerfrucht
im allgemeinsten (als Hauptfrucht) gebauet? Mit Bemer-
n über das vorzugsweise Gedeihen mancher Frucht in dieser
jener Gegend, in diesem oder jenem Gebirgsthale. — Ist
rache als reine Brache noch üblich, und nach welcher Frucht
selbe? Welche Futterkräuter, und auf welche Weise werden
Verdrängen der Brache angewendet? Wie werden die soge-
nannten Eggarten angewendet, wie lange dauern selbe, und wie
geschieht der Übergang zum Fruchtbaue mit selben? — Wie stark
ist im Durchschnitte die Ansaat der verschiedenen Früchte auf ein
bestimmtes Grundmaß, z. B. ein Joch mit 1600 Quadrat-Klaf-
tern? — Wie und auf welche Weise geschieht die Einfechsung der
Früchte? Auf welche Weise wird ausgedroschen? Sind Dresch-
maschinen vorhanden, so ist die Zeichnung oder doch Beschreibung
einzusenden. — Welche Ernte wird auf einem bestimmten Grund-
maße (einem Joche) von einer bestimmten Aussaat und den ver-
schiedenen Früchten erhalten? Kann dieß nicht beantwortet wer-
den, so ist im Allgemeinen zu bestimmen, das wievielte Korn ge-
baut wird. — Welche Aufbewahrungsart der Körner ist gewöhn-
lich. — Angabe der Getreidsdurchschnittspreise in den letzten sechs
Jahren. — Welche Wurzel- und Knollengewächse, dann Kohl-
früchte: als Cartoffeln, Kraut- und Stoppelrüben, Möhren ꝛc.
werden gebaut? Wie werden selbe (mit der Hand oder mit In-
strumenten) bearbeitet; welche Ansaat und welcher Ertrag kommt
auf ein bestimmtes Grundmaß; wie werden selbe geerntet und
aufbewahret?

Wiesenbau. — Wie werden die natürlichen Wiesen im
Allgemeinen cultivirt? Ist Düngung, Begypsung oder Bewäs-
serung üblich, und wie werden diese oder andere Verbesserungs-
arten angewendet? — Auf welche Art, zu welcher Jahrszeit wird
Heu, Grumeth und Nachschur gemacht, wie getrocknet und auf-
bewahrt? — Wie viel Zentner Heu und Grumeth gibt 1 Joch
Wiese nach der Verschiedenheit der Güte und Pflege der Wiesen?
— Sind künstliche Wiesen eingeführt? Wie werden diese vorbe-
reitet? Mit welchen Gräsern oder Futtergewächsen besäet, und
welche Erträge gewähren sie?

Viehzucht. — Aufführung der verschiedenen heimischen
Viehgattungen, mit Bestimmung, welche Gattung in jeder Ge-
gend vorzugsweise gehalten wird, wobey auseinander zu setzen,
ob dabey Clima, Locale, größerer Nutzen, oder Vorliebe der
Bewohner einwirken. — Genaue Beschreibungen im Detail über
Wartung, Fütterung und Pflege des Rindviehes, der Schafe
und Schweine; ferner über Mästung mit Rücksicht auf die ver-
schiedenen Zwecke derselben. — Zustand der Pferdezucht. Beste-
hen Stuttereyen? Angaben der verschiedenen Racen, ihrer Pfle-
ge und Wartung, dann ihrem Gebrauche nach der Verschieden-
heit des Locales. — Welche Gattungen des Federviehes werden
besonders gezogen? Mit genauer Angabe ihrer Wartung und
ihrer Mastungsmittel. — Wie wird die Bienenzucht betrieben?
Ist sie als ein Erwerbszweig des Bewohners zu betrachten?
Wie stark ist der Bienenstand im Allgemeinen, und welche Aus-
beute an Wachs und Honig gewährt im Durchschnitte ein Stock
von bestimmter Größe? — Welche Viehkrankheiten und Seu-
chen sind am gewöhnlichsten? Welche Ursachen des Locales, der
Witterung ꝛc. sind bekannt, welche Vorbauungsmittel stehen
dabey dem Landmanne zu Gebothe, und welche Mittel, beson-
ders einfache, werden mit Erfolg angewendet? Hierbey Anzei-
gen von verdienten thätigen Thierärzten, besonders auch von
geschickten Bauernviehärzten, deren Heilmittel, vorzüglich aus
dem Pflanzenreiche anzugeben, und in getrockneten Mustern
einzusenden, oder doch nach der Volksbenennung mitzutheilen
sind. — Angabe des jetzigen höchsten, mittlern und niedrigsten
Verkaufspreises eines Stückes Rindvieh, Pferdes, Ochsen, Kuh,
Schaf, Schwein ꝛc. mit beygefügten Durchschnittspreisen der
letztern sechs Jahre. Anzeige ausgezeichneter Viehmärkte.

Nachdem Görz diesen Anfang der Unterhandlung mit Wellingk verabredet hatte, beschwor er ihn auf das Feyerlichste, durchaus nichts von ihrem Beginnen in Schweden laut werden zu lassen. „Sollten wir,“ schrieb er, „wieder Vermuthen in einen undankbaren Boden gesäet haben: so vermeiden wir durch Verschwiegenheit doch die boshafte Kritik des Neides. Sind wir aber glücklich und können plötzlich die Rose des Friedens ohne Dornen anbiethen: wie froh wird die Überraschung seyn, und wie werden wir jeden Beyfall erzwingen.“

Der Herzog von Mecklenburg gab freylich zu, daß die Vorstellungen, welche man ihm machte, nicht ungegründet wären; aber doch fand er es bedenklich, das Friedensgeschäft zu übernehmen, theils weil er an der redlichen Absicht des schwedischen Königs, Frieden mit dem Czaar zu schließen, noch zweifelte, theils weil ihn überhaupt eine gewisse Scheu vor dem großen Sinn Peters von vertrauten Eröffnungen gegen denselben zurückhielt. Besonders aber fürchtete er, daß die schwedische Macht schon verschlungen seyn könnte, ehe noch das Friedensgeschäft ernstlich eingeleitet wäre; deßwegen wollte er wenigstens den Ausgang dieses Jahrs abwarten, um durch seinen Eifer für den schwedischen Hof nicht gänzlich unterzugehen. Endlich wirkten die Vorstellungen des Grafen von Wellingk, die vereitelte Landung in Schonen und die Vertheilung der russischen Truppen in die Winterquartiere seines Landes so auf den Herzog, daß er sich zu Friedensunterhandlungen mit dem Czaar bereitwillig zeigte. Dieß war um so erwünschter, da Preußen, indem es in Verhandlungen mit Schweden getreten war, zugleich im Begriff stand, mit Rußland einen Bund zu schließen, daß sie sich gegenseitig ihre Eroberungen schwedischer Länder sichern wollten. Die feurigste Eile war daher bey dem Friedensgeschäft mit dem Czaar nothwendig, und die beyden Freunde, Görz und Wellingk, unterrichteten sogleich den Herzog über die Gründe, welche er einigen Forderungen, die Peter zuverlässig machen würde, entgegensetzen sollte. Der schwierigste Punct war die Abtretung von Reval, auf welche auch nach des Herzogs vorläufiger Versicherung, der Czaar gewiß beharren werde, wodurch er aber ohne Zweifel zum Herrn des Schicksals von Liefland und Finnland werden mußte. Man both alles auf, um dem Herzog die Kunst zu lehren, bey dieser Klippe vorbeyzuschiffen, und ihm vorzüglich die Wichtigkeit des Hafens von Wismar begreiflich zu machen, welchen man dem russischen Hofe dagegen anbiethen wollte. Der Eifer der beyden Freunde in diesem Puncte ward noch durch die lauten Äußerungen des hannöverschen Ministers, des Freyherrn von Bernstorff gespannt, daß man nähmlich einen Frieden zwischen Rußland und Schweden nicht zu fürchten brauche, weil derselbe an der Abtretung von Reval gewiß immer scheitern werde.

Um nicht ganz von dem Herzog von Mecklenburg abzuhängen, und weil es zugleich eines Unterhändlers bedurfte, dessen Schritte weniger Aufsehen erregten, zog der Freyherr noch den Prinzen Kurackin, russischen Gesandten im Haag, in die Unterhandlung; und mit ausgezeichnetem Eifer weihte sich dieser dem Geschäfte, um der Ehre, ein so großes Werk befördert zu haben, in ihrer ganzen Fülle zu genießen.

Nur fand sich noch unerwartet die Schwierigkeit, daß ein dritter Unterhändler, durch seinen Eifer für den Frieden getrieben, sich einmischte, und jenen Geist der Verhandlung zu verderben drohte, wodurch Herrscher, wie Carl und Peter, einzig zum Frieden und Verein gebracht werden konnten. Dieser war der Landgraf Carl von Hessen-Cassel, welcher durch seine nahe Verwandtschaft mit dem schwedischen Hofe und seinen bisherigen Antheil an Friedensunterhandlungen sich zu einem Versuch an dem russischen Hofe berufen glaubte. Er schickte einen Gesandten an denselben, welcher die Grundlage des Friedens verabreden sollte. Allein Görz äußerte sogleich, wie hinderlich dieser Schritt werden könnte; denn die Art zu unterhandeln, welche der Hof von Cassel habe, sey dem Geschäftsgange in Regensburg ähnlich, daß man nähmlich viel hin und her rede, und die Schwierigkeiten ins Unendliche häufe, ohne ein Mittel zu finden, wodurch man sie vermeide.

Indem die beyden Freunde sich bemühten, die hessische Unterhandlung mit dem Czaar zu unterdrücken, ergriffen sie jedes Mittel, um das leidenschaftliche, stolze Gemüth desselben gegen seine Bundesgenossen zu empören, und gegen den König von Schweden milder zu stimmen. Zu jenem Zwecke benutzte man sehr schlau die Bemühungen der Könige von England und Preußen, die russischen Truppen aus Deutschland zu treiben. Mit den übertriebensten Farben schilderte man dieselben am russischen Hofe, indem man wußte, daß der römische Kaiser jeden Antrag, zu einem solchen Zwecke mitzuwirken, gänzlich von sich gewiesen hatte. Zum Glücke wurde die Absicht der beyden Freunde selbst von hannöverscher Seite unterstützt. Der Abgeordnete des Freyherrn von Bernstorff berief sich gegen den Czaar auf den Willen des römischen Kaisers, welcher auf die Entfernung der russischen Truppen aus Deutschland gleichfalls dringe. Peters Stolz fühlte sich dadurch beleidigt. „Ich war gesonnen,“ entgegnete er, „meine Leute abzurufen; aber nun ich höre, daß der Kaiser dieß wolle, will ich es nicht mehr; meine Leute sollen in Mecklenburg bleiben, und ich will den sehen, welcher sie daraus vertreiben soll.“

Schwer war es, aus Peters Ansicht von der Welt um ihn her den Gedanken zu verbannen, daß der König von Schweden ihn hasse und verachte. Der einzige Sieg bey Pultawa konnte ihm die früheren Begebenheiten, wo Carl der Zwölfte gleich einem höheren Wesen mit der russischen Macht spielte, nicht in Vergessenheit bringen; noch weniger vermochte dieß das abenteuerliche Glück, wodurch er am Pruth dem Verderben entkam, das derselbe Held ihm bereitet hatte. Soviel war aber gewiß, daß ein Geist, wie Peter der Große, lieber jeden Vortheil seines Reichs aufopfern, als sich mit einem Herrscher friedlich vereinigen würde, von welchem er sich gering geschätzt glaubte. Daher war es überaus wichtig, daß Görz und Wellingk nicht müde wurden, zu wiederhohlen, wie eben die eigene Stimmung des Königs von Schweden dahin trachte, mit dem Czaar lieber, als mit irgend einem seiner andern Feinde, Frieden zu schließen. Allein nicht nur gegen den König selbst, sondern auch vorzüglich gegen Görz war der Czaar sehr eingenommen. In frühern Unterhandlungen, da Görz durch russische Hülfe den jungen Herzog von Hollstein auf den Thron Carls des Zwölften setzen wollte, hatte Peter eine Abneigung gegen ihn gefaßt; und wiewohl er den letzten Arbeiten des Freyherrn seine Bewundrung nicht versagen konnte; so wollte es seiner roheren Ehrlichkeit doch nicht einleuchten, wie eben derselbe jetzt beynahe auf schwärmerische Weise für den König von Schweden streben könne, ohne von Unredlichkeit und Eigennutz getrieben zu werden. Außerdem mußte seine Feindschaft gegen Carl sich auch auf den Liebling desselben erstrecken. Dennoch

III. Commercielle. — Genaue ebenfalls von den Be- und Vorstehern einzufordernde Beschreibungen, sowohl der herrlichen, als den Privaten zugehörigen Fabriken und ufacturen, mit Veranstaltung einer zu gleichem Behufe die- n Sammlung ihrer Producte und Fabrikate, und Angabe Verschleißes und ihrer Preise. — Anzeige aller Bierbraue-, Branntweinbrennereyen, Ziegel- Kalk- und Gypsbren- en, Glashütten, Papiermühlen, Potaschen und Salpeter- ereyen und ähnlichen technischen Gewerben; ferner aller nbrüche, Torfstechereyen rc. deren Benutzung, Verschleiße Preise. Hierbey auch Mittheilung von in verschiedenen Ge- n einzeln zerstreuten Meisterschaften, als Tuch- Leinwand- rn, Strumpf- und Hutmachern rc. — Bekanntmachung sol- Individuen, die ohne wissenschaftliche Ausbildung und An- ig auffallende Beweise großer natürlicher Kunstanlagen und gkeiten, besonders in der Mechanik oder den Künsten geben. ngabe der in jedem Bezirke befindlichen schiffbaren Flüsse und Benutzung. Mit welchen Fahrzeugen werden dieselben be- n, und wie schwer können diese beladen werden? Werden Flüsse auch Stromaufwärts beschifft, und wie geschehen die hrten, wie bestehen die Treppelwege in diesem Falle? Könn- ie nicht schiffbaren Flüsse nicht mit Vortheil schiffbar gemacht, jene, auf denen noch keine Stromauffahrt besteht, hierzu ein- tet werden? — Angabe der bestehenden Überfuhren. — Über Zustand der Straßen, Wege und Brücken, und ihre Unterhal- Auskunft, wo zum allgemeinen Besten und zur Beförderung ndustrie und des Wohlstandes noch neue angebracht werden n und könnten. — Anzeige aller landesfürstlichen und herr- lichen Mauthen. — Über Handel und Verkehr der in jedem rke erzeugten Producte in und außer Landes; welche und wo- ieselben, besonders nach dem Auslande ihren Zug nehmen. n welchen Gegenden und mit welchen Producten macht der sito-Handel einen Haupterwerbszweig aus? — Angabe aller nde befindlichen Hauptniederlagen inländischer Producte und ikate. — Anzeige aller Jahr- und Wochenmärkte, mit Be- nung, welche die besuchtesten sind, welche Artikel besonders hließen, welche Geschäfte gemacht werden, und wie stark der verkehr auf selben ist. — Bestimmung der in jedem Bezirke hnlichen Maßen und Gewichte im Vergleiche mit den öster- schen Maßen und Gewichten. — Freymüthige aber gegrün- Darstellung aller Local- und Verfassungs-Hindernisse, wel- r inländischen Industrie im Wege stehen, und Vorschläge zu möglichen Beyseitigung.

Zum Schlusse wird hier jeder Beamte aufgefordert, am En- ner Beantwortungen alle jene Bemerkungen aus den ver- enen Fächern anzureihen, die entweder in diesem Entwurfe berührt sind, oder die er vorzugsweise zu machen wünschte, zu welchen er sich nach dem Umfange seines Wissens, seiner tnisse und Erfahrungen besonders berechtiget fühlen sollte.

Freyherr von Görz, Freund Carl des Zwölften.

(Fortsetzung.)

Görz wußte, daß auf Niemand die Stärke des Geistes, rch Schwedens Rettung betrieben wurde, einen so vor- aften Eindruck machen konnte, als auf Peter von Ruß- der selbst ein großes Gemüth hatte. Außerdem aber gab schiedene Zeichen, wodurch wahrscheinlich wurde, daß er llen Feinden Schwedens zum Frieden am bereitwilligsten seyn werde. Von Riga bis Abo hatte er alle schwedische Provin- zen erobert; auf jeden Fall mußte sich König Carl zu den wich- tigsten Aufopferungen an ihn entschließen. Auch war ohnedieß seit der letzten Wendung des Kampfs zwischen Rußland und Schweden die Macht von jenem zu sehr befestigt, als daß es von dem Übergewicht dieses letzten im Norden etwas zu fürchten brauchte. Hingegen war es für seine eigene Herrschaft in dem- selben bedenklich, diese kaum so furchtbare Macht gänzlich sin- ken zu lassen, weil Dänemark und Preußen alsdann leicht zu sehr emporkommen mochten. Dieß entging dem Czaar keines- weges; und er war jetzt nichts weniger, als entschlossen, mit Preußen, Hannover, König August, und mit Dänemark zum gänzlichen Ruin Schwedens zu wirken. Mit den Dänen hatte er eine Landung in Schonen verabredet, welche ohne Zweifel bey redlicher Anstrengung gelungen wäre, und den Verlust auch dieser Provinz nach sich gezogen hätte. Schon im August (1716) war ein starkes russisches Heer in Seeland ausgestiegen; aber es zeigte sich bald, daß Peter die Landung in Schweden nicht mit Ernst wollte. Seine eigene politische Einsicht ward durch die Unterhandlungen, welche Görz mit ihm anknüpfen ließ, bald noch mehr erhellet. Dieser suchte ihm vor allen den Gedanken gegenwärtig zu erhalten, daß ein Friede, wodurch alle Ansprü- che der kriegführenden Mächte auf einmahl ausgeglichen würden, wegen der Verschiedenartigkeit derselben kaum möglich sey. Käme aber auch ein Congreß zu einem solchen Zwecke zusammen: so würde der Czaar in dem Gewühl von Ansprüchen so vieler Mächte bey weitem nicht eine so vollkommene Befriedigung der seinigen erwarten können, als durch einen Separatfrieden mit Schweden. Diesen zu schließen, und als Geheimniß zu bewah- ren, bis zu dem Zeitpuncte, da man seiner Bekanntmachung das vorzüglichste Gewicht in den europäischen Angelegenheiten versprechen könne, wäre für Rußland und Schweden offenbar die vortheilhafteste Rolle. Noch hoffte Görz diesen Vorstellungen besonders dadurch Eingang zu verschaffen, daß er die Aussicht eröffnete, welchen großen Gewinn jene beyden Mächte aus ei- ner engen Handelsverbindung ziehen könnten; er wußte, wie dem Czaar alles daran lag, den Handel seines Reichs zu beleben.

Die gänzliche Abrufung der russischen Truppen aus See- land, welche in Mecklenburg ihre Quartiere wählten, stärkte noch die Hoffnung, daß die Friedensunterhandlungen mit Peter dem Großen leicht geleitet werden möchten; aber die Wahl der Unterhändler von schwedischer Seite war nicht ohne Schwierig- keiten. Eben der Umstand, daß die Russen sich in Mecklenburg festgesetzt hatten, schon darum so günstig, weil Hannover, Dä- nemark und Preußen dadurch gehindert wurden, nach gänzlicher Willkühr im nördlichen Deutschland mit den schwedischen Pro- vinzen zu schalten, schien auch hier eine gute Auskunft darzu- biethen. Görz zog den Grafen von Wellingk, schwedischen Be- fehlshaber in Bremen, nun in das Geheimniß seiner Ideen, wie man durch den Herzog von Mecklenburg-Schwerin mit dem Czaar über den Frieden unterhandeln könne. Beyde kamen dar- in überein, daß man den Herzog zu dem Friedensgeschäfte durch die Vorstellung spornen müßte, wie seine eigene Erhal- tung davon abhange, daß zwischen den Herrschern von Rußland und Schweden ein gutes Verständniß bewirkt werde, und vor- läufig die russischen Truppen wirklich die Winterquartiere in sei- nem Lande bezögen, indem er wisse, wie feindlich gegen ihn die Gesinnung des Hofes von Hannover wäre.

zogs von Hollstein gegen Dänemark freundschaftlich angenommen; aber zuletzt verband er sich auf das innigste mit dem dänischen Hofe, und seinen täuschenden Versicherungen von Hülfe wider die Dänen im nördlichen Deutschland war es vorzüglich zuzuschreiben, daß der schwedische Statthalter, Graf von Wellingk, die Provinzen Bremen und Verden, nicht wider das dänische Heer vertheidigen konnte. Die Schweden mußten durch das Betragen des Churfürsten auf das äusserste empört werden, als er jene Länder von Dänemark kaufte, und, offenbar bloß in der Absicht, sich ihren Besitz zu sichern, gegen König Carl den Krieg erklärte. Auch lag es nicht an seinem Willen, wenn die englische Nation, welche ihn auf ihren Thron erhoben hatte, nicht in Krieg mit Schweden verwickelt wurde.

Allein nie begünstigten die Umstände weniger als jetzt, das Beginnen, durch Frankreichs Hülfe an dem englischen Hofe Rache nehmen zu wollen. Es war jetzt der Zeitpunct in der französischen Geschichte, da die ewigen Nebenbuhler, Frankreich und England, durch die trautesten Bande vereinigt werden sollten. Wo ein schändlicher Dubois die Allgewalt des Premier-Ministers an sich reissen konnte, wo Hof und Volk sich leichtsinnig in den Abgrund stürzten, welchen ihre schwindelnden Begierden aus Law's System machten, wo ein Regent, wie der Herzog von Orleans, an der Spitze der Geschäfte stand, welcher das Reich zu Grunde richtete, um seine Person zu heben, und die Vorzüge von dieser, um heillose Leidenschaften zu befriedigen; da mochten freylich die ewigen politischen Nationalmaximen leicht verlassen werden. Aber zur Freundschaft mit dem englischen Hofe glaubte sich der Regent noch durch eine ganz individuelle Aussicht gezwungen. Die französische Krone saß jetzt auf dem schwachen Haupte, welches als Ludwig der Fünfzehnte nachher lange über Frankreich herrschte. Starb er: so sollte dem Frieden von Utrecht gemäß der Herzog von Orleans auf dem französischen Throne folgen. Allein die kaum gedämpfte Verschwörung des spanischen Gesandten Cellamar zu Paris, hatte ihm verrathen, wie wenig die bourbonische Linie auf dem spanischen Thron ihre Ansprüche auf den französischen aufgebe. Gegen diese Gefahr glaubte er sich nur durch die Freundschaft des Königs von England sichern zu können, und eine solche Ansicht seiner politischen Lage mußte Görz bey dem Regenten völlig zerstören, ehe er den Vortheil Schwedens wider den englischen Hof durch französische Hülfe erreichen konnte.

Zu diesem Zwecke ward der General Poniatowsky nach Paris abgefertigt, und Görz gab ihm eine Schrift, worin er mit ausgezeichneter Feinheit die Grundsätze entwickelte, nach welchen das französische Ministerium handeln müßte. Es sey durchaus falsch, wenn man glaube, der Vortheil des Regenten und die Sicherheit seiner Thronfolge heischten, daß man Frankreichs Wohl vernachlässige, und alten Grundsätzen, alter Freundschaft Hohn spreche. Wie man je fürchten könne, daß der König von England im Stande seyn werde, zum Vortheil des spanischen Hauses die schon festgesetzte Ordnung der Thronfolge in Frankreich zu verändern. Seine Stimme sey ja nicht der Wille der englischen Nation, welche zwölf Jahre hindurch ihr Blut vergossen habe, um es im Frieden von Utrecht dahin zu bringen, daß nie die spanische und französische Krone auf einem Haupte vereinigt wären. Ginge nun auch wirklich der Wunsch des Königs von England wider diesen Artikel des Friedens: würde er es wagen, seine Gesinnung vor der Nation laut werden zu lassen, und würde er von ihr irgend eine Unterstützung seiner Wünsche erwarten dürfen? Seine Feindschaft könne daher dem Regenten schlechterdings nicht schaden, und überdieß wäre die Neigung des französischen Volkes für das Haus Orleans, und wider die Besteigung des Thrones durch König Philipp, welcher schon in den spanischen Geist eingeweiht scheine. Wollte man auch den unwahrscheinlichen Fall setzen, daß derselbe gern Spanien an das Haus Österreich abtreten würde, um mit Hülfe desselben und des Königs von Englan den französischen Thron in Besitz zu nehmen; so möchte es dem Hause Orleans leicht werden, sich selbst mit Österreich zu verbinden und zur gerechten Strafe für seine Anmaßungen König Philipp auch der spanischen Krone zu berauben: außerdem würde es bey der französischen Nation gegen eine Eroberung Frankreichs durch österreichische Hülfe Unterstützung genug finden. Endlich ließe sich denken, daß Georg der Erste aus Haß gegen den Regenten sich mit dem Kaiser dahin vereinigte, Philipp aus Spanien zu vertreiben, damit er gezwungen würde, nach Frankreich zu gehen und daselbst einen innern Krieg wider das Haus Orleans um die Thronfolge zu beginnen. Allein wider eine solche Maßregel würden England und Holland sich schlechterdings auflehnen, denn beyde litten noch zu sehr an den Nachwehen des kaum geendigten Krieges, als daß sie in einen neuen, welchen jene Maßregel nothwendig machen würde, sich wagen sollten, und zwar auf die muthwilligste Weise, bloß um der Privatrache Georgs genugzuthun. Auch stünde einem solchen Plan entgegen, daß der Kaiser bis jetzt keine männliche Erben habe, und der österreichische Mannsstamm höchst wahrscheinlich ganz vergehen werde. Vorliebe für das Haus der alten Herrscher könnte daher die spanische Nation nicht zur Unterstützung des feindlichen Unternehmens von Georg verleiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Fragen von Bischof Berkeley.

Müßte der gesetzgebenden Macht nicht daran gelegen seyn, ihren Einfluß auch auf das Reich der Moden zu erstrecken, statt dieses, trotz seiner großen Einwirkungen auf die Gesellschaft, einzig und allein dem Regiment der Weiber, der Gecken und der Schneider zu überlassen?

Sollten vernünftige Moden eine größere Einschränkung der Freyheit seyn, als unvernünftige?

Sollte ein allgemeiner, guter Geschmack nicht sehr viel zur Vergrößerung eines Volkes beytragen? Und ist ein niedriger Adel, ohne Erziehung und Bildung, nicht das größte National-Übel?

Sollten wir nicht, da unsre Ausfuhr abnimmt, auch unsre Einfuhr vermindern? Wird diese nicht zugleich mit unsern Bedürfnissen eingeschränkt werden, und diese mit der Mode? Ist daher ein Frauenzimmer nach der Mode nicht für einen Feind des Staats zu erklären?

Würden wir wohl, wenn die Frauen keine Mitgift bekämen, so viele unglückliche, und unfruchtbare Ehen sehen?

Ist der Credit der öffentlichen Fonds nicht eine Goldgrube für England? Und muß man nicht vor jedem Schritt, der diesen Credit vermindern kann, erschrecken?

Welches Recht hat denn der älteste Sohn auf die schlechteste Erziehung?

Hat der, welcher in einem Gefängniß sitzt, nicht, so lang dieß der Fall ist, seine Freyheit verloren? Und ist daher nicht eine Art von Sclaverey in allen Staaten eingeführt?

Ersinnen nicht Thoren die Moden, und befolgen sie nicht weise Männer?

C

gab das Gerücht, daß der Czaar in kurzem nach Holland kommen werde, dem Freyherrn von Görz eine frohe Erwartung. Er selbst wollte dann mit demselben unterhandeln, voll Vertrauen auf die Überzeugung, daß er durch seinen gleich kühnen und kräftigen aber weit mehr gebildeten Geist, das hohe Gemüth Peters schnell fesseln werde. *)

Die Hauptidee in dem Plane des Freyherrn für die Friedensunterhandlungen, daß nähmlich mit Rußland, ehe ein allgemeiner Congreß zu Stande komme, ein Separatfrieden geschlossen werden müsse, schien also der Ausführung nahe gebracht zu seyn. Aber gelang dieselbe auch vollkommen, so blieben dem erschöpften schwedischen Reich noch vier furchtbare Feinde zurück, und volle Ruhe des Friedens war ihm durchaus Bedürfniß. Besondere Friedensschlüsse auch mit den übrigen einzelnen Feinden zu errichten, war nicht rathsam, weil jeder derselben alsdann auf große Aufopferungen von schwedischer Seite mit Zuversicht gerechnet hätte. Der beste Weg war hier ohne Zweifel, wenn irgend eine bedeutende neutrale Macht mit Ernst die Vermittelung übernahm. Nur auf zwey konnte man hierbey sein Augenmerk richten, den römischen Kaiser und den französischen Hof. Jener hatte sowohl wegen seiner politischen Verhältnisse zu mehrern von den kriegführenden Mächten, als auch besonders als Oberhaupt des deutschen Reichs, welches der nordische Krieg mit den wichtigsten Veränderungen bedrohte, also einen doppelten Beruf zu solcher Vermittelung. Frankreich aber wurde seit dem dreyßigjährigen Kriege als die Macht angesehen, welche am innigsten mit Schweden befreundet sey, und war zur Erhaltung des westphälischen Friedens, also auch Beschützung des schwedischen Besitzes der Provinzen verpflichtet, welche jener Frieden als Lohn für Gustav Adolfs und seiner Feldherrn Thaten ausgesetzt hatte. Dazu kam noch, daß seine Vermittelung für den Frieden mit dem englischen Könige besonders entscheiden mußte.

Kaiser Carl der Sechste hatte sich sehr bereit gezeigt, das Amt des Vermittlers zu übernehmen, und Braunschweig zum Orte der allgemeinen Friedensverhandlung bestimmt; allein eben dadurch den König von Schweden aufgebracht. Mit den Feinden desselben war er über diesen Ort übereingekommen, ohne mit ihm Abrede genommen zu haben. Auch ein weniger stolzer König, als Carl, hätte sich in einem solchen Puncte nicht so willkührlich behandeln lassen. Von kaiserlicher Seite stellte man die Weigerung des schwedischen Hofes, Gesandte zum Congreß in Braunschweig zu ernennen, als eine Ablehnung des Friedens dar. Außerdem nahm die Lage des Kaisers eine solche Wendung, daß von seiner Vermittelung geringe Folgen zu erwarten waren, nachdem er den Türken den Krieg erklärt hatte. Deßhalb hörte Görz sogleich nach seiner Ankunft im Haag, von dem kaiserlichen Gesandten daselbst, daß die Angelegenheiten des Nordens nun gänzlich in Wien ruhten, indem der Kaiser der wenig friedfertigen Gesinnung des Königs von Schwedens überdrüßig sey, und jetzt seine ganze Kraft zu sehr auf den Krieg mit den Türken verwenden müsse, als daß er seinen guten Absichten als Vermittler bey den Feinden Schwedens Ansehen verschaffen könnte, die hunderttausend Mann im Felde hätten.

Dennoch gab Görz nicht die Hoffnung auf, den kaiserlichen Hof für die Friedensvermittlung zu beleben. Sehr schlau ließ er sogleich in seinen Unterredungen mit dem österreichischen Gesandten einige Winke fallen, daß Schweden auch ohne den Einfluß von Wien und an einem andern Orte, als Braunschweig, den Frieden werde erhalten können; und er bekam bald Kunde, wie sehr diese Winke gewirkt hatten, so daß bey ihm die Überzeugung wurzelte, der Kaiser werde sich jedem Verlangen des Königs von Schweden fügen, um der schiedsrichterlichen Würde in den Angelegenheiten des Nordens theilhaftig zu werden. Die Forderungen des schwedischen Hofes, äußerte Görz, wären überdieß nur von jenem edeln Selbstgefühl, das ihm wohl anstehe, und von der Gerechtigkeit eingegeben. Auch finde er die Lage der Dinge durchaus nicht so, daß man denselben untreu zu werden gezwungen seyn könnte. Er wisse wohl, daß diese Gesinnung bey Vielen in Schweden nicht Beyfall fände; aber nie habe er seine Meinungen nach der Absicht auf Freundschaft oder Haß abgemessen; sondern sey gewohnt, sie schlechterdings in dem Begriff zu gründen, welchen er von der Würde und dem wahren Nutzen seines Herrn habe.

Vor allen Dingen drang er darauf, daß die schwedischen Gesandten zu Wien und Regensburg entschlossener sprechen sollten, als bisher geschehen sey. Man habe eine unwürdige Sprache geführt, wenn man von der Billigkeit des Kaisers erwarte, daß er eine neue Übereinkunft wegen des Ortes für einen allgemeinen Friedens-Congreß treffe. Einem Vermittler gezieme ja einzig, die Vorschläge, welche eine von den Parteyen gethan hätte, der Prüfung und Annahme der übrigen darzubiethen, Braunschweig möge übrigens die gewählte Stätte bleiben; nur sollte der Kaiser dem Congreß eine Gestalt geben, die den Gesetzen des Reichs entspräche, und ihnen gemäß sollte man bey den Verhandlungen schlechterdings verfahren.

Durch die Forderung, daß der Congreß den Reichsgesetzen angemessen seyn sollte, leitete Görz seine Hauptidee ein, aus welchem Gesichtspuncte die Vermittelung des Kaisers betrachtet werden sollte. Er wünschte denselben nicht als eine willkührlich gewählte schiedsrichterliche Macht, sondern als den Oberrichter des deutschen Reichs handeln zu lassen. Schweden hatte dadurch den großen Vortheil, daß es den rechtlichen Grundsatz, der Beraubte müsse vor allen Dingen wieder in sein Gut eingesetzt werden, ehe die rechtliche Untersuchung beginne, zu der Forderung benutzen konnte, die verlornen deutschen Besitzungen sollte man ihm wieder einräumen. Nun kannte Görz freylich die politische Welt zu sehr, als daß er sich irgend schmeicheln konnte, diese Forderung erfüllt zu sehn; aber so viel war doch gewiß, daß der Geist der Unterhandlungen dadurch einigermaßen bestimmt wurde, und zwar auf eine für Schweden sehr vortheilhafte Weise. *)

Indem der Kaiser als Oberrichter des deutschen Reichs handeln sollte, um Schwedens Frieden zu befördern, hätte Görz an Frankreich gern die Rolle der vermittelnden Macht gegeben, um seinen Unterhandlungen mit dem Czaar mehr Gewicht zu verleihen, und um sich an Georg dem Ersten rächen zu können. Als Churfürst hatte sich dieser im Anfang des Jahrhunderts des Her-

*) Si le Czaar, schreibt er an den Grafen von Welingk, vient lui même en Hollande, je trouverai des canaux de reste, desorte que ceux dont j'ay l'honneur de parler à Votre Excell. ne regardent que le changement de resolution de Czaar, qu'on a debité. Je ne me metterai pas beaucoup en peine de la prevention de ce prince contre ma personne. Je lui ferai parler si naturellement, qu'il ne pourra pas apprehender une surprise s. Görzens Ehrenrettung S. 165 — 71. Briefe zwischen Wellingk und Görz N. XIII. — XIX.

*) s. N. X. à Monsieur Stirnböck. S. 451. Görzens Ehrenrettung 138 — 45.

zogs von Hollstein gegen Dänemark freundschaftlich angenommen; aber zuletzt verband er sich auf das innigste mit dem dänischen Hofe, und seinen täuschenden Versicherungen von Hülfe wider die Dänen im nördlichen Deutschland war es vorzüglich zuzuschreiben, daß der schwedische Statthalter, Graf von Wellingk, die Provinzen Bremen und Verden, nicht wider das dänische Heer vertheidigen konnte. Die Schweden mußten durch das Betragen des Churfürsten auf das äußerste empört werden, als er jene Länder von Dänemark kaufte, und, offenbar bloß in der Absicht, sich ihren Besitz zu sichern, gegen König Carl den Krieg erklärte. Auch lag es nicht an seinem Willen, wenn die englische Nation, welche ihn auf ihren Thron erhoben hatte, nicht in Krieg mit Schweden verwickelt wurde.

Allein nie begünstigten die Umstände weniger als jetzt, das Beginnen, durch Frankreichs Hülfe an dem englischen Hofe Rache nehmen zu wollen. Es war jetzt der Zeitpunct in der französischen Geschichte, da die ewigen Nebenbuhler, Frankreich und England, durch die trautesten Bande vereinigt werden sollten. Wo ein schändlicher Dubois die Allgewalt des Premier-Ministers an sich reissen konnte, wo Hof und Volk sich leichtsinnig in den Abgrund stürzten, welchen ihre schwindelnden Begierden aus Law's System machten, wo ein Regent, wie der Herzog von Orleans, an der Spitze der Geschäfte stand, welcher das Reich zu Grunde richtete, um seine Person zu heben, und die Vorzüge von dieser, um heillose Leidenschaften zu befriedigen; da mochten freylich die ewigen politischen Nationalmaximen leicht verlassen werden. Aber zur Freundschaft mit dem englischen Hofe glaubte sich der Regent noch durch eine ganz individuelle Aussicht gezwungen. Die französische Krone saß jetzt auf dem schwachen Haupte, welches als Ludwig der Fünfzehnte nachher lange über Frankreich herrschte. Starb er: so sollte dem Frieden von Utrecht gemäß der Herzog von Orleans auf dem französischen Throne folgen. Allein die kaum gedämpfte Verschwörung des spanischen Gesandten Cellamar zu Paris, hatte ihm verrathen, wie wenig die bourbonische Linie auf dem spanischen Thron ihre Ansprüche auf den französischen aufgebe. Gegen diese Gefahr glaubte er sich nur durch die Freundschaft des Königs von England sichern zu können, und eine solche Ansicht seiner politischen Lage mußte Görz bey dem Regenten völlig zerstören, ehe er den Vortheil Schwedens wider den englischen Hof durch französische Hülfe erreichen konnte.

Zu diesem Zwecke ward der General Poniatowsky nach Paris abgefertigt, und Görz gab ihm eine Schrift, worin er mit ausgezeichneter Feinheit die Grundsätze entwickelte, nach welchen das französische Ministerium handeln müßte. Es sey durchaus falsch, wenn man glaube, der Vortheil des Regenten und die Sicherheit seiner Thronfolge heischten, daß man Frankreichs Wohl vernachlässige, und alten Grundsätzen, alter Freundschaft Hohn spreche. Wie man je fürchten könne, daß der König von England im Stande seyn werde, zum Vortheil des spanischen Hauses die schon festgesetzte Ordnung der Thronfolge in Frankreich zu verändern. Seine Stimme sey ja nicht der Wille der englischen Nation, welche zwölf Jahre hindurch ihr Blut vergossen habe, um es im Frieden von Utrecht dahin zu bringen, daß nie die spanische und französische Krone auf einem Haupte vereinigt wären. Ginge nun auch wirklich der Wunsch des Königs von England wider diesen Artikel des Friedens: würde er es wagen, seine Gesinnung vor der Nation laut werden zu lassen, und würde er von ihr irgend eine Unterstützung seiner Wünsche erwarten dürfen? Seine Feindschaft könne daher dem Regenten schlechterdings nicht schaden, und überdieß wäre die Neigung des französischen Volkes für das Haus Orleans, und wider die Besteigung des Throns durch König Philipp, welcher schon in den spanischen Geist eingeweiht scheine. Wollte man auch den unwahrscheinlichen Fall setzen, daß derselbe gern Spanien an das Haus Österreich abtreten würde, um mit Hülfe desselben und des Königs von Englan den französischen Thron in Besitz zu nehmen; so möchte es dem Hause Orleans leicht werden, sich selbst mit Österreich zu verbinden und zur gerechten Strafe für seine Anmaßungen König Philipp auch der spanischen Krone zu berauben: ausserdem würde es bey der französischen Nation gegen eine Eroberung Frankreichs durch österreichische Hülfe Unterstützung genug finden. Endlich ließe sich denken, daß Georg der Erste aus Haß gegen den Regenten sich mit dem Kaiser dahin vereinigte, Philipp aus Spanien zu vertreiben, damit er gezwungen würde, nach Frankreich zu gehen und daselbst einen innern Krieg wider das Haus Orleans um die Thronfolge zu beginnen. Allein wider eine solche Maßregel würden England und Holland sich schlechterdings auflehnen, denn beyde litten noch zu sehr an den Nachwehen des kaum geendigten Krieges, als daß sie in einen neuen, welchen jene Maßregel nothwendig machen würde, sich wagen sollten, und zwar auf die muthwilligste Weise, bloß um der Privatrache Georgs genugzuthun. Auch stünde einem solchen Plan entgegen, daß der Kaiser bis jetzt keine männliche Erben habe, und der österreichische Mannsstamm höchst wahrscheinlich ganz vergehen werde. Vorliebe für das Haus der alten Herrscher könnte daher die spanische Nation nicht zur Unterstützung des feindlichen Unternehmens von Georg verleiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Fragen von Bischof Berkeley.

Müßte der gesetzgebenden Macht nicht daran gelegen seyn, ihren Einfluß auch auf das Reich der Moden zu erstrecken, statt dieses, trotz seiner großen Einwirkungen auf die Gesellschaft, einzig und allein dem Regiment der Weiber, der Gecken und der Schneider zu überlassen?

Sollten vernünftige Moden eine größere Einschränkung der Freyheit seyn, als unvernünftige?

Sollte ein allgemeiner, guter Geschmack nicht sehr viel zur Vergrößerung eines Volkes beytragen? Und ist ein niedriger Adel, ohne Erziehung und Bildung, nicht das größte National-Übel?

Sollten wir nicht, da unsre Ausfuhr abnimmt, auch unsre Einfuhr vermindern? Wird diese nicht zugleich mit unsern Bedürfnissen eingeschränkt werden, und diese mit der Mode? Ist daher ein Frauenzimmer nach der Mode nicht für einen Feind des Staats zu erklären?

Würden wir wohl, wenn die Frauen keine Mitgift bekämen, so viele unglückliche, und unfruchtbare Ehen sehen?

Ist der Credit der öffentlichen Fonds nicht eine Goldgrube für England? Und muß man nicht vor jedem Schritt, der diesen Credit vermindern kann, erschrecken?

Welches Recht hat denn der älteste Sohn auf die schlechteste Erziehung?

Hat der, welcher in einem Gefängniß sitzt, nicht, so lang dieß der Fall ist, seine Freyheit verloren? Und ist daher nicht eine Art von Sclaverey in allen Staaten eingeführt?

Ersinnen nicht Thoren die Moden, und befolgen sie nicht weise Männer?

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 24. und Montag den 27. Jänner 1812.

„Und was
Ist Zufall anders als der rohe Stein,
Der Leben annimmt unter Bildners Hand.
Den Zufall gibt die Vorsehung — zum Zwecke
Muß ihn der Mensch gestalten.

Schiller.

(11 und 12)

ie Rede des k. k. Oberamtsraths und Oberbergmeisters Maximilian Kneer, am 28. October 1811 im Amtsgebäude zu Hallstatt, am Dankfeste der fünfhundertjährigen Erhaltung des Hallstätter-Salzberges.

ür ein noch sehr wenig bearbeitetes Fach unserer vaterländi-
ien Litteratur, wie jenes der Geschichte der österreichischen Sa-
ien ist, muß uns jeder Beytrag werth und angenehm seyn. Im
ärzhefte des Archives für Geographie, Historie, Staats- und
riegskunst 1811, wurde in einem Aufsatze über die Salinen
n Lande ob der Enns*) dieses literarische Bedürfniß zur
prache gebracht, welches zur Folge hatte, daß ein anderer Ge-
hrter im Augusthefte der vaterländischen Blätter **) des
ihmlichen Jahres einigen Angaben des erwähnten Aufsatzes sei-
: Ansicht entgegen hielt, wodurch man der Wahrheit wieder um
nige Schritte näher kam. Heil jenem wissenschaftlichen Fache,
ier welches sich mehrere Gelehrte ihre gemachten Entdeckungen
ne Eigendünkel und ohne Beleidigung, wie es sich für gebilde-
Männer geziemt, öffentlich mittheilen, und sich bestreben, ihre
rtheile zur Verbreitung der Wahrheit immer mehr zu berichti-
n. Nur so nähert man sich Hand in Hand dem gewünschten
ele.

Mit Vergnügen theilen wir unsern Lesern einen ziemlich
eitläuftigen Auszug aus der ganz anspruchslosen Rede des Herrn
beramtsrathes Kneer mit, in welcher er sich theils über die
ntdeckungs-Geschichte des Salzberges zu Hallstatt, theils über
e bisherige Bearbeitung desselben vor Zuhörern verbreitete,
elche bey dem dortigen Bergwesen angestellt sind, denen also
ich alles Gesagte vollkommen bekannt seyn mußte, nur den
eil der älteren Geschichte ausgenommen. Die eigenen Kunst-
sdrücke, deren sich die Bergmänner bedienen, und welche auch in dieser Rede vorkommen, sind ihnen ganz geläufig, und wir behalten sie bey.

Herrn Kneer waren die beyden genannten Vorarbeiten zur Geschichte der Salinen ob der Enns ganz gewiß bekannt; aber auch er war nicht im Stande, in seiner Rede diejenigen Zweifel zu lösen, welche über die erste Entdeckung und Bearbeitung des Salzberges zu Hallstatt noch immer obwalten, wovon wohl eine Mitursache der unglückliche Brand seyn mag, der im Jahre 1750 sowohl die Salzgebäude zu Hallstatt als auch die vorhandenen Urkunden verzehrte. Das, was noch den Flammen entging, und was ihm zur Darstellung einer kurzen Geschichte des genannten Salzberges zu Gebothe stand, hat er getreulich benützet, und mit vielem Fleiße und einem glücklichen Vermuthungsgeiste zur Verherrlichung des Festes am 28ten October in ein Ganzes verarbeitet, durch welches wieder einige Lücken unserer Salinen-Geschichte ausgefüllet werden können. Über Dinge, die außerhalb des Kreises der Geschichte liegen, und ausschließend dem Bergwesen angehören, muß uns das Urtheil eines so competenten Richters wie Herr Kneer ist, desto willkommener seyn.

Herr Kneer sprach über folgende Puncte: Über die Entdeckung der Salinen in Hallstatt; über die großen Vortheile, die sie bisher verschafft haben; und endlich über die frohen Aussichten des Salzertrages für die Zukunft.

Der Salzberg zu Hallstatt erscheinet Herrn Kneer als ein Flötzgebirge, welches an die Urgebirge, die ihn umgeben, erst durch eine Wasserfluth ist angeschwemmet worden, — „denn die Regelmäßigkeit der niedergelegten Salzlager, die bald mit mehrerem, bald mit minderem Salzreichthum abwechselnden Schichten, die verschiedenen Klüfte, die bald mit Salz, bald mit Versteinerungen verschiedener Art angefüllet, vorgefunden werden, stellen den Beweis auf, daß das Meer erst späterhin die Gegend des Salzberges gebildet habe."

In Rücksicht der Entdeckung der Salinen zu Hallstatt sagt Herr K. — „Ist wirklich die K. Elisabeth die erste Entdeckerinn des Salzberges? oder war er schon vorher? und wann, und durch welche Spuren war er bekannt? Wenn ich je gewünscht habe, diese Fragen mit Gewißheit beantworten zu können, so er-

Von dem hochverdienten Florianer Chorherrn Franz Kurz.
Der Herr Rath und Waisenhaus-Director Vierthaler, dessen Nahme schon ein hohes Lob ist, wenn es die Erhellung der norischen Bergschluchten gilt.

übergegangene Tradition. Bald nach dieser Eröffnung wurde der alte Steinberg-Stollen auf das Salzlager eingetrieben, dem hernach der alte Tullinger und Wißberg folgten. Die eigentliche Eröffnungszeit dieser drey letzteren Stollen hat uns zwar die Geschichte ebenfalls nicht aufbewahret; daß aber diese Eröffnungen noch immer in die Zeit des fünfzehnten Jahrhunderts zurückfallen, ist um so richtiger, als im Jahre 1592 beyde diese Bergabtheilungen, nähmlich der alte Tullinger und der alte Wißberg, wegen der zu sehr eingedrungenen süßen Tagwässer aufgelassen wurden, nachdem jedoch schon vorher, nähmlich im Jahre 1550 der neue Tullingerberg, und 1588 der neue noch bestehende Wißberg eingetrieben und eröffnet wurde."

„Auf gleiche Weise können wir fast mit Gewißheit angeben, der alte Maximilian-Stollen sey, wo noch nicht im fünfzehnten Jahrhundert, doch gewiß im Anfang des sechzehnten eröffnet worden, denn auf dem Wege nach dem Salzberg ist der Ort durch eine Steinschrift unwiderleglich bezeichnet, an welchem K. Maximilian I. im Jahre 1504 am fünften Jänner bey seiner Besteigung gerastet hat. Inzwischen hatte dieser Salzberg das nähmliche Schicksal, wie der alte Wißberg. Die süßen Tagwässer sind auch hier viel zu weit eingedrungen, und man hat schon im Jahre 1511 den neuen, noch jetzt bestehenden Maximiliansberg aufgeschlagen, und der alte Stollen dieses Nahmens wurde 1590 gänzlich aufgelassen und verdämmet. Bevor jedoch diese Auflassung geschah, hat man schon im Jahre 1570 den dermahligen so reichhaltigen Leopoldsberg eröffnet. Weil aber der hier aufgedeckte Salzreichthum eine große Hoffnung einer ähnlichen Ausdehnung auch oberhalb gab, so wurde im Jahre 1675 am 18. May der Katharina-Theresiaberg, dermahlen der ausgedehnteste unter allen Bergabtheilungen, eröffnet, und zur Benützung gebracht. Angeeifert durch diese bisher sich so ausgebreitet gezeigten Salzmittel, wurden in dem nähmlichen Jahrhundert, und zwar in Einem Jahre noch zwey andere Bergaufschläge eröffnet, nähmlich am 18. Juny 1687 der Kaiser Carlberg; und am 2. October der König Josephberg."

„Aber auch das letztverflossene Jahrhundert zeigt uns zwey, und zwar die einstweilen noch tiefesten Bergaufschläge an, indem der Christinaberg am 2. July 1725, der tiefeste Maria Theresiaberg aber am 8. October 1782 eröffnet, und unter merkwürdigen Feyerlichkeiten vom grünen Wasen aufgeschlagen wurde. Und auf diese Art geschahen in einer Zeit von fünf Jahrhunderten eilf Zubauungen auf das Salzflötz, ohne die Wasserstollen zu erwähnen, deren Eröffnungszeit theils bekannt, theils unbekannt ist, die ich jedoch Kürze halber hier ganz mit Stillschweigen übergehe, so sehr sie auch für den eigentlichen Bergmann wichtig sind, und mit der Sulzerzeugung in engster Verbindung stehen."

Von dem immer mehr erweiterten Bergbau wendet sich Herr Kneer zu den Sudwerken, über welche er Folgendes sagt: — „Anfänglich, als der hiesige Salzberg durch Elisabethen eröffnet ward, bestanden hier zu Hallstatt, wie uns die Geschichte erzählet, nur sehr kleine Sudpfannen, die gewissen Hallstätter-Familien eigenthümlich zugestanden wurden, und wodurch diese Familien das sogenannte Jungherrenrecht erhielten, welches auch den Salzfertigern zu Theile ward. Ob diese kleinen Pfannen nur sieben, oder wie andere behaupten wollen, zwölf gewesen seyen, darüber mangelt eine authentische Urkunde, und eine jede Behauptung hierüber ist gewagt. Desto verläßlicher kommt aber schon im Jahre 1563 vor, daß diese kleinen Hallstätter-Pfannen unter dem K. Ferdinand I. gänzlich eingestellet, den Eigenthümern abgelöset, und anstatt der vorigen kleinen, eine große Sudpfanne zu Hallstatt erbauet wurde, die bis auf das Jahr 1750 im hiesigen Markte bestand, wo sie aber bey dem unglücklichen Brand ein Raub der Flamme wurde. Anstatt derselben aber bauete man die gegenwärtig noch bestehende in der Lahn. Weil aber schon im Jahre 1563 theils der Salzberg mehr eröffnet war, und eine reichere Ausbeute gab; theils aber auch der Salzbedarf und Verschleiß sich immer vermehrte, so wurde um neun Jahre später, nähmlich 1571 schon das Sudhaus zu Ischel erbauet."

„Aber auch diese beyden großen Sudhäuser zu Hallstatt und Ischel langten bey dem immer vermehrten Salzverschleiß, und bey dem immer gesegneteren Ertrag des hiesigen Salzberges nicht mehr aus, das Bedürfniß zu befriedigen. Weil aber die Waldungen von Hallstatt und Ischel zu noch mehreren Sudhäusern nicht mehr das hinlängliche Holz liefern konnten, so hat man zur Erbauung noch mehrerer Sudpfannen die Gegend in Ebensee bestimmet, wo die erste große Pfanne im Jahre 1607, die zweyte 1693; endlich die dritte kleinere nach Art der Hallthaler in Tyrol erst vor 13 Jahren, nähmlich 1798 erbauet wurde, so, daß der gesammte oberösterreichische Salzerzeugungs-Apparat dermahlen aus fünf Sudhäusern besteht, die nur wenige Wochen ausgenommen, das ganze Jahr hindurch bey Tag und Nacht sich mit der Salzerzeugung beschäftigen."

„Wer es weiß, daß zur Versehung dieser fünf Sudhäuser jährlich dritthalb Millionen Eimer Sulze erforderlich seyen, wem es bekannt ist, daß zu diesem jährlichen Sulzbedarf der Ischler-Salzberg bey seiner größtmöglichsten Erträgniß kaum den vierten Theil zu liefern im Stande sey, folglich drey Viertheile immer aus dem Hallstätterberge genommen werden müssen; und wer endlich hieraus den ganz richtigen Schluß zieht, daß die oberösterreichischen sehr beträchtlichen Salinen wesentlich auf dem hiesigen Salzberge beruhen, der bedarf keines weiteren Beweises über die Erheblichkeit des Hallstätter-Salzberges, welcher der Hauptgrundstein des so interessanten oberösterreichischen Salzkammergutes ist, welches letztere durch das sehr beträchtliche Salzwesen bloß an Arbeitern bey sechstausend Menschen ernähret, zugleich aber auch in seinem Bezirke bey fünfzehntausend Menschen Aufenthalt und Erwerb verschaffet, wo doch kaum fünfzehnhundert Menschen in eben diesem Bezirke sich aufhalten könnten, hätte es der göttlichen Vorsehung nicht gefallen, die Salzlager im hiesigen Berge abzusetzen, und diesen so großen Reichthum der Natur zum landesfürstlichen Nutzen sowohl, als auch zum Vortheil so vieler Tausenden enthüllen zu lassen."

Die Wichtigkeit dieses Salzberges wurde auch von jeher allgemein anerkannt, und zog viele Reisende, unter welchen sich auch mehrere aus der regierenden Fürstenfamilie befanden, in das Salzkammergut herbey. — „So wissen wir aus verschiedenen unbezweifelten Vormerkungen, daß nach der K. Elisabeth der Herzog Rudolph IV. im Jahre 1359, Herzog Albrecht VI. 1459; K. Maximilian I. 1504; K. Leopold I. 1680; K. Carl VI. 1732; K. Joseph II. 1779; endlich unser allergnädigster Monarch Kaiser Franz I. im Juny 1808 entweder den Salzberg selbst bestiegen, oder doch das Kammergut zu besuchen geruhten." — Herr Kneer erzählet dann, daß im Jahre 1800 Seine kaiserliche Hoheit der Erzherzog Johann, im Jahre 1803 die beyden Erzherzöge Anton und Rainer; und 1810 der Kronprinz Fer-

nd als eine Vertheidigungsburg gegen die Anfälle der
urger aufgestellet wurde. Ich erlaube mir hier die Bemer-
daß die Erbauung dieses Thurmes, die so manche Unko-
erursachet haben mag, in einer so wüsten Gegend sich kaum
t und erwarten ließe, hätte man nicht schon bey der Er-
g desselben, nähmlich 27 Jahre früher, als Elisabeth den
n Salzberg vom grünen Wasen erhoben hat, von dem
erg Wissenschaft, mithin auch Ursache genug gehabt,
o vortreffliche Gegend, wie jene des Salzberges ist, zu be-
n, und vermittelst des Rudolphsthurmes gleichsam einen
Punct zu bekommen, aus welchem die Salzbergs-Revier
jede Verwüstung, Zerstörung, oder auswärtige Benützung
rt und mit bewaffneter Hand vertheidigt werden könnte."
wiß eine sehr gute Bemerkung, aus welcher der ganz na-
e Schluß hervorgeht, daß nicht die K. Elisabeth erst nach
Tode ihres Gemahls Albrecht den Salzberg entdecket habe,
ssen Vertheidigung dieser schon den Rudolphsthurm erbauet
, sondern daß sie nur den Bergbau, den ihr Gemahl schon
Sinne hatte, späterhin wirklich auf ihre eigenen Kosten un-
mmen habe. Zur Vertheidigung seines Salzwerkes in der
hat Albrecht doch wahrlich nicht den Rudolphsthurm er-
, wie es jedem einleuchten muß, der die Lage der dortigen
nd kennet, denn sonst stände derselbe nicht auf dem engen
e, der über die erste Anhöhe zu dem Salzberge in Hallstatt
t, sondern auf einem ganz anderen Platze in der Gegend
Sosa.

Auf die Frage: ob nicht vielleicht die Römer schon den Salz-
in Hallstatt bearbeitet haben, antwortet Herr Kneer Fol-
es:

„Diese Frage glaube ich mit der Versicherung beantworten
nnen, daß, wenn es auch mit voller Gewißheit nicht be-
tet werden kann, daß schon die Römer den hiesigen Salz-
bearbeitet haben, doch es nicht dem mindesten Zweifel un-
ge, daß derselbe schon mehrere hundert Jahre vor der Be-
ng Elisabethens wirklich bearbeitet worden sey. Zwar be-
e ich mich ganz gerne, daß die unter der Taggegend des hie-
Salzberges vorgefundenen trajanischen und antoninischen
zen, und auch andere römische Rüstzeuge noch nicht den vol-
Beweis geben, als hätten die Römer den hiesigen Salzberg
lich bebauet; wenn man aber durch den bisherigen Bau des
flötzes solche vom Tag abgetrüfte Gruben, und zwar in ei-
Tiefe von mehr als achtzig Klaftern aufgedeckt hat, in wel-
Späne, bearbeitetes Gerüst- oder Gruben-Zimmerungs-
sich vorgefunden haben; wenn bisher fünf derley Taggru-
nähmlich im Tullingerberg auf der Friedrichkehre; im Carl-
in der Forstnerwehre; im Leopoldsberg in der Josephsweh-
m Josephsberg in der Kilbwehre; endlich im Christinaberg
der Seeaukehre bekannt sind, in denen man ausgelaugtes
gebirg und dunkle Moorerde mit solchen Steinen vermischet
ifft, welche sichtbare Merkmahle ihrer auf der Oberfläche der
erlittenen Abnützung an sich tragen; wenn man aus man-
dieser Taggruben bisher Leder, Häute, Riemen und Men-
haare ausgeschieden hat; wenn erst vor acht und siebzig Jah-
n der Kilbwehre die Mumie eines Menschen in einer Tiefe
beynahe hundert Klaftern im Salze gefunden wurde, und
selten aus einer Tiefe von siebzig Klaftern Asche, Kohlen,
ochene Töpfergeschirre, Haferkörner, römische Münzen, und
hl menschliche als thierische Knochen zu Tage gebracht wer-
den, so lassen diese Thatsachen über einen noch vor den Zeiten
Elisabethens vor sich gegangenen Bergbau bey dem hiesigen Salz-
berg wohl kaum mehr einen Zweifel übrig. Nur kann hierbey die
Bemerkung nicht umgangen werden, daß diese erste und älteste
Benützung des Salzberges von der späteren und gegenwärtigen
wesentlich unterschieden sey, indem man anfänglich nur senkrech-
te Gruben auf die Salzlager abtiefte, während man in den spä-
tern Zeiten mit ebensöhligen Stollen das Salzlager bearbeitete,
und auch jetzt das Salzflötz vorzüglich nur durch die Auslaugung
mit Wasser benützet, wo doch kaum zu zweifeln ist, daß die er-
sten Bearbeiter das Steinsalz da, wo sie es fanden, herausge-
hauen, und durch senkrechte Schachten werden zu Tage heraus-
gefördert haben. Nun rechne ich aber die Römer unter diese er-
sten Benützer des Salzflötzes um so lieber, weil nicht ein einzi-
ger hinlänglicher Grund besteht, aus welchem man behaupten
könnte, daß es die Römer nicht gewesen seyen; ja es ist sogar
ganz wahrscheinlich, daß nach der bekannten Völkerwanderung,
die sich nach dem Abzug der Römer aus Österreich ergab, der
größte Theil vom Lande ob der Enns wieder ganz öde lag, und
aus Mangel der Bewohner zu einer Wüste ward, die nur mit
undurchdringlichen Wäldern bedeckt war, so, daß man immer
noch mit gutem Fug sagen kann: „Elisabeth habe zwar den Berg-
bau zu Hallstatt im Jahre 1311 vom grünen Wasen erhoben,
ob sie gleich weder als die erste Entdeckerinn des Salzberges, we-
der als die erste Benützerinn desselben angesehen oder anerkannt
werden darf." — Die Vermuthung des Herrn Kneer, daß nähm-
lich schon die Römer in Hallstatt nach Salz gegraben haben,
hat allerdings viele Wahrscheinlichkeit. Nach dieser Voraussetzung
läßt es sich desto leichter erklären, wie man das Skelet eines
Römers mit der Seitenwehre tief im Salzberge antreffen konn-
te. Er verunglückte, während er die Salzgruben beschauen wollte.

Von den Entdeckungs-Notitzen geht Herr Kneer auf die Vor-
theile über, welche der Berg zu Hallstatt seit den Zeiten der K.
Elisabeth verschafft hat. Es versteht sich von selbst, daß die Vor-
theile erst in späteren Zeiten, als man mit dem Bergbau und
auch in den Kenntnissen immer weiter vorrückte, recht bemerkbar
und auffallend wurden. — „Ich beschränke mich nur auf zwey
kurze Bemerkungen, sagt Herr Kneer. Die erste ist, daß der hie-
sige Salzberg seit 1311 ununterbrochen auf österreichische Staats-
kosten bearbeitet wurde, wodurch er sich zu einem Staatsregale
emporgehoben hat, das sich nun nicht mehr nach Tausenden, son-
dern nach mehreren Millionen Gulden jährlich belauft. Die zwey-
te Bemerkung ist, daß der Nutzen, den der Hallstätter-Berg ab-
wirft, gegen seinen anfänglichen von Zeit zu Zeit immer zunahm,
bis er endlich seine dermahlige Erheblichkeit erreichte. Schon der
einzige Umstand, daß wir theils aus den Reformations-Libellen
von den Jahren 1524, 1563, und 1656, theils aus der genauen
Kenntniß des Hallstätter Bergbaues die seit fünfhundert Jahren
ununterbrochene Benützung des hiesigen Salzberges unwiderleg-
lich beweisen können, erwahret die erste Bemerkung. Richtige
Belege zur zweyten Bemerkung liefern uns aber die bergämtli-
chen Documente selbst."

„Zwar haben entweder unsere Voraltern keinen schriftlichen
Beweis zurückgelassen, oder der Zahn der Zeit hat ihn uns ent-
rissen, ob der erste Salzstollen im Jahre 1311 oder früher oder
später eröffnet wurde. Daß aber der alte Neuberg der erste Berg-
aufschlag war, der noch zu den Zeiten Elisabethens eröffnet wur-
de, ist eine, seit Jahrhunderten auf die hiesigen Bergmänner

tius*) — celebratissimis latinis scriptis Rabinus, ein durch lateinische Schriften berühmter Rabbi, D. J. Fechtius, seine Bescheidenheit — echter Verdienste Stempel, den Gelehrten seiner Nation selten eigen — rühmet Dillhern,**) sehr schön besang ihn Barläus.***) Ältere Schriftsteller, die zu Gunsten der Juden geschrieben, sind unter andern: die Dichter Romain de Hooghe und Barläus, Preyrerius, Calvin, der berühmte Jurist Hugo Grotius, Wagenseil, die beyden Buxtorfe, Sebastian Münster, Cardinal Cesar Baronius, Cameron, Selden, Vossius, Hettinger, Kaiser Constantin, Hackspem, Schnell, u. a. m. —

X.

Nichts Neues unter der Sonne! Wie erstaunte man nicht, als der französische Kaiser im Jahre 1806 für seine Unterthanen jüdischer Confession den bekannten großen Sanhedrin constituirte.

Das erste Decennium des 19ten Jahrhunderts, an den erschütterndsten, außerordentlichsten Begebenheiten nur allzureich — schien auch dazu bestimmt zu seyn, eine Nation, die durch ihr Alter Achtung, durch ihr Unglück Mitleid fordern kann; eine Nation, die mit Schiller zu reden, als ein wichtiges universalhistorisches Volk solch eine bedeutende Rolle in der Weltgeschichte spielte, und der Menschheit das Edelste aller Güter, die Wahrheit zugeführt hat — diese Nation nicht mehr als heimathlose Fremdlinge zu betrachten, sie unbedingt und allgemein in jene Rechte wieder einzusetzen, die nur Fanatismus und Religionshaß einer barbarischen Vorwelt ihr rauben konnten.

Mit gespannter Aufmerksamkeit waren daher die Blicke fast des ganzen gebildeten Europa's auf den in Paris versammelten jüdischen Convent, als auf eine ganz neue Erscheinung, geheftet, und troz dem, daß von der Elbe bis an der Weichsel Gestaden Bellona's Donner so furchtbar hallten, war doch der Gegenstand seiner Verhandlungen Tagsgespräch — und doch war dieser Congreß nicht so ganz neu, als man wohl größten Theils glaubte.

Schon im Jahre 1386 hielten die Juden eine von oben herab authorisirte Synode zu Weißenfels in Meißen, auf welchem Zuge sie aber nach der Sitte des damahligen Faustrechts geplündert und gemißhandelt wurden, wie der Annalist Faust berichtet. „Anno 1386 hielten die Juden einen gemeinen Tag zu Meißen, dahin zogen die Juden aus allen Landen, als die Mönch pflegen zu dem Capitul zu thun, dar waren aber etliche Edlen (!) die warteten daruf und schüttelten den Jüden den Reusel wol uf etlich Dausend Gülden —" ****)

Im Jahre 1510 hielten die Juden eine ähnliche Versammlung in Worms, wo kaiserliche Commissarien den Vorsitz hatten, und wozu auf Befehl Kaiser Maximilian des I. jüdische Deputirte aus allen seinen Landen berufen wurden, nach Leeßners Meldung: „wegen vielfacher vermeinter Violation ihrer Freyheiten und alten Herkommens von weiland römischen Kaisern und Königen ihnen gegeben." *)

Im Jahre 1650 würde in Agreda in Ungarn ein großes jüdisches Concilium gehalten, wobey über 3000 Personen, worunter 300 Rabbinen und vom Papst dahin gesandte 6 Mönche anwesend gewesen seyn sollen. **)

XI.

Seit die ehemahligen 7 vereinigten Provinzen im J. 15.. dem eisernen Zepter spanischer Despotie sich entrissen, eines gefühllosen Königs Philipp II. gefühlloserer Feldherr Alba, nicht mehr Blutsentenzen des Wüthrichs Torquemada vollstreckend, diese gesegneten Fluren mit Schwert und Flamme verheerte, entblühte in Holland der Duldung schöne Blume, war Holland, als ein Handelsstaat, das Land religiöser Freyheit, der Zusammenfluß verschiedenartigster Religions-Partheyen, die Freystatt der Verfolgten, — und folglich auch der Juden, die theils aus Spanien und Portugall vom König Philipp III. abermahls vertrieben, im Jahre 1603, theils aus Deutschland im Jahre 1606, theils auch aus Pohlen im Jahre 1656, da eingewandert ***), wo sie mit offenen Armen empfangen, und stets, selbst in den Zeiten, wo beynahe in allen Gegenden Europa's noch tiefes Dunkel war, wie der edle Gregoire auch bemerkt, im Vergleiche der Grausamkeiten, die man in anderen Ländern gegen sie ausübte, mit besonderer Auszeichnung behandelt worden. „Tutta via de Paesi bassi" — sagt Luzzato — „sono con grandissima carita ed amore volezza trattati, come in Amsterdamo, Rotrodamo, per essere Dominii, che per la floridezza della Professione mercantile, concedono humano hospitio a tutti —" ****) In sämmtlichen Niederlanden sind sie immer mit größtem Wohlwollen und Liebe gehalten worden, wie in Amsterdam, Rotterdam, weil allda, um des Handels Flor allen Fremden ein freyer Zufluchtsort gestattet ist — „und der portugiesische Geschichtschreiber Barrios;" En uinguna Parte del mon-

*) Im Anhange zu dessen Werke: De termino vitae.

**) Caroli l. c. Tom. II. cap. 70. p. 225.

***) Epigramma in Problemata clarissimi viri Manassis ben Israel: De creatione, wie helldenkend ist nicht der Schlußvers:

Si sapimus diversa, Deo vivamus amici,
Doctaque mens precio constet ubique suo.
Haec fidei vox summa meae est. Haec crede Manasse,
Sic ego Christiades, sic eris Abramides.

****) S. f. Faust. Aschaffenburger Cronik Buch 2. col. 40.

*) Leeßners Frankfurter Chronik L. 1. C. 43. fol. 558. a. Schudtii Memorabilia judaica.

**) In Analecten gehören nur Andeutungen, ausführlich über dieses Concilium lese man in des verdienstvollen ungrischen Gelehrten M. Kováts Martineji Fragmenta litteraria rerum hungaricarum ex codicibus MSS. nec non rarioribus quibusdam libris, Bibliothecarum exoticarum eruta. Jenae 1808 Sec. III. fol. seq. und einen Aufsatz hierüber, nach Martinyi, vom Verfasser dieser Analecten in der Zeitschrift Sulamith (Leipzig bey Bruder 1800) II. Jahrg. 4. Heft. S. —, wo die Acten dieser Synode nach Schwedilius Übersetzung des Engländers Sam. Bretts, eines Augenzeugen, abgedruckt sind. Manasse ben Israel erklärt aber in seiner Defence of the Jews, dieß ganze Factum als unwahr nur von Brett erfunden. Hr. v. Kotzebue hat dieß Urtheil aus ihm, ohne weitere historische Prüfung, nachgeschrieben (Clios Blumenkörbchen 1811 S. 70). Eines Zeitgenossen Ausspruch, wie R. Manasse, erregt freylich Bedenklichkeiten, doch bleibt es auffallend, daß das Ganze, so umständlich angegeben, bloß Erfindung eines müssigen Kopfes seyn soll. Der Recensent des Martinyischen Buches in den Annalen der österreichischen Literatur 1810. October S. 33. behauptet die Ebene in Nagy-Ida gesehen zu haben, auf welcher dieß Concilium gehalten wurde.

***) Basnage histoire de Juifs. L. 7. c. 32. p. 2092. seq. Bentham holländischer Kirch- und Schulenstaat P. 1. c. 17 et 19. p. 524.

****) Sim. Luzzato Discorso circo il stato degl' Hebrei 4. Venet. 1648. consider. 18. p. 191. a.

binand den Salzberg mit ihrer Gegenwart beehret haben. Auf das ungeheure Nahmensverzeichniß der übrigen Reisenden von allen Ständen ist man mit vollem Rechte stolz.

Zuletzt wird die Frage beantwortet, ob der Reichthum des Salzberges wohl auch eine längere Dauer verspreche. — „Um diese wesentliche Frage mit voller Überzeugung beantworten zu können, muß ich herzlich wünschen, einen jeden, dem an dieser Überzeugung gelegen ist, in das innere Heiligthum des Salzberges einzuführen, und ihm sowohl die bereits aufgedeckten, als auch die aus bergmännischen Gründen noch zu erwartenden Schätze der Natur anschaulich darstellen zu können." — Indessen, setzt Herr Kneer hinzu, bedürfe es da nicht vieler Worte, indem seine Zuhörer ohnehin Sachverständige, und Augenzeugen des Reichthums des Salzberges sind. Alle Aussichten für die Zukunft sind höchst erfreulich. Die Anzahl der sogenannten Wehren oder Sulzerzeugungs-Kammern belauft sich über hundert, — „von welchen eine nur mittelmäßig große schon so viel Sulze abwirft, daß durch eine einzige Anwässerung oder Ablassung zwanzigtausend Centner Salz erhalten werden, und deren guter Zustand selbst den hohen Behörden nicht unbekannt ist. Allein Wehren und Sulzen bezeichnen nur einen schon mehr vollendeten Bergbau; sie bedecken nur das Bedürfniß der Gegenwart, und sind nichts anderes, als was erbeutete Erzvorräthe bey Metallgruben sind. Wenn wir uns aber bey der wichtigen Befahrung überzeugen würden, daß neben den Wehren, die eben benützt werden, noch sechs und zwanzig neue, zur künftigen Sulzerzeugung vorgerichtete, schon wirklich bestehen; wenn wir bey dieser Befahrung solche beträchtliche Salzmittel vorbereitet, aufgeschürzet und ausgerichtet finden würden, die vielleicht erst nach einem Jahrhundert zum ordentlichen Genuß gebracht werden können; wenn die in den zwey tiefesten Unterfahrungen des Christinaund Theresiaberges angelegten Hoffnungsschätze dergestalt noch immer der Erwartung entsprechen, daß sie einen jeden bergmännischen Wunsch befriedigen; wenn selbst unter dem tiefsten Theresia-Zubau die Salzlager bereits so tief aufgedeckt sind, daß schon vor einigen Jahren ein neuer Zubau oder ein Unterfahrungs-Aufschlag hätte vorgenommen werden können, müßte nicht auf hohe Anordnung mit dieser Feyerlichkeit einstweilen noch zugewartet werden; wenn es schon jetzt vor unseren Augen liegt, daß neben dem bestehenden, noch vier Unterbaunngen oder Aufschläge vermöge des Gebirgsabfalles Statt finden, vorausgesetzt, daß die Salzformationen zu einer solchen Tiefe hinabreichen; und wenn endlich über alles dieses durch die auf meinen unterthänigen Vorschlag von hoher Hofstelle begnehmigte bessere Benützung des reinen Steinsalzes nach Wielizkaer Art bereits solche Vorkehrungen getroffen sind, daß bey reicheren und mächtigeren Steinsalzanbrüchen nebst der jährlichen Sulzen-Erzeugung auch eine beträchtliche jährliche Gewinnung des reinen Steinsalzes Platz greifen wird, folglich der hiesige Salzberg durch eine zweyfache Ausbeute, einmahl durch die bisher gewöhnliche mit Sulzen, dann aber bey reicheren Anbrüchen in der Tiefe durch das Steinsalz wird benützt werden können, wer kann wohl unter diesen Verhältnissen an der gesegneten Dauerhaftigkeit des hiesigen Salzberges noch zweifeln, oder über die Größe seines inneren Werthes noch verlegen seyn?"

Ein herzlicher Dank, dem Geber alles Guten dargebracht, und ein inniger Wunsch für das Beste unseres vielgeliebten Monarchen, vereiniget mit dem Vorsatze, alle Kräfte aufzubiethen, um bey diesem Bergbau alle Pflichten der Bergmänner getreulich zu erfüllen, endiget diese gehaltvolle Rede. Wir danken hiemit dem Herrn Kneer im Nahmen aller Freunde der vaterländischen Salinen-Geschichte für die neuen Ansichten und Aufschlüsse, die er uns durch seine Rede mitgetheilet hat, und ersuchen ihn, im Falle er noch unbekannte Urkunden und Actenstücke, die zur öffentlichen Bekanntmachung geeignet sind, durch ein glückliches Ereigniß auffände, dieselben zur Ergänzung der noch sehr mangelhaften Salinen-Geschichte unseres Vaterlandes seinen wißbegierigen Verehrern mitzutheilen.

Analecten zur Geschichte der Juden.

(Fortsetzung.)

IX.

Seit Titus Vespasianus — als Roms milder Beherrscher mit Recht der Gütige genannt, doch roh und grausam als Besieger fremder Nationen, — den Judenstaat, und dadurch auf immer ihre Selbstständigkeit vernichtete — haben das Schicksal der Juden, Vorschläge zu ihrer ex- und intensiven Verbesserung, Meinungen für und wider, ob man Menschen Menschenrechte geben soll, ihre religiöse und politische Verfassung, zu allen Zeiten eine Menge Schriftsteller in Bewegung gesetzt, die mit ihren Federn diese Nation bald beschützten, bald verfolgten, priesen und tadelten, erhoben und verwarfen; — zu allen Zeiten gab es Scribenten, die sie aus Leidenschaft schmähten, aus Religionshaß verfluchten, aus Eigennutz lästerten; — und wie es zu allen Zeiten Autoren gab, die wie Luther, Wucherfeind im Judenspieß, Schwab im jüdisch-Deckmantel, Brenz im jüdisch-Schlangenbalg im Jahre 1600, oder wie Buchholz, Grattenauer und Rohrer 1804 (!) gegen sie losgezogen, so ist es für den parteylosen Geschichtsforscher eine erhebende Bemerkung, daß es auch zu allen Zeiten, nicht nur erst in unserem philantropischen 18. und 19., sondern bereits im Zeitalter der Barbarey, im 15. und 16. Jahrhunderte, Schriftsteller gegeben, die dem Geiste ihrer Zeit vorschreitend das Gute gut nannten — wenn sie es auch bey Juden fanden.

Als Rabbi Manasse ben Israel im Jahre 1650 seine berühmte Abhandlung „die Hoffnung Israels," worin er um Aufnahme der Juden in England bittet, dem englischen Parlamente zusandte, dankte ihm E. S. Middelsex, ein Mitglied des Parlaments dafür in einem Sendschreiben verbindlichst, worin er ihn To me deare brother the hebrew Philosopher, seinen theuern Bruder den hebräischen Philosophen nennt.*) Moseswall übersetzte dann diese Schrift ins Englische, und ein gewisser Henry Jesse schrieb bey dieser Gelegenheit sogar einen Traktat: Von der Vereinigung der Juden und Christen.**)

In welch' hoher Achtung R. Manasse, ein so gründlicher als aufgeklärter Kopf bey seinen gelehrten christlichen Zeitgenossen gestanden, zeigen die vielfachen seiner Talente Anerkennung ehrende Erwähnungen bedeutender Gelehrten, wodurch sie selber sich ehrten, vir natalibus et Doctrina nobilissimus, edel durch Geburt und Gelehrsamkeit nennt ihn Johann Beverovi-

*) Pantheon Anabaptist. fol. 241.

**) Carol. Memor. eccles. T. 2. p. 1. lib. 6. cap. 5. pag. 17.

tius*) — celebratissimis latinis scriptis Rabinus, ein durch lateinische Schriften berühmter Rabbi, D. J. Fechtius, seine Bescheidenheit — echter Verdienste Stempel, den Gelehrten seiner Nation selten eigen — rühmet Dillhern,**) sehr schön besang ihn Barläus.***) Ältere Schriftsteller, die zu Gunsten der Juden geschrieben, sind unter andern: die Dichter Romain de Hooghe und Barläus, Preyrerius, Calvin, der berühmte Jurist Hugo Grotius, Wagenseil, die beyden Buxtorfe, Sebastian Münster, Cardinal Cesar Baronius, Cameron, Selden, Vossius, Hettinger, Kaiser Constantin, Hack'spem, Schnell, u. a. m. —

X.

Nichts Neues unter der Sonne! Wie erstaunte man nicht, als der französische Kaiser im Jahre 1806 für seine Unterthanen jüdischer Confession den bekannten großen Sanhedrin constituirte.

Das erste Decennium des 19ten Jahrhunderts, an den erschütterndsten, außerordentlichsten Begebenheiten nur allzureich — schien auch dazu bestimmt zu seyn, eine Nation, die durch ihr Alter Achtung, durch ihr Unglück Mitleid fordern kann; eine Nation, die mit Schiller zu reden, als ein wichtiges universalhistorisches Volk solch eine bedeutende Rolle in der Weltgeschichte spielte, und der Menschheit das Edelste aller Güter, die Wahrheit zugeführt hat — diese Nation nicht mehr als heimathlose Fremdlinge zu betrachten, sie unbedingt und allgemein in jene Rechte wieder einzusetzen, die nur Fanatismus und Religionshaß einer barbarischen Vorwelt ihr rauben konnten.

Mit gespannter Aufmerksamkeit waren daher die Blicke fast des ganzen gebildeten Europa's auf den in Paris versammelten jüdischen Convent, als auf eine ganz neue Erscheinung, geheftet, und trotz dem, daß von der Elbe bis an der Weichsel Gestaden Bellona's Donner so furchtbar hallten, war doch der Gegenstand seiner Verhandlungen Tagsgespräch — und doch war dieser Congreß nicht so ganz neu, als man wohl größten Theils glaubte.

Schon im Jahre 1386 hielten die Juden eine von oben herab authorisirte Synode zu Weißenfels in Meißen, auf welchem Zuge sie aber nach der Sitte des damahligen Faustrechts geplündert und gemißhandelt wurden, wie der Annalist Faust berichtet. „Anno 1386 hielten die Juden einen gemeinen Tag zu Meißen, dahin zogen die Juden aus allen Landen, als die Mönch pflegen zu dem Capitul zu thun, dar waren aber etliche Edlen (!) die warteten daruf und schüttelten den Jüden den Rensel wol uf etlich Dausend Gülden —" ****)

Im Jahre 1510 hielten die Juden eine ähnliche Versammlung in Worms, wo kaiserliche Commissarien den Vorsitz hatten, und wozu auf Befehl Kaiser Maximilian des I. jüdische Deputirte aus allen seinen Landen berufen wurden, nach Leeßners Meldung: „wegen vielfacher vermeinter Violation ihrer Freyheiten und alten Herkommens von weiland römischen Kaisern und Königen ihnen gegeben." *)

Im Jahre 1650 wurde in Agreda in Ungarn ein großes jüdisches Concilium gehalten, wobey über 3000 Personen, worunter 300 Rabbinen und vom Papst dahin gesandte 6 Mönche anwesend gewesen seyn sollen. **)

XI.

Seit die ehemahligen 7 vereinigten Provinzen im J. 1580 dem eisernen Zepter spanischer Despotie sich entrissen, eines gefühllosen Königs Philipp II. gefühlloserer Feldherr Alba, nicht mehr Blutsentenzen des Wüthrichs Torquemada vollstreckend, diese gesegneten Fluren mit Schwert und Flamme verheerte, entblühte in Holland der Duldung schöne Blume, war Holland, als ein Handelsstaat, das Land religiöser Freyheit, der Zusammenfluß verschiedenartigster Religions-Partheyen, die Freystatt der Verfolgten, — und folglich auch der Juden, die theils aus Spanien und Portugall vom König Philipp III. abermahls vertrieben, im Jahre 1603, theils aus Deutschland im Jahre 1606, theils auch aus Pohlen im Jahre 1656, da eingewandert***), wo sie mit offenen Armen empfangen, und stets, selbst in den Zeiten, wo beynahe in allen Gegenden Europa's noch tiefes Dunkel war, wie der edle Gregoire auch bemerkt, im Vergleiche der Grausamkeiten, die man in anderen Ländern gegen sie ausübte, mit besonderer Auszeichnung *behandelt wurden*. „Tutta via de Paesi bassi" — sagt Luzzato — „*sono con* grandissima carita ed amore volezza trattati, come in Amsterdamo, Rotrodamo, per essere Dominii, che per la floridezza della Professione mercantile, concedono humano hospitio a tutti —" ****) In sämmtlichen Niederlanden sind sie immer mit größtem Wohlwollen und Liebe gehalten worden, wie in Amsterdam, Rotterdam, weil allda, um des Handels Flor allen Fremden ein freyer Zufluchtsort gestattet ist — „und der portugiesische Geschichtschreiber Barrios;" En ninguna *Parte del mon-*

*) Im Anhange zu dessen Werke: De termino vitae.

**) Caroli l. c. Tom. II. cap. 70. p. 225.

***) Epigramma in Problemata clarissimi viri Manassis ben Israel: De creatione, wie helldenkend ist nicht der Schlußvers:

Si sapimus diversa, Deo vivamus amici,
Doctaque mens precio constet ubique suo.
Haec fidei vox summa meae est. Haec crede Manasse,
Sic ego Christiades, sic eris Abramides.

****) S. f. Faust. Aschaffenburger Cronik Buch 2. col. 40.

*) Leeßners Frankfurter Chronik L. 1. C. 43. fol. 558. a. Schudtii Memorabilia judaica.

**) In Analecten gehören nur Andeutungen, ausführlich über dieses Concilium lese man in des verdienstvollen ungrischen Gelehrten M. Kováts Martineji Fragmenta litteraria rerum hungaricarum ex codicibus MSS. nec non rarioribus quibusdam libris, Bibliothecarum exoticarum eruta. Jenae 1808 Sec. III. fol. seq. und einen Aufsatz hierüber, nach Martinyi, vom Verfasser dieser Analecten in der Zeitschrift Sulamith (Leipzig bey Bruder 1800) II. Jahrg. 4. Heft. S. —, wo die Acten dieser Synode nach Schwedilius Übersetzung des Engländers Sam. Bretts, eines Augenzeugen, abgedruckt sind. Manasse ben Israel erklärt aber in seiner Defence of the Jews, dieß ganze Factum als unwahr nur von Brett erfunden. Hr. v. Kotzebue hat dieß Urtheil aus ihm, ohne weitere historische Prüfung, nachgeschrieben (Clios Blumenkörbchen 1811 S. 70). Eines Zeitgenossen Ausspruch, wie R. Manasse, erregt freylich Bedenklichkeiten, doch bleibt es auffallend, daß das Ganze, so umständlich angegeben, bloß Erfindung eines müssigen Kopfes seyn soll. Der Recensent des Martinyischen Buches in den Annalen der österreichischen Literatur 1810. October S. 33. behauptet die Ebene in Nagy-Ida gesehen zu haben, auf welcher dieß Concilium gehalten wurde.

***) Basnage histoire de Juifs. L 7. c. 32. p 2092. seq. Bentham holländischer Kirch- und Schulenstaat P. 1. c. 17 et 19. p. 524.

****) Sim. Luzzato Discorso circo il stato degl' Hebrei 4. Venet. 1648. consider. 18. p. 191. a.

o tienen meior Recelo, que en Amsterdam, tanto per la Li-
ert, ad de lonciencia de las siete unidas Provincias, quanto
er la Menta de sur ingeniosos Moradores. *)

Keine drückenden Steuern, wodurch die Juden von jeher
ı andern Staaten belastet, indirecte getrieben wurden, ihre
Mitbürger zu bevortheilen, wurden ihnen da aufgelegt, bloß je-
e Abgaben, die alle Unterthanen zu entrichten hatten; **) —
eine beschimpfenden Kennzeichen, wie des barbarischen Zeital-
ers rohe Sitte es damahls fast überall eingeführt, durften sie
a tragen. In Frankreich mußten sie rothe Hüthe, in Avignon
elbe, in Rom und Padua goldgelbe, in Venedig safrangelbe,
n Preussen grüne tragen — keine solche entwürdigende Auszeich-
ung kannte man in Holland. ***)

Die architektonisch schöne portugiesische Synagoge in Am-
erdam, so wie der zweckmäßig eingerichtete Gottesacker zu Au-
enkerke, 2 Stunden von Amsterdam, ist aus Reisebeschrei-
ungen bekannt. Eine ausführliche Beschreibung hiervon findet
ıan in M. Fokkens Beschrievinge der Wydt ver-
raande Koopstadt Amstelodam. (Amsterd. 1663 in 12.
S. 259). Doch verschloß man ihnen auch hier den Zutritt zu
Ehrenstellen und einträglichen Ämtern, untersagte ihnen eben-
alls die Ausübung der Künste und Handwerke, auch waren sie
uf eine Art Ghetto oder Judenquartier beschränkt, ****) bis
ie batavische Nationalversammlung im J. 1796 ihnen volles
Bürgerrecht gab. Unter mehrern schönen nachahmungswürdigen
Instituten der Juden Hollands verdient die im Monath May
807 von mehrern Israeliten zu Amsterdam errichtete Lesege-
ellschaft, die aus 48 Mitgliedern besteht, besonders rühm-
ichst erwähnt zu werden. Es werden nähmlich in dieser gelehr-
en Gesellschaft (Letterkündig Genootschap) Vorlesun-
en über wissenschaftliche und gemeinnützige Gegenstände gehal-
en, und ihr vorzüglicher Zweck ist, die Cultur und Humani-
ät unter ihren Glaubensgenossen zu befördern. An Gelehrten
at es den Juden in Holland überhaupt nie gefehlt, wie
Manasse ben Israel und Spinoza in der ältern, so ha-
en in der neuern und neuesten Zeit den Ruhm der Glau-
ensgenossen ihres Vaterlandes begründet, Männer wie ein
D'Açosta Athias, Präsident der Nationalversammlung,
David Franka, hebräischer Übersetzer der Athalie von Ra-
ine, der Philosoph Hartop Ulman, die Seefahrer Buzag-
o, Belinfante, Desolla, Cappadoce, die Repräsen-
anten de Lemon und Bromet, die Ärzte, Stein, Prof.
er Botanik, Verfasser der Abhandlung de Hydrope, Heil-
ronn, der sechs Mahl den Preis von der Societät der Wis-
enschaften erhalten hat, de Pinto, Verfasser des Werkes de
efficacitate principii oxigenetici in corpus animale — Capi-
tain Almeida, die Advokaten Asser, Mendez und Meyer
u. dgl. m. Nach Gregoire's — des Las Casas unserer Zeit
— eigenem Ausdrucke, kann aus den jüdischen Gelehrten allein,
die Holland besitzt, eine gelehrte Akademie hervorgehen. *)

*) D. L. de Barrios lara de Jacob. p. 24.

**) Basnage l. c. p. 2093.

***) Browne Reisebeschreibung l. 2. C. 8. p. 269.

****) Es ist hier der Ort nicht, über die so vielfach besprochene bürgerliche Verbesserung der Juden zu reden; leere Declamationen sind zwecklos, Thatsachen hier zu weitläufig, nur die Bemerkung kann ich nicht unterdrücken, daß dieser Verbesserung nichts so sehr entgegen arbeitet, als diese leider nur noch allzuhäufigen schmutzigen Ghetti oder Judenquartiere. Allzubewährt ist dieses Beysammenwohnens physischer Nachtheil, noch weit größer der moralische. Alle Laster kleiner Städte, Verleumdung, Heucheleyen ꝛc. werden dadurch befördert, verhindert jede Amalgamie, genährt kleinlicher Ehrgeitz bigotter Rabbinen, die da eine eigene Peripherie haben, kurz, mehrseitig äußerst schädlich — und dennoch! und dennoch! — — exempla sunt odiosa! —

*) Grégoire Essais 128.

XII.

Von dem Schutze und den vorzüglichen Begünstigungen der
Päbste gegen die Juden sind bereits im Eingange dieser Ana-
lecten historische Belege geliefert worden — hier noch einige auf-
fallende Züge!

Unter Papst Gregor dem Großen waren die Juden
in Rom sehr zahlreich und unangefeindet, er erließ sogar einen
Hirtenbrief, abzustehen von dem Frevel gegen die Juden, sie
zu schonen und mit Sanftmuth zu behandeln. **) Einen ähnli-
chen Brief schrieb Innocens IV. (1244) den Erzbischöfen und
Bischöfen von Deutschland und Frankreich, wo er die Gerüchte
die sich unter dem gemeinen Volke verbreitet hatten, als ob die
Juden am Osterfeste Christenkinder mordeten, als falsch und ab-
geschmackt erklärt, die geistlichen als weltlichen Fürsten, Edel-
leute, und andere Mächte, welche, wie er sich ausdrückt, mit
teuflischen Ränken und Cabalen den Juden Verbrechen aufbür-
den, deren sie sich nie schuldig gemacht, um sie ihrer Güter zu
berauben, strenge tadelt und zur Menschlichkeit ermahnt. ***)
Gregor IX. schrieb über ihre Verjagung aus Frankreich an
König Philipp II. eine Bulle, die sich mit den Worten anfängt:
„lacrymabilem Judaeorum Franciae —" datirt von Ricci, 13.
September (1236), auch an Ludwig den Heiligen in einer an-
dern Bulle datirt von Peruse aus im 9ten Jahre seines Ponti-
ficats an sämmtliche Christenheit, verbiethet er unter Strafe
des Banns ihre Mißhandlung, diesem mehr Kraft und Gewicht
zu geben, beruft er sich darin auf seine Vorgänger, Calixt,
Eugen, Alexander, Clement, Cölestin und Ho-
norius, so auch Papst Clemens VI., der durch ihr Elend
gerührt, ein gleiches that. ****) Papst Sixtus V. ließ einen fran-
zösischen Juden, Nahmens Gabriel Mazin, der die Kunst
Seidenwürmer zu vermehren und ihre Producte zu verarbeiten,
sehr gut verstand, nach Rom kommen, gab ihm sowohl für sich
als seine Nachkommen ein Monopol für die Seidenmanufactu-
ren, und hob alle Gegenerklärungen seiner Vorgänger, trotz
Schwur und Bann auf. *****) Wider den Mönch Rudolph, der
in Cölln einen Kreutzzug gegen die Juden predigte, schrieb
der heilige Bernard an Heinrich, Erzbischof von Mainz
einen Brief, worin er diesen Wüthenden einen Mörder, Ke-
tzer, und Lügenvater nennt. ******) Mit dem Enthusiasmus schö-
ner Menschlichkeit empfiehlt der heilige Hieronymus sie als
Brüder zu lieben, nennt er dankbarst öffentlich den Rabbi Bar-
nu seinen Lehrer *******).

Jeitteles.

**) Gregor. I. liv. IV. ind. 13. ep. 50. lib. 7. ep. 24.

***) Biblioth. critique du R. P. Richard Simon. Tom. I. p. 115 et 116.

****) Viva Vindex sanguin. p 19. — Wagenseil. De Infund. Norimberg. 1707 et 6. p. 101. — Vollständig findet man diese Bullen im Raynald und in den Annalen des Baronius.

*****) Lettre ou Reflexions du Milord à son correspondent à Paris. à Londres l'an 1767 p. 24.

******) Bartolocce de Biblioth. Rabbin. Tom. IV. p. 20.

*******) S. Hieronym. in Jesej. cap. 1.

Zustand der mechanischen Künste in Nordamerika.

Von de Lasteyrie.

Wenn das nördliche Amerika, in Hinsicht auf schöne Künste, Literatur und Wissenschaften, mit Europa noch keinerley Verhältnisse aushält, so macht es doch ununterbrochene und große Fortschritte, und zeichnet sich vorzüglich in den mechanischen Künsten aus. Es erlauben die Verhältnisse der Bewohner dieses Theils der neuen Welt noch nicht, daß sie sich der Pflege der Wissenschaften mit jenem Eifer und jenem Erfolge überlassen könnten, welche ein bereits auf einer hohen Stufe der Bevölkerung; des Reichthums und der Civilisation befindliches Volk bezeichnen und andeuten. Die noch minder beträchtlichen und allgemeiner, als in Europa, unter den verschiedenen Classen des Volkes vertheilten Reichthümer, der auf Landbau und Handlung zunächst hingerichtete Geist, das Bedürfniß und die leichte Gelegenheit, für die Zunahme seines Vermögens zu sorgen, dieß alles sind eben so viel Ursachen, welche die Verbreitung und die Fortschritte wissenschaftlicher Kenntnisse in einer noch neuen Staatsgesellschaft verzögern.

Es ist jedoch dieses Zögern mehr scheinbar als wirklich, und es darf dasselbe durchaus nicht mit jener Art Schläfrigkeit und Trägheit verwechselt werden, die bey einigen europäischen Völkern jetzt noch wahrgenommen wird. Die Geistesthätigkeit der Nordamerikaner ist nichts weniger als eingeschlummert, aber sie ist einstweilen auf die Befriedigung der dringendsten und wesentlichsten Bedürfnisse gerichtet. Ein seit kurzem erst organisirter Staat muß seine ersten Anstrengungen auf Gegenstände verwenden, welche auf eine unmittelbarere Weise sein Daseyn und seine gesellschaftlichen Verhältnisse sichern, und den Bedürfnissen seines Hauswesens, seines Landbaues und seines Gewerbfleißes entsprechen.

Aus diesen Ursachen muß man sich die neuen Entdeckungen und practischen Anwendungen erklären, die hauptsächlich im Fache der Mechanik beynahe täglich in den vereinten Staaten gemacht werden. Unter die ausgezeichnetsten Männer in dieser Hinsicht gehört Herr Robert Fulton, der in Frankreich durch den Aufenthalt, welchen er vor einigen Jahren in Paris machte, noch mehr aber durch sein System der Canäle mit abneigenden Flächen (à plans inclinés) und durch sein Schiff für die Schiffahrt unter Wasser bekannt ist. Die Modelle von beyden sind in Paris ausgestellt worden, und Hr. Fulton hat ein Werk herausgegeben, worin sein Canal-System zugleich mit den Ersparnissen und den übrigen Vortheilen desselben entwickelt werden. Sein Hauptzweck geht dahin, die Transporte in Bergländern, und wo der Mangel hinlänglichen Wassers den Canalbau nach ältern Grundsätzen nicht gestattet, zu erleichtern. Der Gedanke ist um so glücklicher, als die auf jenem Wege erhaltenen Wasserersparnisse nun zum Vortheil des Landbaus verwendet werden können. Hr. Fulton hat bewiesen, daß eine Tonne, deren Transportkosten auf den gewöhnlichen amerikanischen Straßen, bey einer Entfernung von dreyhundert Meilen, hundert Dollars betragen würden, auf den nach seinem System gebauten Canälen nur auf drey Dollars ansteigen können, in sofern die Schiffahrtsgebühren die nöthigen Unterhaltskosten der Canäle nicht übersteigen.

Eben dieser sinnreiche Mechaniker hat auch eine Maschine zu Verfertigung der Seile erfunden, die durchs Wasser getrieben wird. Sie kann in einem Zimmer von vierzig Quadratfuß aufgestellt werden; sie dient, mit Hülfe eines einzigen Arbeiters zu Verfertigung von Seilen und Ankertauen von jeder beliebigen Größe. Das Seil geht durchaus vollendet und in die Runde gerüstet aus der Maschine hervor, so daß es sogleich ins Magazin gebracht werden kann. Man verfertigt gegenwärtig zu Baltimore eine solche Maschine.

Hr. Fulton ist ferner der Erfinder einer Mühle *zum Sägen* und Poliren des Marmors, welche die Aufmunter*ungsgesellschaft* in London mit einer Medaille belohnt hat.

Endlich verdankt man ihm die Erfindung eines Schiffes, das, mittelst der Feuerpumpe der Hrn. Watt und Boulton, stromaufwärts fährt. Dieses Schiff, von hundert und fünfzig Fuß Länge und sechszehn Fuß Breite, ward zu Baltimore gebaut. Es wird durch zwey mit einander in Verbindung stehende und auf das Wasser wirkende Räder in Bewegung gesetzt. Diese schöne und bis auf den gegenwärtigen Augenblick von so zahlreichen Personen vergeblich gesuchte Entdeckung ist dem Herrn Fulton vollkommen gelungen. Um sich von den großen Vortheilen, die sie leisten wird, zu überzeugen, darf man nur wissen, daß dieses Schiff an Schnelligkeit den Mailcoach und alle andern Land-Diligencen übertrifft, und daß es auch schneller fährt, als alle auf dem Hudsonflusse zwischen Newyork und Albany befindlichen Schiffe oder Packet-boots.

Miscellen.

Bekanntlich hat die Homerische Stelle (Ilias. IX. 381). welche die Größe des ägyptischen Thebä's schildert:

> Hundert hat sie der Thor' und es ziehn zwey hundert aus jedem
> Rüstige Männer zum Streit, mit Rossen daher und Geschirren.

den Auslegern viel Kopfbrechens gemacht, besonders da sie sich für verpflichtet hielten, den Dichter gegen den Vorwurf einer poetischen Gasconade zu vertheidigen. Nun hat aber Herr Mongez kürzlich im Institut von Frankreich die Homerische Stelle gerettet. Nach Herrn Denon haben die Ruinen von Thebä zwey eine halbe Stunde (lieues) Durchmesser, also um ein fünf und zwanzigtheil mehr als Paris. Paris hat 52 Thore, oder Barrieren, und könnte deren leicht 100 haben, wenn es eine feste Stadt im Geiste der Alten wäre, da bey den Belagerungen das Meiste auf Ausfälle berechnet war. Die 20000 Streiter sind offenbar nicht zu viel für die Größe der Stadt, und ließen sich selbst bey einer Bevölkerung von bloß 100000 Menschen annehmen. — Merkwürdig ist, daß der französische Gelehrte immer von Pferden und Wagen in der Homerischen Stelle redet, und der deutsche Übersetzer nur von Rossen und Geschirren.

••••••••••••••••••••

Nur wenige Menschen möchten wohl so sterben, wie Lefert, Peters I. Liebling 1699. Als alles um ihn weinte, ließ er Trompeten und Pauken ins Zimmer kommen, und gab unter ihrem Getöse den Geist auf.

••••••••••••••••••••

Paris zählte im Jahre 1796, 215 Journale und Tagesblätter. Deutschland 199, die politischen Zeitungen abgerechnet.

••••••••••••••••••••

Peter der Große drohte Menzikoff, ihn zu Grunde zu richten. Nein, antwortete Menzikoff, das thust du nicht; denn würdest du wohl dein eignes Werk zerstören wollen? — Als Mirabeau im Begriffe stand, la Fayette, damahls Generalcommandant der Nationalgarden und Liebling des Pariser Volkes, anzuklagen, sagte ihm sein Freund Cabains: „Bedenken Sie seine Macht." Aber mein Kopf, antwortete Mirabeau, ist auch eine Macht.

••••••••••••••••••••

Franklin glaubte an den prophetischen Geist seiner Träume, und Schwammerdam verbrannte einen Theil seiner Mannscripte, weil er Gott durch die genaue Untersuchung seiner Werke zu beleidigen fürchtete.

Archiv
für
eographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch den 29. und Freytag den 31. Jänner 1812.

(13 und 14)

Der Edelknabe der Kaiserinn Kunigunde.

I.

Wie der Mond aus dunklen Wolken,
Kummerblickend niederscheinet,
Dort ein schönes Antlitz bleich
Schaut hervor aus schwarzem Schleyer.
Zu des Domes hohen Stufen
Barfuß auf den harten Steinen
Wandelt langsam schwere Schritte,
Von zwey Frauen nur begleitet,
Ach! die Kaiserinn, nicht würdig
Solche tiefe Schmach zu leiden!
Doch die, so mit Kron' und Zepter,
Mit des Reiches Edelsteinen
Auf dem Throne glorreich strahlend
Dennoch Demuth konnte zeigen,
Kann auch jetzt im Bußgewande
Nicht von schöner Hoheit scheiden.
Wer die Fürstinn Kunigunde
Sieht in diesem Glanz erscheinen,
Den der Unschuld helles Licht
Auf der reinen Stirn verbreitet,
Muß in freudevollem Staunen
Bannen jeden düstern Zweifel,
Der Gemahl nur, der am nächsten
Dieß Kleinod vertraut und eigen,
Der allein gibt es dem Feuer
Prüfend hin, der strenge Heinrich.
Stolz und herrlich er vom Saale
Jetzt die Stufen nieder steiget,
Tritt hervor, und findet alle
Seine treuen Diener weinen,
Die zu Rosse in dem Schloßhof
Seiner harr'n zur Jagd bereitet.
Finster wälzt er da die Augen,
Kehret um in dunklem Schweigen,
Und in strenger Furcht gefesselt
Wagt ihn anzureden keiner.
Viel Herzoge, viele Grafen
Brannten wohl in tapferm Eifer
Unterdrückter Wahrheit Ehre
Zu befreyn aus schnödem Zweifel,
Und in einem offnen Kampfe
Für die Kaiserinn zu streiten:
Doch die aufgezückten Schwerter
Gleiten abwärts in die Scheiden.

II.

Seht ihr dort das blüh'nde Antlitz,
In der zarten Jugend Farben
Freundlich schimmernd, hell umwölbet
Von den schönen goldnen Haaren?
In der Kaiserinn Gefolge
Dient seit früher Zeit der Knabe,
Und es hielt ihn treuer Liebe
Edle Neigung fest gebannet,
Daß er von der holden Herrinn
Nimmer wieder konnte lassen,
Alle seine Lebenstage
Ihr allein zu widmen dachte.
Darum, als des großen Kaisers
Glänzend werbende Gesandten
Die holdblühende Prinzessinn
Ihrem Herrn zur Braut gewannen,
Und in prächtige Galeeren
Mit der hohen Jungfrau traten,
War das fromme Kind getreulich
Ihr gefolgt aus Dänemarke,
Unverändert in dem Dienste
Der Gebietherinn verharrend,
Deren hohen Lichtglanz nimmer
Selbst der kaiserliche Nahme
Irgend zu erhöh'n vermochte
In den Augen ihres Knaben.
Seht, das holde Jugendantlitz
Sinket nieder schnell erblassend,
Und erhebet gleich sich wieder
Feurig mit hochrothen Wangen!
Auferweckt von innerm Rufe
Will er Ungeheures wagen,
Den nichtswürdigen Verleumder
Seiner Kaiserinn zu strafen,
Zu bestehen den versuchten
Starken Arm des wilden Grafen;
Dem will er die Schuld beweisen
Auf sein Herz mit scharfen Waffen.
Und so reitet frohbeherzt
Er hervor von seinem Platze,
Hält sein bäumend Roß dann plötzlich
Rasch gewendet vor dem Grafen,
Spricht: Ihr seyd nur ein Verleumder,
Schändlich habt ihr angetastet
Mit verruchten Lügenworten
Meiner Herrinn heil'gen Nahmen!
Mir im Herzen glüht ein Zeugniß,
Das will ich nun offenbaren,
Und aus Euren Todeswunden
Soll es sich Bewährung schaffen. —
Schon hat er es ausgeredet,
Alle ringsum stehn erstarret
In mitleidig stummer Rührung,
Scheu den Blick gewandt zum Grafen

Angstvoll die gewalt'gen Schläge
Seines wilden Zorns erwartend:
Doch der bleibet wie zerstreut
In tiefsinnige Gedanken,
Und die Arme fest verschränket,
Unbeweglich in dem Sattel.
Düster wirft er kalte Blicke
Auf den heitern Edelknaben,
Du? so fragt er ernst und schaurig,
Und der Muth ist ihm entfallen.

III.

Hoch von reichverzierter Bühne
Schaut der Kaiser bang hinunter
In die Volkumdrängten Schranken,
Wo die hellen Schwerter funkeln.
Und er wendet scheu die Augen
Seitwärts hin, wo Kunigunde
Vor dem Kreutze hingeworfen
Fleht aus tiefstem Herzensgrunde
Zu dem Himmel um Erbarmung,
Um Vergebung aller Schulden.
Da entscheidet sich der Kampf:
Aus drey tiefgeschlagnen Wunden
Strömen, zeugend für die Fürstinn,
Schwarzen Blutes Wogen sprudelnd.
Tausend rufen Heil und Segen,
Tausend rings aus einem Munde,
Dem siegreichen, jungen Helden,
Der den starken Feind bezwungen.
Blassen Angesichts, von Thränen
Seine Kinderaugen dunkel,
Sieht mit lieblich traur'gem Lächeln
Sich der Edelknab' umrungen,
Ach! und findet keine Stütze,
Daß er nur ein wenig ruhe!
Ihm zu schwer ist es zu halten,
Dieses Schwert, das er geschwungen,
Und aus seinen zarten Händen
Auf den Boden leis' entsunken.
Keiner denkt an zarte Pflege,
Keiner, wie er wohl ihm thue,
Alles tobt in wilder Freude
Huldigend allein dem Ruhme,
Ach! und unbemerkt erliegt er,
Seine Augen sich verdunkeln!
An des frohen Kaisers Seite
Tritt nun still in heil'ger Ruhe
Durch das jauchzende Getümmel
Zu dem Knaben Kunigunde,
Faßt ihn mit den weißen Händen,
Drückt ihn sanft an ihren Busen,
Seine goldnen Locken wallen
Lieblich ihren Arm hinunter,
Und sie streichelt ihm die Augen,
Die er aufschlägt, bald ermuntert,
Und sie beugt des Himmels Antlitz
Strahlend hin zu seinem Munde,
Und berührt die frischen Lippen
Innig mit liebreichem Kusse,
Spricht: du hast mich nicht verlassen,
Du, mein holder Knabe, wußtest
In der Unschuld deines Herzens
Von der meinen sichre Kunde!
Alles ist von mir gewichen
Was aufs Heiligste verbunden
Meinem Leben war, und tiefer
In das Herz mir sehen mußte;
Ob auch Kaiserinn, verlassen
War ich auf dem deutschen Grunde,
Und der Fremden blieb kein Tropfen
Zugewandt des deutschen Blutes!
Nur im eignen Volk, dem theuern,
Wird ein wahrer Freund gefunden,
Dem, wenn aller Schein entgegen,
Noch Vertrauen lebt im Blute;
Wohl aus Dänemark ja werden
Mußte dieser Leidensstunden
Hier nicht mehr gehofftes Ende,
Däne, mir durch deine Wunder!
Habe Dank, mein holder Knabe!
Habe Dank von Kunigunden,
Die dir lange theuer war,
Eh' noch Kaiserinn sie wurde,
Und die schon herabgestiegen
Wieder von des Thrones Stufen,
Nicht als Kaiserinn kann lohnen,
Nur als deine Kunigunde.
Diesen Ring will ich dir schenken,
Der mir ward von meiner Mutter,
Dir ein väterländisch Kleinod
Bleib' er treu in allen Stunden.
Ich ein ew'ges Lebewohl
Sage dir in diesem Kusse.
Meine Lebenszeit umhüllet
Fortan eines Klosters Dunkel;
Nicht vermag ich zu verweilen
Wo ich ward so schwer beschuldigt,
Aufgelöst ist mir allhier
Jeder Frieden, jede Ruhe,
Fremd sind Alle mir geworden
Allen fremd ist auch mein Busen,
Liebe starb da und Vertrauen,
Wo Beweise sie bedurften. —
Wie die Fürstinn solches redet
Da erschrickt in seinem Muthe
Kaiser Heinrich, und es sinket
Ihm das Herz in schweren Kummer;
Und kein Flehen, und kein Weinen,
Kein Verheißen, keiner Buße
Willig angetragne Sühne
Bleibt dem Kaiser unversuchet,
Doch umsonst! das Volk enteilet
In dumpftönendem Gemurmel,
Zu der Burg geht Heinrich traurend,
Und ins Kloster Kunigunde.

IV.

An dem schroffen Felsenhange,
Wo abstürzend wild erbrausen
Die empörten Waldgewässer,
Wo herabgesenket trauert
In dem kümmerlichen Boden
Strauchwerk, das nie wird zum Baume,
Welch ein dunkles Bild entfaltet
Dort sich ungewiß den Augen?
Langsam regt empor ein Knabe
Dort das Haupt mit irrem Schauen,
Springet auf von seinem Lager,
Steht gelehnt am Felsen aufrecht,
Und gefaltet beyde Hände,
Und gesenkt die Blicke traurend,
In die weiten Thäler fernhin
Ruft er so mit schwachem Laute:
Wohl ist alles noch wie gestern,
Blühend rings die schönen Gauen,

Lieblich dort mir gegenüber
Alle Hügel grün umlaubet,
Tag und Nacht die klaren Bäche,
Schon vom Frühling aufgethauet,
Von den Bergen in die Thäler
Unermüdet niederrauschen,
Und die helle, blaue Luft
Spielt in sanftem, warmen Hauche
Mit den Blüthen, mit den Blättern,
Mit dem Wasser, leise schaudernd;
Vögel, alles Harms entledigt,
Traulich ihre Nester bauen,
Und dem sonnenhellen Himmel
Fröhlichen Gesang vertrauen;
Alles ist wie gestern heute,
Freuden rings mit Freuden tauschen,
Und der Zeiten Wandelungen
Bergen sich in leisem Laufe:
Ich allein bin ihm entrissen,
Bin von dunkler Macht geraubet!
Aus der schützenden Umarmung
Hat mit wilden Schwunges Sausen
Die Natur mich losgelassen,
Mich verstossen in ein graues,
Ödes, hingewelktes Alter
Plötzlich aus der Jugend Auen.
Kunigunde, nimmer soll ich
In dein holdes Antlitz schauen!
Nimmer von dem Vaterlande
Hören dein liebkosend Plaudern,
Nimmer dir das Herz erfreuen
Mit den Liedern meiner Laute!
Nimmer des Bedarfes Sachen
Ordnen dir nach meinem Brauche!
Und doch lebst du noch und athmest,
Blickest noch mit deinen Augen,
Nur auf mich nicht! Lieder freundlich
Deinem Ohr vorüber rauschen,
Nur von mir nicht! Süße Reden
Du von blüh'nden Lippen hauchest,
Ach! zu mir nicht! auf den Fels
Will die Sonne gütig schauen,
Und die Blüth', in Sehnen sterbend,
Muß vergehen! diese Mauern
Schließen mich vom Leben aus
Noch bey meines Lebens Dauer,
Selbst des Möglichen ist mir
Jede Möglichkeit geraubet,
In dem lebenglüh'nden Herzen
Zucken kalte Todesschauer. —
Wie er dieses hat gesungen
Er vom Berge niedertaumelt,
Wilder Bach mit Felsensteinen
Wälzt ihn fort in weißem Schaume.

K. A. Varnhagen von Ense.

Freyherr von Görz, Freund Carls des Zwölften.

(Fortsetzung.)

So ergebe sich auf das hellste, daß der Regent und seine Linie von der Freundschaft oder Feindschaft des Königs von England für die Thronfolge in Frankreich wenig zu hoffen oder zu fürchten hätten. Derselbe strebe einzig dahin, das Haus Hannover vorzüglich auf Kosten Schwedens in Deutschland zu vergrößern, und täusche daher den Herzog von Orleans mit Trugbildern der Furcht und Hoffnung. Und diesen zu gefallen, wolle man die alten großen Maximen der französischen Regierung verlassen? den westphälischen Frieden zertrümmern? den theuern Bund der Freundschaft mit Schweden gering achten? Man solle doch nie vergessen, daß dieses zu Frankreichs Besten nichts mehr vollbringen könne, wenn es aus Deutschland einmahl verdrängt worden.*)

Um seinen Vorstellungen Eingang zu verschaffen, hatte Görz einen Briefwechsel mit verschiedenen der wichtigsten Männer des französischen Hofes angefangen. Er drang darauf, daß man von französischer Seite nur bestimmt erklären sollte, gegen wen sich Schweden zu Aufopferungen entschließen müsse, damit durch Frankreich der Frieden vermittelt werde. Gegen den Czaar mußten ohne Zweifel diese Aufopferungen geschehen, da er die mächtigsten Ansprüche darauf habe, billiger denke als der ganze übrige nordische Bund, und bey weitem der furchtbarste Feind Schwedens sey. Pflicht des französischen Hofes wäre es, die schwedischen Anerbiethungen bey dem Czaar geltend zu machen. Verlange jener aber, daß man Bremen und Verden an den König Georg abtreten solle, so handle er durchaus nicht wie eine befreundete Macht. Mit der größten Unanständigkeit wäre dieser König noch zuletzt unter den Feinden des schwedischen Helden aufgetreten.

Dennoch, sagte Görz, wolle man suchen, mit dem Hause Hannover ein gutes Verhältniß wieder herzustellen, wenn Frankreich darauf dringe, daß man sich zu demselben zuerst hinneigen solle. Er für seine Person bezeuge feyerlichst, daß der besondere Widerwillen, welchen er nicht ohne Grund wider den König von England trage, nimmermehr sein politisches Leben auf Abwege leiten solle.

Indessen wirkten die lebhaften Vorstellungen des Freyherrn so wenig, daß sich das französische Ministerium weigerte, einen Gesandten zur Friedensvermittelung an den Czaar zu schicken, unter dem Vorwande, daß man mit demselben zu wenig in einer engen Verbindung stehe. Selbst der französische Gesandte, welcher schon einige Jahre bey König Carl gewesen, ward abgerufen, und es fehlte nicht an Winken, daß Schweden zuerst eine Übereinkunft mit dem König von England treffen solle.

Als Görz ein solches Übergewicht der hannöverschen Partey zu Paris sah, beschloß er dieselbe durch seine Gegenwart zu bekämpfen. Auch hoffte er durch eine Reise nach Paris zu bewirken, daß er die Subsidiengelder, welche Schweden vermöge seiner Allianz noch von Frankreich ziehen sollte, wenigstens in Assignationen auf einmahl bekomme, eine Absicht, die für den gegenwärtigen Zustand der schwedischen Finanzen sehr bedeutend war.

Sie gelang ihm einigermaßen bey seiner Anwesenheit in Paris, indem er durch den dortigen schwedischen Gesandten, Freyherrn Erich von Sparre, die Nachricht bekam, daß der Herzog Regent den vorgelegten Plan zur Bezahlung der Subsidiengelder gänzlich genehmiget hätte. Allein der Cabale eben dieses Gesandten ward es zugeschrieben, daß Görz zu keiner Unterredung mit dem Herzog von Orleans und einigen der vornehmsten französischen Minister gelangen konnte. Kaum war er wieder von Pa-

*) Pro memoria, welches der Freyherr von Görz dem General Poniatowsky bey dessen Absendung nach Paris zugefertigt hat. S. 458 — 66.

tis abgereiset, indem seine Gegenwart im Haag höchst nothwendig wurde, so bekam er volle Gewißheit, wie hinterlistig Sparre und andere schwedische Gesandte an auswärtigen Höfen gegen ihn gesinnt waren. An jenen war sogleich die erste Zahlung der Subsidiengelder gescheh'n, aber einen Theil davon behielt er für rückständigen Gehalt, und das übrige ließ er dem Hofe von Cassel zukommen. Zugleich äußerte er, daß der König von Schweden keinen Frieden machen werde, so lange er noch Geld habe; fände er dieses nicht mehr, so würde er schon aufhören, die Waffen zu führen. Ferner gelang es einem andern Freyherrn von Sparre, der Gesandter zu Cassel war, den Landgrafen wider Görz aufzubringen; und wie dieser zu einem geheimen Zwecke Kriegsschiffe in Frankreich kaufen ließ; so erzählte der Gesandte zu Paris das Geheimniß an seiner Tafel.*)

Neue Vollmacht für Görz.

Görz hatte sein Leben hindurch schon zu viele Schwierigkeiten überwunden, als daß ihn das Betragen der schwedischen Gesandten in seinem Eifer für einen Frieden, der seinem König nicht zur Schande gereiche, hätte aufhalten können, und bald wurde die Hülle von dem Geheimniß weggezogen, durch welches Mittel, außer den bisher berührten Unterhandlungen, er seinen Zweck zu erreichen hoffte. Je umfassender nun aber seine Plane wurden, desto mehr lag ihm an dem Beyfall des Königs, und darum veranlaßte er eine neue königliche Vollmacht für den ganzen Umfang seiner Geschäfte. Auch in ihr ward er freylich noch als holsteinischer Beamter betrachtet, aber doch auch mit ausdrücklichen Worten zum bevollmächtigten Minister des schwedischen Hofes bestellt, nicht für einen bestimmten Ort, für eine besondere Unterhandlung, sondern für jede Gegend seines Aufenthaltes, und für jedes Geschäft, welches er im Nahmen der schwedischen Krone beginnen wolle. Carl versprach die kräftigste Genehmigung einer jeden Übereinkunft, die Görz treffen möchte; denn die Treue, den edlen Sinn und die Geistesschärfe dieses Mannes habe er sattsam erkannt.**)

Unerwarteter Schlag.

Mit einer so umfassenden Vollmacht versehen, und durch eine solche Urkunde der Liebe eines Königs, wie Carl der Zwölfte fast begeistert, glaubte Görz, durch das schon verloren gegebene Schweden noch das europäische System aus seinen Fugen heben zu können. Voll von diesem Gefühl reiste er im letzten Monathe des Jahrs, für welches er die Verwaltung der schwedischen Angelegenheiten übernommen hatte, von neuem nach Paris. Er blieb daselbst bis zum Februar 1717, und setzte nach allen Seiten hin die Friedensunterhandlungen durchaus so fort, wie sie eingeleitet waren. Kaum war er nach dem Haag zurückgekommen (17. Febr.), so besuchte er den kaiserlichen Minister, und unterhandelte wegen des Congresses zu Braunschweig. Aber jetzt erscholl die Nachricht, daß in einer Nacht plötzlich das Haus des Grafen von Gyllenborg, schwedischen Gesandten in London, von einer bewaffneten Macht umringt, und eine Stunde nachher der Gesandte auf Befehl der englischen Regierung gefangen genommen sey; daß man sich seiner sämmtlichen Papiere, selbst derjenigen, die in der Garderobe der Gräfinn verborgen gewesen, bemächtigt habe.

*) Görzens Ehrenrettung S. 149—64. Beylagen N. XII.

**) Nordberg II. S. 684. Plenipotentia pro libero Baróne à Goertz, dab Lundini Scanorum die 23. Octobris 1716. in Görzens Ehrenrettung S. 491.

Görz vernahm diese Nachricht mit der äußersten Bestürzung, und schon am zweyten Tage nach seiner Heimkehr wurden zwanzig Mann von der Fußgarde nach seiner Wohnung geführt, um auch ihn gefangen zu nehmen. Allein zwey Stunden vorher war er mit dem General Poniatowsky und seinem Sekretär nach Amsterdam abgegangen, vielleicht von dem Befehl seiner Gefangennehmung unterrichtet, vielleicht aus Vorsicht und banger Erwartung. Nur einen Bruder des Grafen von Gyllenborg fand man, und führte ihn ins Gefängniß, wo er so bewacht wurde, daß er mit niemanden reden, und nicht schreiben durfte. Er gehörte zur Gesandtschaft in London und hatte seit fünf Monathen England verlassen. Auf der letzten Reise nach Paris war er Begleiter des Freyherrn von Görz gewesen.

Glücklich kam dieser nach Amsterdam, und reiste allein mit seinem Bedienten weiter. Um Mitternacht fand er sich vor Arnheim und rief, daß ihm das Thor geöffnet würde; er sey ein Kaufmann und müßte schleunig nach Deutschland. Das Thor ward geöffnet; er eilte nach dem Posthause. Aber hier erreichte ihn ein Staatsbothe, welcher sogleich an den Burgemeister einen Brief des ersten Burgemeisters von Amsterdam übergab, worin die Bitte war, den Freyherrn von Görz gefangen zu nehmen. Der Rath ward zusammen berufen, und seinem Schluß gemäß wurde Görz gefangen genommen, unterdeß sein Bedienter veranstaltete, daß das Thor nach Deutschland hin ihnen geöffnet werde. Der Staatsbothe begab sich zur Bürgschaft seiner Sendung gleichfalls ins Gefängniß. Inzwischen war der Secretär des Freyherrn zu Amsterdam gefangen gesetzt. In dem Augenblicke, da Görz aus dieser Stadt abreisen wollte, waren Briefe seines Königs für ihn angekommen. Man bemächtigte sich der sämmtlichen schwedischen Papiere, welche sich hier vorfanden.*)

Woltmann.

Turgot als Beförderer des allgemeinen Maßes lange vor Einführung des Meters**).

Es ist eine große Idee, welche einsichtigen Männern, die hoch im Regimente einer großen Nation stehen, höchst würdig ist. ein allgemeines Maß und Gewicht ausfindig zu machen, dessen Grundlage in einem physikalischen Princip selbst beruhe, und daher als unveränderlich und allgemein gültig anerkannt werden muß.

Man ist in unsern Tagen dahin gelangt, durch Messung eines Meridianbogens und Annahme eines gewissen Stücks dieses Bogens den Meter auszumitteln, welcher für dieses allgemeine Maß nun angenommen ist. Wir haben ihn nun als das Resultat einer schönen, sehr interessanten, ja unendlich großen Arbeit, welche unsre Gelehrten, De Lambre, Mechain, Biot, und Arrago, ausgeführt haben.

Schon eine geraume Zeit vorher haben mehrere Gelehrte, unter welche auch Turgot gehört, darauf gedacht, ein anderes Mittel zu gleichem Zwecke vorzuschlagen, welches eine sichre natürliche Erscheinung (ein Factum der Natur) enthielte,

*) Lamberty memoires pour servir à l'histoire du XVIII siecle, t. X. p. 17. 18. 23 24. Nordberg II. 684.

**) Dieser Aufsatz ist ausgezogen aus einem Abschnitte des 9ten Bandes der Oeuvres de Turgot Paris 1810.

durch die Basis des allgemeinen Maß-Systems bestimmt wür-
, ein Mittel, welches mit weniger Schwierigkeit, mit gerin-
:n Kosten, und in kürzerer Zeit in's Reine gebracht und con-
tirt werden könnte. Dieses war

die Länge des Secunden-Pendels, bey einer bestimmten Pol-Höhe, namentlich bey der von 45 Graden; welche man als die mittlere zwischen dem Nord-Pol und dem Äquator annehmen wollte.

Man setzte nur noch dabey genaue Beobachtungen und Ver-
:ichung am Stande des Meeres, und bey einer hinlängli-
:n Entfernung von Bergen, voraus, damit nicht deren Anzie-
ngen Störungen in der Schwere verursachen, und in die Be-
mmung der Pendel-Länge Unrichtigkeiten bringen möchte.

Die große Gradmessung, welche man diesem Mittel vorge-
gen hat, hat freylich Einiges voraus, was man nicht wohl in
›rede stellen kann, und hat eigene Vortheile gewährt: 1) Man
t damit eine große geodätische und geographische Operation
ısgeführt, welche sonst wohl nicht zu Stande gekommen wäre.
Man hat dadurch unsre Kenntnisse über die sphäroidische Fi-
ır der Erde erweitert; und auch das, was wir bereits davon
wußt haben, ist schön dadurch bestätigt worden. 3) Jeder Be-
ẓer eines Landes, oder Landstückes kann nun, wenn er den Cal-
ıl nicht scheut, mit großer Genauigkeit das Bogenstück der Er-
 ausrechnen, welches ihm zugehört, und also aussprechen, der
ievielste Theil des Erdballs sein Eigenthum sey.

Turgot gab der Bestimmung der erwähnten Pendel-Län-
: (für den 45sten Grad) den Vorzug, weil er bedachte, daß die-
 Bestimmung viel leichter zu erhalten sey, und Zeit und Geld
ımit gewonnen würden. — Betrachtungen, welche (vor allem)
nem Finanz-Minister die Erwählung dieses Wegs empfehlen
ußten. Was Turgot wirklich hierbey unternommen hat, um
ıs vorgesetzte Ziel zu erreichen, wird am deutlichsten aus fol-
nden Original-Briefen erhellen, welche wir hier mittheilen
erden:

urgots Brief an Messier, den Akademiker und Astronomen bey'm Seewesen.

(Den 3. October 1775.)

Sie werden bereits vom Herrn v. Condorcet erfahren
aben, daß ich darauf ausgehe, die Länge des Secunden-Pen-
:ls durch recht genaue Beobachtungen scharf bestimmen zu las-
:n, damit man sich desselben zu einem allgemeinen Muster-Maß
edienen könne, auf welches alle andere zurückgeführt würden.
Beil aber in verschiedenen geographischen Breiten die Rotation
er Erde verschieden ist, also auch die Schwere sich mit der Ab-
‹eichung, und demnach auch die Länge des Pendels, der in ei-
er Zeit gleiche Schwingungen machen soll, sich ändert, so muß
ıan sich wohl entschließen, den Pendel einer bestimmten geo-
raphischen Breite auszuwählen, um ein solches Regulativ-Maß
ı erhalten. Es ist aber kein Grund vorhanden, daß man irgend
inem den Vorzug vor dem Secunden-Pendel, welcher dem 45sten
Grad der Breite zugehört, gebe. Eine Menge Gründe sprechen
agegen für diese Wahl; vorzüglich die Betrachtung, daß die
Breite dieses Grads in der Mitte der Länder liegt, wo Künste
nd Wissenschaften blühen, und daß es eben dadurch leicht wird,
on der bestimmten Länge, welche man hierbey im Auge hat, auf
ielfache Art gewiß zu werden. Wir insbesondre haben noch den
Vortheil, daß dieser Parallel-Streifen durch ganz Frankreich
reicht, und sehr nahe bey Bordeaux vorbeyzieht. Das Land
zunächst um diese Stadt, besonders (an der Garonne) im Be-
zirke Medoc, ist wenig über die Meeresfläche erhöht, und von
allen hohen Bergen weit genug entfernt, so daß keine Störun-
gen der Schwere zu befürchten sind. Diese günstige Lage sollte
daher, meiner Meinung nach, benutzt werden, und ich bin deß-
halb zu dem Entschlusse gekommen, einen Astronomen zu bitten,
daß er sich in diese Gegend verfügen, und die nöthigen Beobach-
tungen daselbst anstellen möge, um die Länge des Pendels ge-
nau zu erhalten. — Ich habe aber keinen Gelehrten ausersehen
zu können geglaubt, welcher die Kenntnisse, den Eifer für die
Wissenschaft und das Beobachtungs-Talent, so wie Sie, in sich
vereinigte. Herr v. Condorcet hat mir auch bereits geäußert,
daß Sie sich nicht weigern würden, diese Reise zu unternehmen.
Herr v. Sartines ist ebenfalls schon in Kenntniß davon ge-
setzt, und er will Ihnen die Vollmacht dazu ausstellen, wird
Ihnen auch wohl noch andere Aufträge in jene Gegenden er-
theilen.

Ich lege diesem Briefe den Entwurf einer Instruction
bey, welchem Sie alles beyfügen mögen, was Ihnen eigenes
Nachdenken noch an die Hand geben dürfte, was immer nur
zweckmäßig seyn mag, daß das vorgesetzte Ziel sicher erreicht
werde. Ich würde Ihnen vielen Dank wissen, wenn Sie sich
beeilen wollten, die Reise recht bald vorzunehmen, und auch die
nöthigen Instrumente schleunig anzuschaffen. Braucht es etwa
eine besondere Vorkehrung noch, daß Sie den Pendel des Herrn
Abbé Chappe erhalten und mit sich nehmen dürfen, so geben
Sie mir nur hiervon Nachricht. — Ich füge auch noch einen Brief
an den Herrn Intendanten zu Bordeaux bey, damit er Ihnen
alle Bequemlichkeiten verschaffe, Ihr Geschäft ohne Hindernisse
auszuführen. Wenn Sie einen Geldvorschuß nöthig haben, zu
Besorgung der Instrumente, oder zu Reisekosten, so wenden Sie
sich deßhalb nur an Herrn v. Vaines; er ist bereits von dem
Nöthigen in Kenntniß gesetzt. — Lassen Sie mich es wissen, wann
Sie abreisen können! Ich bin 2c.

Turgot.

Ein Brief an den Seeminister Herrn v. Sartines (von
Turgot) erklärt diesem kurz den an Messier gemachten
Vorschlag. Von Sartines wird um seine Genehmigung an-
gegangen, mit der Bitte, daß die Expedition der Instructionen
doch beschleunigt werden möchte, damit die gute Jahreszeit nicht
verstreiche.

(Dat. 4. Oct. 1775.)

An eben diesem Tag schrieb Turgot an Herrn v. Clu-
gny, Intendanten von Bourdeaux, was im Werk sey. Er er-
klärt ihm hierbey die Absicht der Unternehmung beynahe mit den-
selben Worten, welche der Brief an Messier im Eingang ent-
hält, und ersucht ihn, den Astronomen, wenn er in Bourdeaux
anlangen würde, in Allem zu unterstützen, was nur den Zweck
seiner Sendung zu begünstigen dienlich seyn möge. —

Die von Turgot und Condorcet gemeinschaftlich ent-
worfene Instruction ist ebenfalls noch vorhanden. Sie zeugt von
ausnehmend feinen Einsichten, und enthält Vorsichts-Maßregeln
von ausgesuchter Genauigkeit.

Der Präsident v. Saron und Lavoisier liehen auch ei-
nige Instrumente trefflicher Art her.

Der Kunstarbeiter Lennel erhielt Auftrag, einen Silber-
Streifen mit ganz feinen und scharfen Eintheilungen zuverse-
hen, und noch zwey sehr genaue Wasserwagen zu verfertigen. —

Aber unvermuthet legte sich ein widriges Hinderniß in den Weg, daß Messier nicht sogleich abreisen konnte. Man hatte darauf gezählt, man würde den vortrefflichen Pendel sogleich haben können, welchen der bekannte Ferdinand Berthoud für den Abbé Chappe, zu dessen gelehrter Reise, ehedem gefertigt hatte, und welcher auf dem Observatorium hing. Dieser Pendel war nicht im Gang; aber man hoffte, es brauchte nur eine leichte Reinigung, um ihn wieder herzustellen. Dieses fand sich nun leider! ganz anders. Der Pendel hatte durch einen wiederhohlten Fall (nach dem Tode des Abbé) Schaden gelitten; er war einmahl gar in die See gefallen. Ein Uhrmacher hatte ihn schlecht wieder hergestellt; einige Stücke waren eingesetzt, einige hatte der Rost übel angegriffen; — kurz, man mußte ihn umarbeiten!

Wir hatten damahls keine reiche, mit Vorarbeiten und ganz vorzüglichen Werkzeugen versehene Künstler und Uhrmacher in Frankreich, welche freylich vorhanden hätten seyn sollen! — wenigstens waren sie nicht reichlich mit vollkommenen Instrumenten versehen, um schnell in diesem Fache zu gewähren, was man suchte. Ferdinand Berthoud brauchte 6 Monathe, um eine andere Pendeluhr fertig zu machen, welche der ältern gleich kam.

Während dieser Zeit fiel Turgot in Ungnade; und die ganze Unternehmung, die Länge des Secunden-Pendels für den 45sten Grad der Breite zu bestimmen, wurde aufgegeben, noch ehe Messier seine Reise vornehmen konnte.

Diesem gelehrten Akademiker verdanken wir die Mittheilung der erwähnten Briefe Turgots. Man weiß gewöhnlich gar nicht, wie viel der Sturz eines großen Mannes, der auf einer hohen Stelle stand, auf sich hat. Tausend widrige Folgen, welche neben den allgemein bekannten statt finden, ahnet man meistens durchaus nicht, und erfährt nichts von ihnen. Wäre Turgot noch sechs Monathe länger Minister geblieben, so würde das metrische System schon vor 30 Jahren festgestellt worden seyn, und der Vortheil davon wäre wohl gleich groß gewesen. Der Meter würde zwar etwas kürzer ausgefallen seyn, nämlich ungefähr 3 alt Pariser Schuh und 8 Linien, oder 440 Paris. Linien mit einem kleinen Überschusse, da der neue jetzt legale Meter 443, 295 solche Linien ausmacht, also 3 Linien ungefähr länger ist.

Nähme man den freylich nicht wohl zu befürchtenden Fall an, daß eine Reihe widriger Ereignisse und großer tragischer Begebenheiten alle unsre Monumente zerstörte, und das gebildete Europa in die Barbarey zurück versenkte, — so würde es allerdings bey einer neuen Wiederauflebung der Wissenschaften, die Länge des Secunden-Pendels für den 45sten Grad der Breite wieder eben so zu finden, und zu bestimmen, gar viel leichter werden, und um viel weniger Zeit brauchen, als das Geschäft der großen Operation, welche die Messung eines großen Bogens von 10 bis 11 Graden, oder auch nur von 5 Graden des Erd-Meridians erfordert.

* * *

Zusatz
des Übersetzers (zur Erläuterung des Obigen.)

Die ganz genaue Bestimmung der Länge des einfachen Secunden-Pendels hat doch ihre eignen Schwierigkeiten, wenn auch sehr scharfe Beobachtungen an einem Orte von mehrern Gelehrten angestellt werden. Darüber hat sich Kästner in seiner höhern Mechanik (Neue Aufl. S. 345.) mit Anführung der verschiedenen Angaben für die Pariser Polhöhe näher herausgelassen. Die Bestimmungen fielen für die Pendellänge von 440,56 — auf 440,67 Pariser Linien aus, nach den Berechnungen der Gelehrten bis gegen das J. 1793. Nach den neuern Erörterungen von La Place wird jetzt nach Formeln gerechnet, welche auf guten Fundamenten beruhen, und sehr geprüft sind. Nach diesen fällt die Länge des einfachen Secunden-Pendels für einen Ort der Breite von 45 Gr. auf 440,399 alt Pariser Linien; für die Breite von Paris selbst, (welche = 48 Gr. 50 Min. gesetzt wird) auf 440 559 eben solcher Linien. Eine ähnliche Rechnung gibt für Stuttgart, insofern die Breite hier 48° 46½ Min. gesetzt wird, die Länge des Secunden-Pendels = 440,556 Paris. Lin. oder in Würtemb. Längen Maß, 34,93 Decimal-Zolle, d. h. 3 Schuh, 4 Zoll, 93/10 Linien Würtemb. Decimalmaß.

In Deutschland selbst ließen sich übrigens unmittelbare Beobachtungen der Pendel-Länge für die Breite von 45 Gr. nicht mehr außer an den Gränzen von Krain und Tyrol, anstellen, und auch hier nicht mehr ganz befriedigend. Denn die Breite von Triest und Trient wird = 45 Gr. 43 Min. angenommen. Selbst Piacenza hat noch eine Polhöhe, welche bey 3 Min. über 45 Gr. reicht. Bologna hat 44½ Gr. sehr nahe hin; woraus man abnehmen kann, wohin der Parallel-Kreis für 45 Gr. fallen würde.

Unfug durch Straßenräuber im ehmahligen Kirchenstaat, und Maßregeln der Regierung dagegen.

Rom den 12. Nov. 1811.

Während man gehofft hatte, daß die Strenge der Justiz, die besonders gegen Räuber aller Art ausgeübt, durch die Guillotine, durch Füsillationen und durch Verurtheilung zu vieljährigen Kettenstrafen, den häufigen Vorfällen dieser Art Einhalt thun würden; während dessen scheint dennoch die Zahl jener Halbwilden, die schon seit geraumer Zeit die öffentlichen Straßen beunruhigten, oder sonstigen Unfug ausübten, so wie ihre Verwegenheit sich nur vermehrt zu haben. Erst vor Kurzem wurden auf der Straße von Neapel auf's Neue ein Wagen mit Reisenden ausgeplündert, und selbst Couriere angefallen und verwundet. Ein ähnliches Schicksal haben andre Reisende auf der Seite gegen Florenz, unweit von dem Posthause der Storta, erfahren. — In mehrern Bergorten an der berüchtigten Bergkette von dem Wege der Fajuola an, bis nach Molo di Gaeta und Sessa, wagten sich die Leute kaum hinaus, um die Weinlese zu machen. Wohlhabende, oder auch nur etwas bemittelte Personen sind in Gefahr als Geißel fortgeführt zu werden, bis sie sich loskaufen; Weibspersonen, besonders junge Mädchen, werden mit Gewalt fortgeschleppt, und wer jenem Gesindel als ein Feind oder Gegner in die Hände fällt, hat die schrecklichsten Grausamkeiten zu erwarten. Bloß den Armen thun gedachte Räuber nichts, um unter diesen immer und überall Freunde und Unterhändler zu finden.

Einer der auffallendsten Vorfälle ereignete sich in den ersten Tagen des Novembers in der Gegend von Velletri, obgleich an diesem Orte einer Präfectur und einer ansehnlichen Bürgermiliz auch fast immer eine, verhältnißmäßig stärkere, Anzahl von

d'armes und den jetzigen Sbirri, Guardia campestre ge-
t, sich befinden, als in andern Landstädten.

Eine der bemitteltsten Personen jenes Orts, Nahmens Gra-
war begleitet von einem seiner Leute zu einer angesehenen
rey oder Besitzung geritten, und im Begriffe nach Hause zu
. Gedachte Meyerey Tenuta liegt zwischen Cisterna und

Auf dem Rückwege wurde der ebengenannte Mann von
starken Trupp von Räubern angefallen, die ihn mit ihnen
hen nöthigten, (ihre vereinte Zahl wurde auf 40 Personen
geben, abgerechnet von der ganzen Masse, die sich unfehl-
uf Hunderte von Individuen beläuft.) Man forderte sogleich
em Gefangenen dreytausend Scudi, und als geheimer Bo-
urde der Landmann, den man mit ergriffen hatte, nach
tri an die Familie des Grazioli gesandt. Entweder war nicht
les vorräthige bare Geld auf der Stelle vorhanden, oder
chte die Familie hoffen, mit einer geringern Summe abzu-
ten, genug, man sandte 1500 Thaler in den Wald; allein
äuber ließen nichts von ihrer Forderung ab, ja, da auf ei-
nzeige, die der Regierung hatte gemacht werden müssen,
re deutsche Soldaten und Bürgermiliz (civica) in den Wald
gesandt worden, verlor sich alle Nachricht von dem Un-
ichen, und Jedermann fürchtete für sein Leben. Wirklich
es in dem Walde zu einer Art von Treffen gekommen, wo-
mehrere Personen von beyden Theilen verwundet oder gar
tet wurden, aber die Sache entschied nichts; denn die Räu-
atten sich nun nur tiefer in den Wald oder aufs Gebirge
en. Indessen gab sich die Familie alle ersinnliche Mühe,
r zu einer Nachricht von dem geraubten Vater zu gelan-
Die genommenen Maßregeln blieben nicht ohne Erfolg; es
en aber andre zweytausend Thaler herbeygeschafft werden,
ß die ganze Sache mit allen Nebenunkosten auf einen Be-
on 4000 Thalern berechnet wird. —

Von dem endlich Befreyten erfuhr man, welche Beschwer-
und welche Angst er in den Tagen und Nächten seiner Ge-
nschaft habe ausstehen müssen. Unter anderm hatte man
n einen Baum gebunden und niederzustechen gedroht, dafern
icht auf der Stelle die bündigsten Befehle wegen Herbey-
ung des Geldes nach Hause schreiben wolle. —

Die größere Anzahl dieser Räuberbanden besteht aus Nea-
nern, so wie auch die neapolitanische Grenze ihr eigentli-
Aufenthalt ist. Wie man versichert, sind es oft sehr geringe
hen, welche von Zeit zu Zeit die Zahl der Räuber vermeh-
Von jeher z. B. fielen, zumahl des Sonntags, in den
shäusern Händel vor; ehmahls wurde die Sache auf irgend
Art unter den Leuten selbst beygelegt oder ausgemacht; jetzt
gen müssen sie vor dem Gericht des Orts oder gar in die
ta d. i. vor irgend einem Tribunal in Rom oder Neapel
inen, und die bloße Furcht vor diesem Nahmen, und dem
nden Unbekannten trieb den Angeklagten dem Walde zu.
denjenigen, die wirkliche Verbrechen begingen, oder sich dem
rsam eines Staatsgesetzes entzogen, ließ es sich im voraus
ten, daß sie jenen Weg einschlagen, der ihnen bekannt ist,
mmerhin für ein verwildertes Volk eine lockende Seite hat,
l, da es immer heißt: den Räubern fehle nichts — hanno
i e mangiano e bevono bene! — sie haben Geld und es-
nd trinken gut!

Nicht aber ein jeder Flüchtling wird von den Räubern auf-
nmen. Sie wollen nur starke, gewandte, verwegene Leute.

Man erzählt von vielen Beyspielen, in denen sich Räuber
mit Sbirri oder auch mit Soldaten schlugen, und wahrhaft
furchtbar machen. Unter andern wurde ein berüchtigter Kerl von
sieben Sbirri umgangen. Er tödtete ihrer drey, eh' er der Über-
macht weichend sich gefangen gab. Das geschah aber so. Er stell-
te sich an einen Baum und rief einem der Sbirri, der den Über-
nahmen Policinello führte. Dieser soll mich binden: voglio che
mi leghi questo. Als dieser sich nahte, empfing er von dem Räu-
ber einen Schuß aus einer versteckt gehaltenen Sackpistole. Dann
erst wurde er gebunden.

Die Regierung hat schon seit langer Zeit die ernstesten Be-
fehle ergehen lassen gegen Alle, die mit den Briganten in das ge-
ringste Verkehr treten würden, und es sind in sehr verschiede-
nen Gegenden unzählige verdächtige Personen verhaftet, zu Stra-
fen verurtheilt oder gar hingerichtet worden. Gewöhnlich geschah
dieß Letzte in Rom. Nach einem neuen oder vielmehr erneuerten
Befehle sollen künftig alle Hinrichtungen an denjenigen Orten
geschehen, wo die Verbrechen begangen worden sind.

Im Monathe September wurden auf der Straße von Ter-
razina ein Paar Landleute aus der Gegend fusillirt, von denen
es hieß, daß sie den Räubern Unterschleif gegeben hatten.

Ein noch bedeutenderes Beyspiel fand im October statt,
indem in dem Orte Arsoli, hinter Tivoli, eine ganze und zwar
bemittelte Familie gleichsam ausgelöscht wurde, weil in jenem
Hause die Briganten einen freyen Zufluchtsort gehabt, oder gar
thätige Theilnahme gefunden hatten. Mehr als hundert Zeugen
hatten bey dem Verhöre gegen die Angeklagten ausgesagt. Die
ganze Familie, bestehend aus dem Vater, der Mutter und drey
Kindern, wurde nach der Verurtheilung in Rom auf einem Kar-
ren öffentlich umhergefahren, von lärmenden Trommeln und et-
wa 200 Soldaten begleitet. So ging der Zug fort nach Arsoli,
wo der Vater und die Mutter hingerichtet wurden. Die Kinder
waren für 6 Jahre verurtheilt, in dem Correctionshause Sanct
Michele in Rom zu bleiben. — Dieses Straf-Exempel hat un-
glaubliche Sensation unter den Landleuten jener Gegend ge-
macht; aber, da es überall viel Elend gibt, so reicht die Furcht
vor der Strafe allein selten lange hin, die Leute im Zaum zu
halten.

Daß bey diesen Umständen der Verdienst für die Veturine
schlecht ist, läßt sich leicht erachten, indem ohne dringende Noth-
wendigkeit sich Niemand leicht auf eine Reise begibt. Dieß gilt
insonderheit von der Straße nach Neapel. — Daher ist, wie man
vernimmt, in Neapel ein Polizey-Befehl ergangen, laut wel-
chem die Vetturine nicht eher abreisen dürfen, als bis eine An-
zahl von wenigstens zwölf oder fünfzehn Wagen beysammen ist.
Diese sollen alsdann von zwölf Gensd'armes oder Dragonern
begleitet werden.

Ohne Zweifel wird man es bey den bisher genommenen
Maßregeln nicht bewenden lassen, um die öffentliche Sicherheit
herzustellen. — Am 10ten November ging aus Rom ein Corps
von etwa dreyhundert Mann ab, wie es hieß nach Suzza, um
von dort aus in Verbindung mit andern Landtruppen gegen die
Briganten zu agiren.

Seltsamer Tod eines Räubers durch eine Frau aus Genazzano.

Dieser Frau oder Wittwe war durch Versehen ihr einziger Sohn zur Conscription gerufen worden. Sie beklagte sich bey'm Maire, und um ihrer Sache sicher zu seyn, begab sie sich auf den Weg nach Rom. Sie hatte sich zu dem Ende mit so vielem Gelde versehen, als sie auftreiben konnte, — es waren etwa 40 Scudi. — Auf der Straße stieß ein Mann zu ihr, der dem Vorgeben nach auch nach Rom ging, und das Ansehen eines ordentlichen Mannes (Galantuomo) hatte. — Er erkundigte sich bey ihr, weßhalb sie so allein nach Rom gehe, und als sie ihm den Grund angab, bezeugte er ihr sein Mitleid, indem er sagte, daß sie nichts bewirken könne, weil, um etwas der Art auszurichten, Geld erfordert würde. Die Frau antwortete treuherzig: sie habe wohl daran gedacht und sich nach ihren Kräften mit etwas Wenigem versehen. Nun lobte der Mann ihr Vorhaben, und erboth sich, da er in Rom viele Bekanntschaft habe, ihr mit Rath und That behülflich zu seyn. — Unter dem Vorwande, einen abkürzenden Weg einzuschlagen, gelang es dem angeblichen Dienstfertigen, die Frau von der Hauptstraße zu locken, und sobald er sich in Sicherheit glaubte, redete er sie auf folgende Weise an: Wenige Worte! ich brauche das Geld, das ihr bey euch habt: gebt es her ohne Laut oder Widerrede, sonst seyd ihr des Todes. — Die erschrockene Frau suchte mit zitternder Hand den Beutel, der ihr, indem sie ihn hervorzog, auf die Erde fiel. — Der Räuber bückte sich, das Geld, von dem einige Stücke sich auf den Boden verstreut hatten, aufzuheben. — In diesem Augenblick gab die Verzweiflung dieser Frau ihre einzige Waffe, ihre silberne Haarnadel, in die Hand. Sie schwang und stieß diese mit solcher Gewalt in den Nacken des Räubers, daß dieser zur Erde stürzte, ohne sich wieder aufrichten zu können. Die Frau eilte nun wieder der Straße zu, und wurde wegen ihres zerstörten Anblicks von vorüberziehenden Gensd'armen angehalten. Sie sagte, sie habe einen getödtet, der sie habe ausrauben wollen, und als sie mit dem Militär zu der Stelle kehrte, wo die Sache vorgefallen war, fand man den Räuber wirklich todt. Die Legitimation der Frau war sogleich erwiesen, indem jener Räuber Todeswaffen aller Art unter seinen Kleidern hatte. — Die Frau erreichte in Rom nicht nur ihren Zweck, sondern obendrein eine ansehnliche Belohnung.

Erlaubte Geisterbeschwörung.

Von Saul's Zeiten an (vor welchem sich eben deßwegen die Hexe zu Endor anfänglich nicht mit ihren Künsten produciren wollte), bis auf unsere Tage herab, gelten Geisterbeschwörer immer für verdächtige und gefährliche Leute. Wer aber eine ganz unschuldige, der Aufmunterung vielmehr als der Verfolgung würdige Art von Geisterbeschwören kennen lernen will, findet sie bey Bacon de augmentis scientiarum, l. 2. c. 4., wo er ein treffliches Ideal einer allgemeinen Literärgeschichte entwirft, und dabey angibt, wie die Bearbeiter derselben zu Werke gehen müssen, damit, dieß sind seine Worte „der literarische Genius eines jeden Zeitalters, wie durch eine Art von Beschwörung, von den Todten erweckt werde."

Übrigens kam bisher der ehrwürdige Schatten *des unsterblichen Mannes*, von welchem diese Idee einer *literarischen* Geisterbeschwörung herrührt, nur selten in den Fall, mit Samuel fragen zu müssen: „Warum hast du mich unruhig gemacht, daß du mich heraufbringen lässest?" Seine Gedanken benützten von jeher viele gar fleißig: aber ihn selbst, durch Nennung seines Nahmens und Nachweisung seiner Schriften, den Lesern vorzustellen — fanden die meisten unnöthig. „Bacon ist, wie Morgenstern sagt, einer von den großen Schriftstellern, welche die Klugen brauchen und verschweigen, *die* Besten dankbar nennen."

Anzeige.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 3. und Mittwoch den 5. Februar 1812.

(15 und 16)

Der Schuß aus der Feldschlange.

Prospero Colonna, Feldherr,
  Du, dem heitern Ruhm verbunden,
Du, Italiens starke Säule,
  Brechend fremder Heere Fluthen,
Wie, daß dir um's edle Antlitz
  Wolken ziehn, so fremd und dunkel?
Ungewohnt sind solche Güsse
  Deiner Stirn und deinem Muthe. —
Wißt, von Mailands festem Schloßthurm
  Schlug die Uhr ihm trübe Stunde,
Als er aus des kecken Franzen
  Hand die Burg zu ziehn versuchte,
Ja, sie rückzog, der Gewalt'ge,
  Wie auch ihre Zelter schlugen
Rings umher die Schaaren Lautrec's
  Zu der Burgbesatzung Schutze,
Daß Colonna, der Belag'rer,
  Selbst belagert stand umschlungen.
Dazumahls ritt er eines Morgens
  (Hätt' ihn Krankheit doch gebunden
An dem einen Unglücksmorgen,
  Ihm zu retten Heil und Ruhe)!
Ritt hinaus zur Feldesseite,
  Umzuschaun mit Blicken munter,
Auf die Weise guter Feldherrn,
  Was der Feind wohl denk' und suche?
Und er sah, wie auf dem Anger
  Vor den Zeltern hell im bunten
Kriegskleid, und im blanken Harnisch
  Viel der lust'gen Franzen stunden,
Hohe Führer ihres Heeres,
  Und des Adels reiche Jugend.
Und die Constabler Colonna's
  Sandten von der hohen Brustwehr
Nach dem fremden Feind hinüber
  Aus Feldschlangen manche Kugel.
Doch die Kugeln zischten, flogen,
  Bloß den frischen Rasen furchend,
Wirkungslos den fremden Kriegern
  Nur den stolzen Muth erlust'gend.
Unzufrieden schaut Colonna
  Auf die Constabler herunter:
„Das eu'r Wissen? das eu'r Scharfblick?
  Schlagt ihr so dem Feinde Wunden?
Wunden schlagt ihr uns, ihr Thoren,
  Jene dort zum Krieg ermunternd,
Selbst rechtfertigend ihr Prahlen
  Mit dem vielfach irren Schusse." —
Sagt's, und steigt herab vom Rosse,
  Ladet wohlgemeßnen Pulvers
Selbst in der Feldschlange Mündung,
  Setzt dann sorgsam auf die Kugel.
„Seht ihr jenen stolzen Ritter,
  In dem goldnen Harnisch funkelnd,
Auf dem Haupt den rauhen Helmbusch,
  Wehend in der Lüfte Zuge?
Den, Constabler, den erleg' ich,
  Geb' dem Feinde Furcht, euch Muster."
Und er richtet, richtet achtsam,
  Scharf mit scharfem Auge lugend,
Tritt zurück dann. — „Nun Constabler,
  Hau nur auf mit deiner Lunte;"
Blitz und Schlag bricht los. — Der goldne
  Harnisch rollt auf blut'gem Grunde,
Und im Lager wird ein Zulauf,
  Hört man lautbedauernd Rufen,
Während ob Colonna's Kunst
  Preisend die Constabler jubeln.
Ein Trompeter von den Feinden
  Kam da zu der hohen Brustwehr,
Blies, und rief von fern herüber:
  „Zeigt mir euren kriegesmuth'gen
Feldherrn, Prospero Colonna,
  Zu ihm sendet trüben Grußes
Lautrec mich aus seinem Lager." —
  „Wohl, Trompeter, gieb die Kunde.
Selbst hier steh' ich auf dem Walle,
  Bin Colonna, den du suchest." —
„Herr, seht ihr den goldnen Harnisch
  Dort auf grünem Plan im Blute?
Drinn ist eures Neffen Leichnam,
  Mark-Antonio's, des vieljungen
Kriegesmannes, des vielreichen
  An jedweder Rittertugend.
Treu den Lilienblüh'nden Fahnen
  Focht er stets mit frohem Muthe,
War des ganzen Heeres Liebling,
  Hoch in meines Königs Gunsten.
Du auch selbst, in deinem Abfall,
  Hielt'st wohl dem dich noch verbunden.
Wie auch er im jungen Herzen
  Dein erhabnes Bildniß truge.
Weh dem allzu kunstgeübten
  Constabler! mit bill'gem Fluche
Muß ihn Freund und Feind belasten,
  Ob so unheilvollem Schusse!" —
Still blieb Prospero Colonna,
  Nicht ein Wort entfuhr dem Munde,
Doch seitdem schaut ihr den Feldherrn
  Stets gehüllt in eignes Dunkel.

de la Motte Fouqué.

Preisfragen der gelehrten Gesellschaften des französischen Reichs, auf das Jahr 1812.

1. Die Teylersche Gesellschaft in Harlem fragt auf den 1. Aprill 1812, gegen einen Preis von 400 holländischen Gulden:

Welche Ursachen können die lange Dauer des chinesischen Reiches erklären, die nach den einsichtsvollen und gemäßigten Berechnungen des Herrn Guignes eine in der Geschichte der Welt ganz eigene Erscheinung ist?

Und ferner auf gleiche Zeit verlangt sie:

Durch neue und durch Vergleichung der schon gemachten Beobachtungen soll ausgemittelt werden, was von den Lehren über die Pflanzenorganisation und insbesondere über die Structur und Verrichtungen der Gefäße der Pflanzen unzweifelhaft und gewiß sey; es soll zugleich angegeben werden, was hingegen zweifelhaft bleibt, und es sollen endlich die Verfahrungsweisen bezeichnet werden, durch die man über alle diese Gegenstände neues Licht erhalten könnte.

2. Die Gesellschaft der Wissenschaften und Künste zu Besançon will am 14. Aug. 1812 dem Verfasser der besten historischen Denkschrift auf den Abbé Millot eine Medaille von 200 Fr. zuerkennen.

3. Die Agrikultur-Gesellschaft des Marne-Departements zu Chalons fragt:

Welches sind die besten Wässerungsarten, die im Marne-Departement, nach der verschiedenen Natur der Lage des Bodens anzuwenden sind?

Und ferner: Wie kann im Marne-Departement die Fabrication des Hanfes, der meist unverarbeitet ausgeführt wird, verbessert werden, und welche Fabricationsarten eignen sich am besten dazu?

4. Die Philotechnische Gesellschaft in Paris setzt auf den 1. August 1812 goldene Medaillen von 300 Fr. als Preise für die beste Lobrede auf Nicolas Poussin, und auf das beste Gedicht (seine Form mag sich der Dichter auswählen), dessen Gegenstand Moliere's Triumph oder die Vorstellung des Tartuffe seyn soll.

5. Das Athenée von Vaucluse verheißt eine Medaille, 300 Fr. am Werth, der besten Lobschrift auf Petrarca, die in Versen oder Prosa bis zum 20. May 1812 einkommt.

6. Die Gesellschaft für Landwirthschaft, Wissenschaften und Künste im Eure-Departement zu Evreux wird im August 1812 eine Medaille von 600 Fr. demjenigen Departementsbewohner zusprechen, der die Fabrication des Runkelrübenzuckers mit dem besten Erfolg betrieben hat.

Sie setzt ferner einen Preis von 300 Fr. auf die beste französische Rede über die Stiftung der kaiserlichen Universität.

7. Die Academie der Wissenschaften und Künste zu Lyon bestimmt auf den 30. Juny 1812 einen Preis von 300 Fr. für die beste theoretisch-practische Abhandlung über das Gefrieren des Wassers im leeren Raum der Luftpumpe, und über die Anwendung der dießfälligen Versuche in der Ökonomie.

8. Die medicinische Gesellschaft in Bordeaux wird in ihrer öffentlichen Sitzung von 1812 die beste Lobrede auf Ambroise Paré, den Wiederhersteller der Wundarzneykunst in Frankreich, mit 300 Fr. belohnen.

Sie setzt einen gleichen Preis auf die gleiche Zeit für die beste Abhandlung über die Ursachen, Erkenntniß und Heilun[g] Krankheiten des innern Ohres.

9. Die philomatische Gesellschaft des Muse[ums] in Bordeaux will im Sept. 1812 das beste Gedicht übe[r] Pflege und die Achtung, welche dem Alter gebühren, mit Medaille von 100 Fr. am Werth auszeichnen.

10. Die Gesellschaft der Wissenschaften und [Kün]ste in Bordeaux setzt einen Preis von 300 Fr. auf die [Be]antwortung der Frage: Durch welche Mittel können die Th[eater] für die Vervollkommnung des Geschmacks und für die Ver[besse]rung der Sitten benutzt werden?

Die beste Lobrede auf Peter Charron wird sie auf g[leiche] Weise belohnen.

11. Die Gesellschaft der Freunde der Wis[sen]schaften, der Agrikultur und der Künste zu [...] im Departement der Rhonemündungen, setzt [einen] Preis von 300 Fr. auf die Beantwortung der Frage: [...] Runkelrübenart ist für die Zuckerbereitung die beste, und w[elche] ist die vorzüglichste Weise ihres Anbaues im Departem[ent der] Rhonemündungen?

12. Die Academie zu Caen bestimmt einen Preis [von] 200 Fr. der besten Abhandlung über die Cultur des Waids ([Isa]tis tinctoria Linn.) als Stellvertreters des Indigo, in den [De]partementen der vormahligen Normandie und hauptsächlich [in] jenem von Calvados.

Ferner setzt sie einen Preis von 150 Fr. auf das be[ste Ge]dicht über die Reise Ihrer k. k. Majestäten ins Departem[ent] Calvados, und vorzüglich über ihren Aufenthalt in der Stadt [...]

Sie verheißt silberne Medaillen für die Beantwort[ung] nachstehender Fragen:

Welche Krankheiten kommen am häufigsten in der S[tadt] Caen vor, und was sind ihre wichtigsten Ursachen?

Welche Veränderungen haben die Ufer der Departem[ente] der Manche und Calvados durch das Meer erlitten?

Welches war der Zustand der Künste in dieser Provinz [vor] dem Einfall der Normänner?

Was war der Zustand der Wissenschaften in dieser Pr[ovinz] seit eben diesem Zeitpuncte?

Wie waren die schönen Wissenschaften in eben dieser Pr[ovinz] seit jener Zeit beschaffen?

Welche Wirkungen bringt das Meer auf die angrenz[enden] Länder in Hinsicht auf Vegetation und meteorologische E[rschei]nungen hervor?

Welche chymische Manufacturen könnten mit Vorthe[il im] Calvados-Departement errichtet werden?

In welchen Gegenden des Departements, jene von [...] ausgenommen, läßt sich, nach sichern geologischen Anzeige[n] eheſten das Daseyn der Steinkohle vermuthen?

13. Die Agrikultur-Gesellschaft des Seine[-De]partements in Paris wird in ihrer öffentlichen S[itzung] von 1812 folgende Preise ertheilen:

Über die Verhüthungsmittel der Blindheit der Pferde. 1000 Fr.

Für die Fabrication ausländischer Käse. Erster Preis [...] Fr. Zweyter Preis 1000 Fr.

Für die Bereitung einer blaufärbenden Substanz aus P[flan]zen, die in Frankreich angebaut werden. Erster Preis [...] zweyter 1000 Fr.

Für die Vermehrung der Bienenzucht. Erster Preis 800, zweyter 400 Fr.

Für die vergleichende Cultur der verschiedenen Baumwollenarten. Erster Preis 2000, zweyter 1000 Fr.

Ferner wird sie goldene Medaillen ertheilen:

Für die Einführung eines bis dahin daselbst unbekannten Düngungsmittels in irgend einem Canton des Reichs.

Für practische Beobachtungen aus der Veterinar-Arzneykunde.

Für handschriftliche sowohl als gedruckte Übersetzungen in ausländischen Sprachen geschriebener Werke und Abhandlungen landwirthschaftlichen Inhalts, welche neue und brauchbare Beobachtungen enthalten.

Für die Errichtung künstlicher Sammler des Regenwassers zum Behuf von Wässerungen, in Landschaften, in denen solche noch unbekannt sind.

Für historische Aufsätze über die Fortschritte der Landwirthschaft in Frankreich seit fünfzig Jahren; und für genaue Berichte über die Einrichtung der Meyereyen.

14. Die Aufmunterungsgesellschaft der National-Industrie in Paris will im July 1812 einen Preis von 1000 Fr. demjenigen zuerkennen, der die beste und vortheilhafteste Vorkehrung für die Reinigung jeder Art von Honig und für die Darstellung des gereinigten Honigs in trockener oder Syrupgestalt, als Stellvertreter des Zuckers, wird angegeben, und durch zugleich eingereichte Proben erwahret haben.

Sie wird gleichzeitig einen Preis von 2000 Fr. und ein Accessit von 1000 Fr. denjenigen zuerkennen, welche auf die vortheilhafteste Weise die größte Menge Runkelrübenzucker, deren Betrag nicht unter einem Zentner seyn darf, bereitet haben; wenn nähmlich ihre mit allen Berechnungen einzureichende Verfahrungsweise sattsam erprobt gefunden wird.

Einen Preis von 1200 Fr. setzt sie auf die Angabe der besten Mittel zu beförderlicher Ausrottung der Binsen und anderer Wasserpflanzen in ausgetrocknetem Sumpfland. Die Angaben sollen durch genügende Erfahrungen bewährt seyn.

Ein Preis von 5000 Fr. endlich ist demjenigen bestimmt, der die besten Proben von Eisen- und Stahldrath, zu Verfertigung theils der Nähnadeln, theils der Wollen- und Baumwollenkratzen vorlegen und darthun wird, daß solche in einer Fabrik bereitet sind, die hinlänglich ausgedehnt ist, um die Manufacturen und den Handel mit jenen zwey Dratharten in einem nicht höhern Preise, als das Ausland solche liefert, zu versorgen.

15. Die Nacheiferungs- und Agrikulturgesellschaft des Ain-Departements setzt Preise von 300 Fr. auf die Beantwortung jeder der folgenden Fragen:

Welches sind die Mittel, durch die der Reiche bewogen und angespornt werden kann, zum Behuf der Aufmunterung von Talenten oder nützlichen Anstalten auf einen Theil seiner Genüsse Verzicht zu thun?

In welchen Fächern der Wissenschaften, der freyen Künste und der Industrie besaßen die alten Völker Kenntnisse, Einsichten und Resultate, deren die Neuern noch entbehren, und auf welchem Wege möchten dieselben am besten zu erreichen seyn?

Welche Fabrik- und Manufactur-Zweige könnten im Ain-Departement, mit Hinsicht auf seine Localitäten und rohen Stoffe, am vortheilhaftesten eingeführt oder hergestellt werden?

Die beste historische Denkschrift auf den Agronomen und forstwissenschaftlichen Schriftsteller Varene de Fenille wird mit gleichem Preise belohnt werden.

16. Die Gesellschaft der Wissenschaften und Künste zu Macon verheißt eine Medaille von 300 Fr. für die beste Beantwortung der Frage: Besaßen die Alten öffentliche Anstalten für Arme, Waisen und Findlinge, für Kranke und verwundete Soldaten, und wann sie deren keine hatten, was vertrat ihre Stelle?

17. Von der Gesellschaft der Wissenschaften und Künste zu Grenoble wird eine Preismedaille von 600 Fr. auf die beste Bearbeitung der Geschichte der Allobrogen und Vocontier von den ältesten Zeiten, aus denen sich historische Denkmähler finden, bis zum Anfange des fünften Jahrhunderts; gesetzt.

18. Die Gesellschaft der Ärzte zu Brüssel will die beste Abhandlung über die Natur, Verhältnisse und Heilmethode des gelben Fiebers durch eine Medaille von 200 Fr. auszeichnen.

19. Die Gesellschaft der Landwirthschaft, der Wissenschaften und Künste des Norddepartements zu Douai gibt auf den May 1812 als Preisfrage: die Bezeichnung einer bessern, einer zweckmäßigern und vortheilhaftern Methode für das Flachsrösten, welche die Nachtheile und Unbequemlichkeiten derjenigen in fließendem oder stehendem Wasser nicht an sich trage.

20. Die Academie zu Marseille will auf Ostern 1812 einen Preis von 600 Fr. der besten Antwort auf die Frage ertheilen: Welches ist die vorzüglichste Bereitungsart der künstlichen Soda? Wie können die schädlichen Gasarten, die sich bey dieser Bereitung entwickeln, am besten aufgefangen, und für die Künste auf irgend eine Weise benutzt werden?

Sie bestimmt weiter einen Preis von 600 Fr. auf gleiche Zeit für die Beantwortung der Frage: Was war der Zustand des Handels von Marseille im eilften, zwölften und dreyzehnten Jahrhundert, und welche Ursachen hinderten diese Stadt, ähnliche Handelsvorschritte, wie Genua, Livorno und Venedig, zu machen?

21. Die Gesellschaft der Wissenschaften und der Agrikultur vom Tarn- und Garonne-Departement zu Montauban gibt für das Jahr 1812 folgende drey Preisaufgaben:

Welche Feldwirthschaft (assolement) ist für den verschiedenen Boden des Tarn- und Garonne-Departements die passendste?

Man verlangt eine umständliche Geschichte der Insecten, welche den Bäumen, die als Bauholz gebraucht werden, Schaden zufügen, und die Angabe der Mittel, um diesen so viel möglich zu verhüthen.

Die Durchreise Sr. Majestät des Kaisers und Königs durch die Stadt Montauban ist als Stoff für ein Gedicht oder eine Ode bezeichnet.

22. Die Nacheiferungsgesellschaft für die Beförderung der Wissenschaften und Künste in Rouen setzt einen Preis von 300 Fr. auf die beste Beantwortung der Frage: Welchen Einfluß hatte Corneille auf die Literatur und auf sein Jahrhundert?

23. Die Academie der Wissenschaften und Künste zu Toulon schreibt folgende Preisfrage aus: Was haben öffentliche Staatsanstalten unter alten und neuen Völkern auf Wissen-

schaften, Literatur und Künste gewirkt, und welchen Einfluß auf die Fortschritte der menschlichen Kenntnisse hatten die Belohnungen, welche Gelehrten und Künstlern von den Souverainen zu Theil wurden?

Der Geschichtmahler Jean Joseph Taillasson, geboren 1746, gestorben 1811.

Taillassons Vater war Kaufmann in Bordeaux; er ließ dem Sohne wissenschaftlichen Unterricht ertheilen, und drang früh in ihn, sich einen Beruf zu wählen. Weil der Knabe keine Neigung für die Handlung zeigte, so sollte er entweder Rechtsgelehrter oder Geistlicher werden. Der junge Taillasson wollte weder das eine noch das andere. Die schönen Künste waren bereits das Ziel seines Strebens geworden; und weil er wußte, seine Ältern würden, gleich den meisten Bewohnern der Handelsstädte, einem Berufe, welcher viel eher Ruhm als Reichthum verspricht, abgeneigt seyn, weil er den Absichten der Seinigen ungern offenen Widerstand leistete, und die Schwierigkeit, eingewurzelte Vorurtheile zu überwinden, kannte, so wählte er die Wände seines Hauses zu Dollmetschern seiner Wünsche. Nicht in seinem Zimmer nur, sondern auch an den Mauern der Gänge und Treppen las man in großen Buchstaben die Worte: „Ich will Mahler werden oder sterben; ich schwöre es bey Raphael." Das Studium der Werke Felibien's, Vasari's und anderer Schriftsteller über die Kunst, und nicht minder das Beispiel eines seiner Freunde, des Hrn. Lacour, der mit ähnlichen Familienhindernissen kämpfte, bestärkten sein Vorhaben mehr und mehr; seine Zudringlichkeit überwand dann endlich, nicht zwar die Abneigung der Ältern für einen Beruf, welcher ihnen wenig ehrenvoll zu seyn dünkte, wohl aber ihren Widerstand gegen die Reise nach Paris, wo er dem Studium der Kunst obzuliegen gedachte: seine Abreise glich so ziemlich derjenigen eines mißrathenen Sohnes, mit dem man nichts anzufangen weiß, und den man seinem Schicksal Preis gibt.

Gemeinsam mit seinem Freunde Lacour traf Taillasson im Jahr 1764 zu Paris ein. Beyde übergaben sich der Leitung des Hrn. Vien, der damahls die beste Mahlerschule hielt. Taillasson war achtzehn Jahre alt; es bedurfte also großer Anstrengungen, um eine verlorne kostbare Zeit und die Jahre zu ersetzen, in denen die Grundsätze der Wissenschaften, wie jene der Künste, vom Gedächtnisse leichter empfangen und geordnet werden. Eine überaus zarte Gesundheit, vielleicht mehr die Wirkung seiner Gemüthsstimmung und Empfindlichkeit als die Folge physischer Schwäche, vermehrte hinwieder die zu überwindenden Schwierigkeiten. Aber die unwiderstehliche Neigung für sein Kunstfach siegte über alle Hindernisse, und bald both der glückliche Erfolg reichen Ersatz für die erlittenen Unbilden.

Mit Ungeduld sah Taillasson, gleich allen Künstlern, dem glücklichen Zeitpuncte der Reise nach Italien und den Genüssen der Hauptstadt der Künste, damahls noch der Bewahrerinn ihrer Meisterwerke, entgegen. Er versuchte das Glück der Preisbewerber, und als der erste Versuch, durch die Kürze der angeraumten Zeit, die dem schüchternen Arbeiter nicht genügen konnte, vielmehr als wegen mangelnden Talents, mißrieth, da erhielt er durch seine Familie, welche zum Theil von ihren Vorurtheilen zurückgekommen war die Mittel, für die Befriedigung seiner Wünsche. Er reisete um das Jahr 1773 nach Italien. Vier Jahre verlebte er in dem schönen durch so vielfältige Erinnerungen reichen Lande; seine Zeit war dem Studium der Antike und der Werke Rafaels gewidmet, des großen Mahlers und Vorbildes der Grazie und des Ausdrucks, der nebst dem Dominiquin des jungen Künstlers ganze Seele erfüllte. Nach Paris zurückgekehrt, gelang ihm durch verdoppelten Fleiß und Anstrengung die Aufnahme in die Academie der Künste, das Strebeziel aller nach Ruhm dürstender Künstler. Die Geburt Ludwigs des Dreyzehnten war das Gemählde, das seine Aufnahme bewirkte. Dieser Erfolg genügte seinem Ehrgeitze jedoch keineswegs; um den ersten Preis zu erringen, verfertigte er das Gemählde des Herkules, wie er dem Philoktet seine Pfeile abnimmt. Auf diese Arbeit hin wählte ihn die Academie, zwey Jahre nach seiner ersten Aufnahme, zum wirklichen Mitgliede. Die Arbeiten welche Hr. Taillasson lieferte, zeichnen sich alle durch die Wahl der Gegenstände aus; überall erkennt man sein empfindsames Gemüth und die glücklichen Anlagen, welche ihm die Natur für den mahlerischen Ausdruck, in dem seine große Stärke lag, ertheilt hatte. Virgil, wie er dem August die Stelle der Äneide vom Tode des Marcellus liefet, ist ein Gemählde von eben so trefflicher Anordnung als rührendem Ausdrucke. Jenes andere, das eine Scene des fünften Acts der Rodogune darstellt, erhielt überaus großen Beyfall. Unter seinen übrigen Arbeiten sind es das Bild der Olympia, Alexanders Mutter, der Wuth der zum Morde bestellten Soldaten gegenüber; Timoleon beym Besuche der Fremden in Syrakus; Hero und Leander; die über Hektors Grab weinende Andromache und Senecas Tod, welche durch das Verdienst der Anordnung und der Zeichnung sowohl, als durch Interesse und Rührung, dem Künstler vorzüglich Ehre machen. Charakter und Ausdruck sind überhaupt vorherrschende Eigenschaft aller Arbeiten Taillassons. Der einzige Vorwurf, den man ihm mit Grund machen kann, bezieht sich auf einen Fehler, welcher von seiner natürlichen Furchtsamkeit, von seinem Streben nach dem Bessern und von dem ihn durchdringenden Gefühl des echt Schönen herrührte, und der ihn nie mit seinen Arbeiten zufrieden seyn ließ; er kam oft und wiederhohlt auf vollendete Parthien zurück, und seine Gemählde erhielten dadurch etwas Ängstliches und Gezwungenes, das ihnen bey denen nachtheilig werden mußte, die eine freye Ausführung und einen schönen Pinsel höher schätzen, als das Verdienst des Ausdrucks, der Anordnung und der vollendeten Richtigkeit.

Bey der Bildung und Empfindsamkeit, welche Taillasson besaß, mußte er nothwendig für die Reitze der Dichtkunst Empfänglichkeit haben; sie gehörten unter seine liebsten Erhohlungen; Poesien, die er hinterlassen hat, zeigen von seinem Geschmack und von seiner Gewandtheit im Versbau. Es befinden sich unter denselben eine Nachahmung der Ossianischen Gesänge Selma's, und ein kleines Gedicht über die Gefahr der Kunstregeln. Eben die Vorzüge des Ausdrucks und die Rührung, welche seine Gemählde auszeichnen, finden sich auch hier wieder. Die Dichtkunst blieb jedoch stets nur Nebensache, und seiner Geliebten, der Mahlerey, ward er nie untreu. Nicht zufrieden mit den Huldigungen, welche sie bisher empfangen hatte, ging er damit um, ihr ein würdigeres Denkmahl zu errichten. So entstanden seine Observations sur quelques grands peintres *); ein Werk, das die

*) Ein großer Theil derselben erschien vor einigen Jahren erst einzeln im Moniteur.

Trockenheit der Kunstsprache unter Blumen birgt, das in dem darstellenden Theil glänzend und tiefgedacht in dem wissenschaftlichen, für den Künstler eben so belehrend als unterhaltend für den Liebhaber ist.

Taillasson war von sanftem Umgange, obgleich vielleicht etwas allzureitzbar; aber es war jene Reitzbarkeit, die mehr von sittlichem Zartgefühl als von körperlicher Zärtlichkeit herrührt. Er war nie verehlicht, und erreichte sein vier und sechzigstes Altersjahr unter vielfachen Genüssen, welche Kunst, Wissenschaft und Freundschaft darbothen; doch öfter noch unter schmerzlichem Verdrusse, den eben jene reitzbaren und gegen sich selbst mißtrauenden Gemüthern bringen. Mit erschöpftem Geist und geschwächten Kräften hatte er das Ziel erreicht, wo Künste, Wissenschaften und Freunde, denen er nie untreu geworden war, seiner beraubt werden sollten.

Die Gräfinn Salisbury.

In den Kriegen Eduards mit Schottland hatte sich Wilhelm von Montaigu so sehr ausgezeichnet, daß der dankbare König ihn mit der Grafschaft Salisbury belohnte, von welcher Zeit an er auch immer den Nahmen eines Grafen von Salisbury führte. Er schloß sich immer enger an Eduard an, wurde einer seiner vertrautesten Räthe und Helden, und hatte die Ehre, ihn zur Huldigung nach Amiens (1328) zu begleiten. Hier vermählte ihn Eduard mit der Tochter des burgundischen Grafen Graefton, der schönen Catharina. Der König selbst hatte eine hohe Meinung zu ihr gefaßt, welche er nur mit Mühe verbergen konnte. Der ganze Hof ging nach England zurück, und die schöne Gräfinn bezog ihre Burg. Der Drang der Geschäfte im Innern, die ewigen Fehden diesseits und jenseits der Meere, das Gewühl des prächtigen Hofes, erforderten die ganze Aufmerksamkeit und Thätigkeit Eduards. Monathe gingen vorüber und viele Jahre, und Eduard sah die schöne Gräfinn nicht, und schien auch ihrer nicht mehr zu gedenken; doch ihr Bild schlummerte noch immer in einem verborgenen Winkel seines Herzens, um bey der ersten Gelegenheit liebenswürdiger und glänzender als je vor seine Seele zu treten. Indeß war Graf Salisbury mit Suffolk in einem Kriege in den Niederlanden gefangen worden, und schmachtete im Castell von Paris in Fesseln, die ihm seine Treue für den König und sein zu kühner Muth angelegt hatten. Während nun Eduard mit einem neuen Heere nach Frankreich übergesetzt hatte, fiel König David von Schottland in England ein, und rückte unter blutigen Verwüstungen vor das Schloß der Gräfinn Salisbury. Er hielt es für eine Kleinigkeit, dieß Schloß zu erobern, und wähnte, beym ersten Berennen würde schon die Vertheidigerinn dem Schrecken seines Nahmens sich ergeben. Allein diese, eingedenk ihres Stammes und der großen Thaten ihres Gemahls, zog den Tod in den Mauern ihres Schlosses der Gefangenschaft vor. Mit unerschütterlicher Standhaftigkeit schlug sie alle Anerbiethungen und Vorschläge des Schotten aus. Ihr Muth belebte die schwache Besatzung; sie hielten eine harte Belagerung aus, kehrten von allen Ausfällen, die tapfre Gräfinn an der Spitze, siegreich heim, und zwangen endlich die Schotten, von ihrer Unternehmung sich zurückzuziehen. Um diese Zeit hatte Eduard an den Mauern von Tournai mit Philipp einen Waffenstillstand geschlossen, und eilte nun mit dem ganzen Heere nach England zurück, seinen bedrängten Vasallen zu Hülfe. Im Augenblicke, als die Schotten abzogen, sah man die Paniere Eduards heranrücken, der bey der Nachricht von der bedrängten Lage der Gräfinn, von Bewunderung ihrer Tapferkeit und von Sehnsucht ergriffen, seinem Heere mit 12 Rittern voraneilte, und in fröhlichem Siegesmarsch der Burg sich näherte. Die Thore wurden geöffnet, und die hehre Frau trat dem Könige entgegen, wie eine Fürstinn geschmückt. Doch der Glanz ihrer Augen überstrahlte das Feuer der Steine, und traf das Herz des erstaunten Königs. Jahre lang hatte er die Gräfinn nicht mehr gesehen; seine kaum entstandene Liebe schien vertilgt zu seyn. Der Ruf ihrer Tapferkeit hatte sie wieder lebendig in seine Seele gerufen; Mitleid und Bewunderung trieben ihn, sie zu sehen; der erste Anblick blies den Funken der Liebe zur Flamme an, denn in majestätischer Anmuth, in höherer Schönheit als je, stand das Bild seines Herzens vor ihm. Zitternd ergriff er ihre Hand, und führte sie in bänglicher Freude ins Schloß. Der schnelle Marsch hatte ihn erschöpft, doch Speise und Trank konnten ihn nicht stärken, ihr Anblick war seine einzige Labung. Den Müden floh der Schlaf, süße Bilder der Liebe umgaukelten sein Lager, mit der Morgenröthe stiegen ihm neue Hoffnungen und Wünsche auf. Seine Siege, sein Ehrgeitz, seine Krone, sein Weib und seine Kinder, lagen tief unter ihm im Dunkel der Nacht; er schwebte mit Catharinen in den seligen Regionen der Liebe. — Nicht unbemerkt waren der Gräfinn die Regungen geblieben, die ihr Wiedersehen im Könige erweckt hatte. Sie dachte an jene Tage und Gefühle in Burgund zurück; sie sah, wie ihre Tapferkeit und ihr Unglück in des Königs Augen ihr neue Reitze verliehen hatten; sie kannte das Feuer seiner Leidenschaften, sie sah den Abgrund, an dem sie stand, und ihr großes Herz bebte nicht! Ein Strahl der Hoffnung schimmerte ihr noch entgegen, sie glaubte an Rettung, ihre Tugend erwartete alles von Eduards adelichem Herzen!

Lange kämpfte Eduard mit seinen Gefühlen — Als er aber die Gräfinn erblickte, als ihre heitere Miene und ihr frohes Auge ihn anlächelten, und neue Hoffnungen und Wünsche ihn anfachten, da überwältigte ihn die unendliche Gluth in seinem Busen, er bekannte seine Leidenschaft, und legte alle seine Seligkeit in die Hände der schönen Frau! Diese, ohne ernster oder freundlicher zu werden, zog sich mit der größten Feinheit ganz in die Schranken der Frau eines Vasallen zurück: Bester König, antwortete sie, kann Ihre Gnade sich herablassen, über mich sich lustig zu machen, oder mich versuchen zu wollen? Denn wie könnte ich mich je erkühnen, zu wähnen, daß Sie jetzt Wahrheit zu mir sprechen, daß ein so edler Fürst auch nur den Gedanken hegen könnte, mich und meinen Mann zu entehren, der sein ganzes Leben Ihrem Dienste gewidmet hat, und für Sie noch jetzt in Fesseln schmachtet? — Eduard fühlte ganz den Sinn dieser Antwort. Zu groß, um darüber ungehalten zu werden, war doch sein Herz zu schwach, um nicht selbst aus der Tugend des erhabenen Weibes neue Nahrung für seine Leidenschaft zu schöpfen. Er überwand im schwersten Kampfe, er verließ das Schloß und verfolgte die Schotten. Er war wieder in London, der Waffenstillstand dauerte noch immer fort. Die ungewohnte Ruhe, seine immer rege Fantasie, spiegelten ihm von neuem das Bild der schönen Frau in den lockendsten Gestalten vor; mächtiger erwachte die Liebe, und heiße Sehnsucht trieb ihn, sie wieder zu sehen, und leise in seinem Innern sprach das Echo seines Herzens —

sie zu besitzen. — Seinen Siegen zu Ehren, zur Übung der jungen Ritter und zum Ruhme der bewährten Kämpfer veranstaltete er das bekannte Turnier zu London; doch lag der innige Wunsch im Hintergrunde seiner Seele, die Gräfinn zu sehen, denn ihr Mann war gerade aus der Gefangenschaft zurückgekommen, und zum Turnier eingeladen, mit der dringenden Bitte, seine schöne Frau mitzubringen. Sollte diese im Herzen ihres Mannes Verdacht und Unmuth erregen? Nein, auf Eduards Edelmuth, auf ihre Tugend gestützt, ging sie muthig nach London, und erschien bescheiden, und heiter, im einfachsten Gewande, doch im einfachsten Gewande war sie die Königinn des Festes. Eduard dachte, der Glanz des Hofes, die Auszeichnung eines Königs in vollem Schimmer seiner Würde, müßte der Eitelkeit selbst des größten Weibes schmeicheln, und hoffte von dieser, was Liebe ihm nie gewähren konnte. Doch die Ruhe der Gräfinn, ihre kluge Besonnenheit, mit welcher sie jedes Alleinseyn mit ihm vermied, ihre heitre, alles belebende Laune, ihre dennoch edle Bescheidenheit, überzeugten endlich Eduard, daß auch der Glanz des Hofes auf ihre große Seele keinen Eindruck machen könne. Er stand von seinen Versuchen ab, ohne daß die Liebe zu ihr erkaltete. Ein Beweis seiner Ehrerbiethung für ihre Tugend war die Stiftung des Hosenbandordens und dessen Wahlspruch. — Neue Kriege in Frankreich riefen ihn von dem Gegenstande der Liebe fort. Die heftige Leidenschaft verwandelte sich in das schönere Gefühl der zartesten Achtung; nur in einzelnen Momenten seines spätern Lebens zeigte sich hier und da das Wiederaufstreben dieser Leidenschaft, und äußerte seine Folgen auf manche Unternehmungen des Königs.

Orientalische Literatur.

Der Ramayuna des Valmeeki *).

Die Missionäre von Serampor thaten der asiatischen Gesellschaft in Calcutta und dem College des Forts William ein Anerbiethen, welches diese gelehrten Institute gern annahmen, und dessen erstes Resultat wir nun anzeigen. Es handelt sich von nicht Wenigerm, als die vorzüglichsten in der Sanskritsprache geschriebenen Hauptwerke zu übersetzen, besonders jene, welche von den Indous für heilig gehalten werden, die auf die Sitten, die Geschichte, die Religion dieses Volkes das hellste Licht werfen, und in wissenschaftlicher Hinsicht einiges Interesse darbiethen. Der mit der Auswahl beschäftigte Ausschuß glaubte mit dem Ramayuna beginnen zu müssen. Die Ehrfurcht, welche dieß Buch einflößt, der Umfang des Landes, wo es verbreitet ist, der merkwürdige Gesichtspunct, unter dem es die Sitten und Gebräuche der Indous, ihre Religionslehren, die Mythologie u. s. w. vorstellt, gründeten diesen Entschluß. Die Übersetzer bemühten sich, den Urtext mit aller möglichen Treue zu geben, und fügten einige kurze Noten an, um die Nahmen und Worte, die sie beybehalten mußten, und welche doch einer Erklärung bedürfen, verständlich zu machen, oder gewisse Anspielungen aufzuhellen, die der europäische Leser nicht enträthseln kann.

*) Aus dem sanscrite'schen Originale übersetzt, mit Erläuterungen von W. Carey und Jos. Marshman. Erster Band, erstes Buch. London 1806. 8. S. 450. Obiger Auszug gibt das Wesentlichste.

Das erste Buch des Ramayuna ist in 64 Kapitel getheilt. Es ist ein wunderbarer Bericht vom Leben des Rama, der selbst ein wunderbares Wesen ist, dessen der Verfasser des Gedichtes schon anfangs gedenkt, den er jedoch erst lange nachher geboren werden läßt. Hier die Anrufung:

„Ich grüße Rama, den Schönen, Lukshumunas ältesten Bruder, den hochberühmten Rughoo a), Seetas Gatten, Kukootsthas Nachkömmling, voll Gnade, das Meer der Vortrefflichkeiten, den Freund der Bramen b), den Tugendreichen, den Alleinherrscher, den Priester der Wahrheit, den Sohn Dusharutha's, dessen Körper blau ist c), den Gebenedeyten, die Wonne der Menschen, den Ruhm des Stammes von Rughoo, Raghuva d), den Feind Ravunas e)."

„Sieg dem Rama, dem Ruhme des Stammes von Rughoo, der Glückseligkeit von Konsulya f), dem Vertilger des Ungeheuers mit zehen Häuptern g), dem Dasharutha h), dessen Auge der Wasserlilie gleicht."

„Ich grüße Valmeeki, den Kokila i), der, herbergend auf dem Zweige der Poesie, den süßen Gesang anstimmt, Rama, Rama, Rama. Heil dem Herrn der Moonis, dem Seligen, dem Tupushee, der Zuflucht aller Wissenschaften! Heil Valmeeki!"

Dieser Gruß, vom Verfasser an sich selbst gerichtet, oder vielleicht von einem Andern, verlängert sich sehr, und immer mit gleicher Emphase. Die drey ersten Kapitel sind nur eine Art Voreinleitung; das vierte zählt die Kapitel des ganzen Werkes auf, und endet mit den Worten: „Bis dahin erstreckt sich der Auszug des Ramayuna, geschrieben von dem Weisen." Dann ist zu bemerken, daß der Titel einer jeden Abtheilung allezeit erst am Ende angezeigt ist, und niemahls am Anfange. Unsere jetzige Weise ist wohl die bequemere.

Das eigentliche Werk, das im Grunde mit dem fünften Kapitel anhebt, beschreibt ein Utopien. Man höre!

„Die Stadt Uyodhya war reich, und mit allem Schönen ausgeschmückt; die Straßen standen in gleicher Linie, und waren angenehm bewässert. Man sah lachende Boskete; der Handel both alle Bedürfnisse des Lebens im Überflusse dar. Ringsum gab es weder Arme noch Geizige, weder Lügner, noch Stolze, noch Bösewichte. Alle wurden wenigstens tausend Jahre alt, und hatten zahlreiche Nachkommenschaft. Der König dieser glückseligen Stadt nannte sich Dusharutha, der selbst einige Jahrtausende verlebt hatte, und in seinem hohen Alter einen Sohn wünschte. Daher beschloß er, die Opferfeyer Ushwumedha zu begehen, d. i. mit besondern Ceremonien und außerordentlichen Kosten ein Pferd zu opfern. Nach langen Hindernissen kam er mit Hülfe der Bramen zum Zwecke, und erhielt vier Söhne, in welchen Vishnoo sich zu vermenschlichen (de s'incarner) für gut fand, jedoch so, daß

a) Nahmen eines Vorahns von Rama.

b) Der Sänger schreibt Brahmans, die Griechen und Römer Brachman.

c) Alle Gemählde von Rama sind blau.

d) Einer der vaterländischen Nahmen Ramas.

e) Eine Art Satan, der mächtig die Geißel der Welt, und Indras (des indischen Jupiters) Feind ist.

f) Ramas Mutter.

g) Ravuna.

h) Auch ein vaterländischer Nahme Ramas.

i) Der indische Kukuk, der auch weit angenehmer singt, als der europäische. Eine gewöhnliche Metapher.

er halb in den Helden des Gedichtes, Rama, und mit Theilen der anderen Hälfte in seine drey Brüder überging."

„Bey diesem Opfer wurden Tausende von Bramen abgesondert gastlich bewirthet. Man both ihnen einen Wechsel der ausgesuchtesten und ganz verschieden zubereiteten Fleischarten in silbernen und goldenen Schüsseln dar. Die zwey Mahl gebornen k) Menschen hatten sich gleicher Gastfreundlichkeit zu erfreuen, und alle Bedürftigen konnten sich mit Trank und Speise laben. An diesem Tage fühlte kein Bramine Hunger. Wer keinen Herrn hatte (die Brachmanen der ersten Classe), wer einem Herrn unterworfen war (die Shoodras, Diener der Bramen), nahm an diesem fortdaurenden Feste Theil; die Ascetiker und Shrumumas l) nicht minder. Die Worte Gebt! Eßt! erschollen von allen Seiten. Nicht eine Wittwe, nicht ein Kind, nicht ein Greis, nicht ein hungriger Bettler ging ungesättigt davon. Gedrängt durch den wiederholten Ruf: „Gebt zu essen, gebt Kleider!" theilten die diensthabenden Officiere überall aus, was man forderte. Man sah jeden Tag Gebirge von Lebensmitteln nach dem Befehl aufgethürmt. Männer und Frauen der verschiedensten Gegenden wurden beständig während dieses Opfers vom großmüthigen Monarchen gespeist nnd getränkt. Die vortrefflichen zwey Mahl gebornen Menschen lobten die süßen nach der heiligen Verordnung zubereiteten Speisen: „O wie köstlich sind wir gesättigt! Heil dir!" So riefen sie, daß es Raghuwu m) vernahm. Einige, reichgekleidet, andere mit Edelsteinen geschmückt, trugen den Bramen Speise zu. Am Schlusse des Festes wetteiferten die weisen und beredten Punis unter einander, jeder vom edeln Wunsche, den Sieg zu gewinnen, begeistert."

Aber alle diese Ausgaben, und die nicht weniger beträchtlichen des Opfers verschwinden beynahe gegen den Preis der, nach vollbrachtem Opfer den Braminen zugetheilten Belohnungen. Der König wollte vorerst sie mit Ländern beschenken.

„Dann wandten sich alle Priester zum Könige, dessen Sünden jetzt abgebüßt waren, und sagten: Der Monarch allein ist es werth, Lande zu beherrschen. Unser Herz hängt nicht am Besitzthum eines Erdstriches, und wir vermöchtens nicht zu besorgen. O König, wir liegen unaufhörlich dem Studium der Vedas ob. Gib uns daher Geschenke von geringerer Bedeutung n), kostbare Steine, Schmuck, Gold, Kühe, oder was dir beliebt? Wir wollen keine Provinzen an uns bringen, o Vortrefflichster der Könige!"

„Als der Herr der Menschen diese Worte der vedasverständigen Bramen vernommen hatte, gab er ihnen eine Million Kühe, hundert Millionen Goldstücke und vier Mahl so viel an Silbermünzen. Dann gab der Monarch, der seinen Leidenschaften zu gebiethen wußte, den ungeladenen Gästen Gold, und den Braminen überhaupt noch zehen Millionen Gold von Jambosthuda." —

Dann ist vom Zuge Ramas wider die Rackshusen, welche man mit den Titanen der Griechen vergleichen könnte, die Rede. Ohne ihm auf seiner kriegerischen Laufbahn zu folgen, wollen wir eine Episode, die sich auf ein Opfer anderer Art bezieht, übersetzen. Ein Heiliger spricht. Er wendet sich an Rama und erzählt die Siege eines Königs, der zugleich ein Heiliger und eine Art Halbgott war.

„Der erhabne Vishwa-mitra, das Haupt der Menschen, sprach, bey'm Abgange der Weisen zu den Stadtbewohnern:" „O ihr frommen Bußüber in diesem Theile des Südens! Große Hindernisse stellen sich uns in den Weg. Laßt uns eine andere Gegend für die heiligen Bußübungen auswählen! Im Westen, im Lande Vishala, einer geweihten Pooshkura, ist ein Wald, sich eignend für Andachten, wo wir in aller Sicherheit unsre feyerlichen Abbüßungsübungen anstellen können." „Mit diesen Worten ging der hohe Heilige von dannen, siedelte sich in der Wüste, die an den heiligen Ort gränzet, an, genoß Früchte und Wurzeln und erlitt die grausamsten unerhörtesten Selbstpeinigungen."

„Um diese Zeit beschloß ein Weiser auf dem Throne, Umbureesha, König von Uyodha, ein Menschenopfer; aber das nöthige Opfer, das gewisse charakteristische Zeichen an sich trug, und geschlachtet werden sollte, wurde vom Indra geraubt. Hierauf redeten die Priester also zum Könige: „Gewalt, o König, entriß uns das Opfer. Menschenbeherrscher! der König, der Opferentweihungen duldet, begeht ein Verbrechen. Dieß bedarf einer großen Aussühnung. Schaff' entweder das Geraubte herbey, oder ein Anderes, so lang es noch Zeit ist!"

Als der König diese Worte aus dem Munde seines Herrn vernommen hatte, both er allen in seiner Macht stehenden Mitteln auf, ein neues Opfer mit den nöthigen charakteristischen Zeichen herbeyzuschaffen. Dieser berühmte Monarch, o geliebter Sohn Rughoos, forschte in verschiedenen Landen, in Städten, Dörfern, Wäldern nach, drang sogar in die heiligen Einsiedeleyen, und fand endlich Richeeka mit seiner Gattinn und seinen Söhnen auf dem Gebirge von Bhrigootoonga.

Jetzt nahte sich Imburesha dem armen Brachmanen, der von seiner zahlreichen Familie umgeben war, seinen Andachtsstunden oblag, und den Veda las. Erst fragt' er nach seinem Wohlbefinden und sagte dann: „Großer Brachman, o verkaufe mir um den Preis von hundert tausend Kühen einen deiner Söhne, um bey dem großen Religionsacte Nura-Medha zum Opfer zu dienen. O Brachman, überlaß, wenn es dir gefällig ist, mir einen deiner Söhne! denn so viele Gegenden ich auch ausreiste, fand ich keinen, der zu diesem Opfer sich eignete. O vortrefflicher Zweymahlgeborner! Ja, du mußt mir einen deiner Söhne um einen hohen Preis geben. Erhalt' ich dieß Opfer, o frommer Sohn Kushyupa's, so kann ich mein frommes Unternehmen vollbringen." Vernimm, o Sohn Rughoo's, Richneekas Antwort auf Umburesha's Ansinnen: „Ich will meinen ältesten Sohn nicht verkaufen." Als die Mutter des Jünglings dieß hörte, sprach sie zum Könige: „Kushyupa's göttlicher Sprößling will seinen ältesten Sohn nicht verkaufen. Wisse, daß der Jüngste mein liebster Sohn ist! Die ältesten Söhne, König, sind den Vätern lieber; auf den jüngsten ruht alle Zärtlichkeit ihrer Mütter. Also, König, müssen diese beyden verschont bleiben." Als der weise Eremit und seine Gattinn so geantwortet hatten, nahm Shoonus-Shepha, ihr Sohn, doch weder der älteste noch der jüngste das Wort, und sagte: „Mein Vater behält sich den ältesten, und meine Mutter den jüngsten Sohn bevor. Darum, o König, betrachte ich zwischen diesen beyden Äußersten Mittenunestehender mich schon für verkauft. Führet mich fort ohne

k) Die Braminen, Kshutras und Vishyras. Diese drey Menschenclassen waren durch Investitur des heiligen Sohnes zu ihren Zünften eingeweiht. Das hieß ihre zweyte Geburt.

l) Die sich strengen Bußübungen unterwerfen.

m) Vermuthlich ein Beynahme des Königs Dashatutha.

n) Mit den Ländereyen erhielt man zugleich die unumschränkte Gewalt über ihre Bewohner.

Säumen!" Alsobald, o Sohn Rughoos, erkaufte der mächtige König den frommen Shoonus-Shepha für Millionen reinen Goldes nebst Haufen von Edelsteinen, und für hunderttausend Kühe. Hernach, o Rama, ließ er ihn auf einen Wagen setzen, und reiste, das Herz voll Freude, schnell ab, um sein Opfer zu vollenden.

Unterwegs ermüdeten die Pferde, o Sohn Rughoos, und der König hielt die Mittagstunde bey dem heiligen Orte, genannt Teertha Pooshkura. Während er der Ruhe pflog, ging der hohe Shoonus-Shepha nach Pooshkura, und sah dort Wishwa-mitra, rund umlagert von Weisen, seinen strengen Bußübungen obliegen. Niedergebeugt von Mattigkeit und vom Qualgedanken: „Du bist verkauft!" und das Herz von Angst zerrissen, küßte er das Haupt und die Füße des Weisen und sprach: „Ich habe weder Vater noch Mutter, noch Freunde, noch Gefährten. Rette mich, o du Haupt der Weisen! Zu dir nehm' ich meine Zuflucht, verlassen von allen Freunden. Du bist mein Befreyer, ja, nun bist du mein Vater. Heiliger Mann, ich flüchte unter den Schutz deiner Macht. Sey Mittler! O schaffe, daß der König sein Opfer vollbringen kann, und ich lebe! Du bist mein Schirm in der drohendsten Gefahr! Rette mich, o König, wie ein Vater seinen Sohn rettet!"

Gerührt von diesen Bitten suchte der an heiligen Bußübungen reiche Wishwa-mitra den Shoonus-Shepha zu trösten, und sagte zu seinen eigenen Kindern: „Wir Väter wollen um jener bessern Welt willen o) Söhne haben, die mit allen Tugenden begabt sind. Die Zeit ist gekommen, wo meine Söhne beurkunden müssen, daß sie tugendhaft sind. Dieser Jüngling, der Sohn eines Weisen, hat sich zu mir geflüchtet. Es ist euer würdig, durch Hingebung eures Lebens meine Wünsche zu erfüllen. Ein Glück, daß Ihr ausgezeichnete Andachtsübungen vollendet habt! Gehorcht nun eurem Vatr und rettet den Sohn eines Weisen! Geht und biethet euch den Opferflammen zur Genugthuung an! Befreyt, dem Befehle gemäß, den ich euch gebe, den Sohn des weisen Richeeka, der ein Asyl bey mir suchte! Bewirkt durch diese Handlung, daß kein Hinderniß mehr dem Opfer des Königs entgegenstehe!"

Auf diese Anrede des Weisen antworteten Mudhoo Syunda und seine übrigen Söhne unehrerbietig: „Wie? Ihr verlaßt eure eignen Söhne, um die eines Andern zu retten? Göttlicher Mann, ist das nicht, als verzehrtet ihr euer eignes Fleisch?" Kaum berührte dieser Vorhalt seine Ohren, so erglühten die Augen des Weisen vor Wuth. Er verfluchte seine Söhne, und stieß die harten Worte aus: „Weil ihr, indem ihr euch mein Fleisch nanntet, euren Stolz offenbartet, so werdet Vashsishthas p), und seyd verdammt, das Fleisch der Hunde zu verkaufen! So herabgesunken, irrt eine lange Reihe von Jahren in Schmach und Verachtung umher!" —

Als er so durch das Feuer seiner Verwünschungen seine Söhne verzehrt hatte, richtete der Sohn Kooschika's die tröstenden Worte an Shoonus Shepha: „O mein Sohn! Wenn du als Opfer geweiht bist, so wiederhohle dieß Muntra, welches ich dir gebe. Es ist zum Lob' Indras und der übrigen Götter. Wiederhohlst du fromm dieses Muntra, so wird Vasuva kommen, dich zu befreyen, und der König wird nichts destoweniger seines Opfers nicht beraubt werden." Shoonus-Shepha griff eilig nach dem Muntra, ging dann zum König Umbureesha, und sagte zufriedenen Herzens: Komm, o König! säume nicht, mich hinweg zu führen! Vollbringe dein Opfer, weihe es mit den gewöhnlichen Formen ein, und ende flugs die Vorceremonien!" Der glückliche König vernahm mit Freude, was der Sohn des Weisen sprach, und eilte mit ihm zum Opferplatze.

Sogleich band der König sein geweihtes Opfer, Shoonus-Shepha, das reine, mit dem bestimmten Zeichen begabte, und vom Priester, der die Feyerlichkeiten leitete, geheiligte Opfer, an die Yoopa. Kaum war Shoonus-Shepha angebunden, so begann er mit lauter Stimme den Hymnus des Rigveda zu singen zum Preis Indras, des hohen Gottes, der auf seinem Renner herbey flog, um seinen Theil am Opfer zu nehmen. Dem tausendaugigen Gotte gefiel dieser Hymnus, o Rhaguva! und er bewilligte dem flehenden Shoonus-Shepha, was er bath, langes Leben und unsterblichen Ruhm. Auch dem Könige verlieh er die ersehnte Frucht seines Opfers, Tugend, Ehre und überschwängliches Heil."

Tausend Jahre hindurch legte der fromme Wishwa-mitra, seinem Gelübde gemäß, sich zu Pooskura die strengsten Bußübungen auf.

(Hier endet das neun und vierzigste Kapitel, welches das Opfer Umbureeshas erzählt.)

Als die tausend Jahre vollendet waren, kamen alle Götter, die langen Abbüßungen zu lohnen, zu dem Weisen, der sich gereinigt hatte q). Der hehre Brahma neigte sich gegen ihn und sprach in den sanftesten Tönen: Wir reihen dich zu den ausgezeichnetsten Weisen. Jetzt endige deine strengen Bußübungen! Brahma sprachs und verschwand.

Wishwa-mitra vernahms, und erneute dennoch seine Bußübungen. Während er sich diesen heiligen Beschäftigungen weihte, o Rama, zeigte sich ihm Menuka, Upsura, und suchte, wie sie ihn verführe. Diese wunderbare Schöne badete vorerst in Pooskura.

Der Heilige unterlag der Versuchung, und brachte 25 Jahre in Sünden hin. Endlich rief er: Wie? Meine Peinigungen, meine Weisheit, meine strengen Bußübungen, meine Entschlüsse, alles an Einem Tage zerstört — durch ein Weib! — Er verließ Pooskura, und zog sich in die Nordgebirge zurück, wo er seine Bußübungen strenger als zuvor begann.

Diese Fragmente können den Ton dieses Sanscritgedichts genug andeuten.

Wenn die asiatische Gesellschaft von Calcutta und das Collège des Forts William den gefaßten Plan verfolgen, noch mehrere andere in dieser alten Sprache geschriebene Werke bekannt zu machen, so wird Europa die indische Literatur besser kennen lernen, als es bisher durch unvollständige und immer eines gewissen Systemgeistes verdächtige Abhandlungen geschehen konnte. Vielleicht ist es Schade, daß in den Monumenten, welche sich bey den Indiern von dem fernsten Alterthume noch erhielten, diese immer von religiösen Ideen sich leiten ließen, und so den größten Werth in mythologische Träume legten, die für uns weniger Interesse haben, während doch andere zu Grunde gegangene Schriften, die ihre Vorfahren ihnen hätten überliefern können, ohne Zweifel die nützlichsten Wahrheiten enthalten. Möchte der lobenswürdige Eifer, dem wir die Übersetzung des Ramayuna verdanken, bald solche Werke, die wir ungern vermissen, der Vergessenheit entreissen.

o) Ein großer Theil der Hoffnungen, die ein Theil der Indous auf künftiges Glück baut, beruht auf der Tugend seines Sohnes, die ihn anfeuert, durch Ausübung heiliger Ceremonien die Seligkeit seines Vaters in jener Welt zu gründen.

p) *Vashsishtha*, Nahme einer verworfenen ehrlosen Person, einer der Unseligen, welche die unterste Classe bilden, und den Unrath ꝛc. wegschaffen müssen.

q) Diese Reinigung, Abwaschung (Ablution) war ein Zeichen, daß der Heilige sein Gelübde vollzogen hatte. Noch ist dieser Gebrauch bey den Indous herrschend.

Archiv für [G]eographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 7. und Montag den 10. Februar 1812.

— — Das Zentnerschwere Römerjoch
Erduldets! Laßt die Rechnung der Tyrannen
Anwachsen, bis Ein Tag die allgemeine
Und die besondre Schuld auf ein Mahl zahlt!

Bezähme jeder die gerechte Wuth,
Und spare für das Ganze seine Rache,
Denn Raub begeht am allgemeinen Gut,
Wer selbst sich hilft in seiner eignen Sache!

Schiller.

(17 und 18)

Der Römerfeind Viriath.

einer Zeit, wo nach dem Tode des unsterblichen Karthagers keinen furchtbaren Feind mehr zu haben glaubte, da die ıen seiner Legionen siegreich in allen Ländern, die nur La- s Heiden betraten, rauschten; thut es wohl, einen Mann rblicken, der einer unrecht angemaßten Gewalt und einem aublichen Übermuthe Gränzen zu setzen wagt, der frey die ıgstigten lehrt, ihre Fesseln zu zertrümmern, und im edeln pf für Freyheit und Recht entweder den ruhmvollsten Sieg n zu tragen, oder durch Übermacht gezwungen, gerechte An- he durch einen heldenmüthigen Tod zu besiegeln.

Unter den herrlichen Kämpfern für Unterdrückte mit dem rdrücker verdient Viriath, der Lusitanier, als Retter seines k, gewiß die erste Stelle.

Entronnen dem verrätherischen Blutbade nach der Schlacht Gades, welches der durch Geitz und kaltblütige Grausamkeit chtigte Prätor, Sergius Sulpicius Galba, über Lusitanier, ich ihm ergeben und denen er seinen Schütz versprochen hat- ıerhängte; scheint Viriath von einer höhern Macht zum Rä- seiner Brüder aufgespart worden zu seyn.

Diesen gebornen Helden hatte die Natur in Hinsicht der Kör- und Geistesfähigkeiten, als einen ihrer Günstlinge behan- da sie ihm hingegen Schätze und hohe Abkunft versagt hat- Entsprossen aus der Hefe des Volks, zeigte er nur zu bald, weder Rang, Geburt noch Reichthümer, sondern Herz, Muth überwiegende Geistestalente wahren Adel verleihen, zeigte, außer den Anführern römischer Legionen, außer unter den sen ergrauten Veteranen, es auch noch Feldherren und mu- Krieger gäbe, und bewies andern, von den Römern un- chten Nationen durch sein Beyspiel, daß bloß ihre Schlaff-) ihr Mangel an Muth und Eintracht sie den Klauen des erischen Adlers zu früh unterworfen hätten.

Geboren in einem Lande, wo sich Fantasie und Stärke erlich umarmen, von seinem ersten Beginnen an unter einer on aufgewachsen, die Geist und Körper lähmende Reitze nicht dem Nahmen nach kannte; wurde er einfach als Hirt erzogen, und so sein Körper von Jugend auf, an alle Mühseligkeiten des nomadischen Lebens gewöhnt, den bey reifenden Jahren die Jagd (Lieblings- und Nothwendigkeitsbeschäftigung aller noch nicht ganz gebildeten Völker) noch mehr stählte.

Sein weiteres Geschäft als Räuber (ein zu damahliger Zeit und in seinem Lande keinesweges ehrloses Handwerk) verschaffte ihm eine genaue Ortskenntniß, lehrte ihn jeder Gefahr trotzen, beseelte ihn mit einer götterähnlichen Kühnheit und verlieh seinem Körper eine Gewandtheit und Kraft, wie sie nur bey sehr wenigen Menschen gefunden wird, so wie dabey sein Kopf immer reicher an listigen Anschlägen und verschlagenen Entwürfen wurde, wodurch er sich zu dem gefahrvollen, weitschichtigen Handwerke des Krieges trefflich vorbereitete.

Im echten Kernathletengeist trat er plötzlich, wie ein Wolkenerzeugter, an die Spitze seines bedrängten Volks. Bewunderungswerth erscheint hier seine Heldenseele, die sich ganz aus eigenen Kräften, frey, wie der edle Falke, emporschwang, und ihm, den keine Willkühr eines bestochenen leichtsinnigen Volks, noch Patrizierschutz erhoben hatte, mehrere Jahre hindurch in mehr, als königlichem Ansehen erhielt. Während dieser Zeit erschienen seine herrlichen Tugenden mit Einfalt und Nüchternheit der Sitten verbunden.

Speise und Trank genoß der Mäßige nur so viel, als zur Erhaltung seines Körpers notbwendig erfordert wurde: wenig war sein Schlaf, den er in der Rüstung abwartete, und mit der Erfahrung eines greisen Feldherrn, verband er des feurigen Jünglings Muth; vor keiner Gefahr, worin ihn trotz aller Vorsicht und Klugheit etwa der Zufall, oder weniger befolgte Befehle verwickelt hatten, bangte ihm, denn mit eigener Gewandtheit verstand er sich selbiger durch geschickte Benutzung des Augenblicks zu entziehen, und sodann konnte der Feind eben so wenig einen Vortheil über ihn erringen, als anhaltende Arbeit seinen Riesenkörper zu schwächen, oder ein Unfall seinen weit umfassenden Geist zu knicken vermochte.

Zu diesen Vollkommenheiten, welche an sich schon einen Feldherrn verrathen würden, gesellten sich noch die höhern eines vortrefflichen Menschen, denn so schmückte ihn eine [illegible]

mende Freundlichkeit, womit er gleich beym ersten Anblick aller Herzen magisch an sich kettete, eine in seiner Lage und zu seinen Zeiten, selbst bey den gebildeten Römern selten vorkommende Menschlichkeit, eine unbestechliche Gerechtigkeitsliebe, eine anspruchlose Bescheidenheit, eine reine Enthaltsamkeit und ein so edler Uneigennutz, daß er jederzeit nur den geringsten Antheil der wohlerworbenen Beute für sich behielt, und oft noch diesen großmüthig unter Arme und Hülfsbedürftige vertheilte. Und diese seine hohen Tugenden waren nicht etwa gesucht oder angenommen, um die Augen der bewundernden Menge anzuziehen, oder etwa die Resultate langwierigen Nachdenkens und mühsamen Entwöhnens der Thierheit, sondern die reinen unverkennbaren Ergießungen seiner großen, trefflichen Seele. Denn weder ein Fest, noch eine andere Feyer, noch die Lobeserhebungen der Schmeichler, oder der ungetheilte Beyfall einer beglückten und ihn fast anbethenden Nation, wovon jedes Einzelne gemeine Naturen so leicht außer sich selbst hebt und übermüthig macht, waren vermögend in seiner Lebensweise eine Veränderung zu bewirken; selbst da nach so manchen großen Thaten, nach so viel glänzenden Siegen der unverwelkliche Lorbeer seine Schläfe beschattete, vertauschte er doch seinen eigenthümlichen Charakter eben so wenig, als seine schlichte, aber anständige Kleidung. Bey seinem höchsten Feste, als er sich mit der Tochter eines angesehenen Mannes verband, blieb er unwandelbar diesen Grundsätzen treu. Denn als hierbey goldene und silberne Pokale sein Brautgemach schmückten und köstliche Teppiche das Lager lasteten, hob der uneigennützige, sich selbst genügende Held dieß alles mit seinem Speere empor, indem er äußerte, daß nur von diesem sein Ruhm und seine Ehre abhinge; und als man ferner in ihn drang: sich gesalbt zum Mahle zu verfügen, weigerte er sich dessen, nahm etwas Brod und Fleisch, welches er stehend verzehrte, und überließ die anderen Leckereyen seinen Begleitern, sodann hieß er seine Braut vorführen, bestieg nach Landessitte mit ihr feyerlich ein Pferd und leitete sie ins Gebirge, wo sich sein Heer gelagert hatte.

Ein solcher Mann, entflammt von einem gerechten Haß gegen meuchelnde Römer, an der Spitze einer kriegerischen, zu großen Thaten geeigneten Nation, mußte etwas Großes vollbringen.

Entschlüpft der Niederdolchung und Verkaufung von dreytausend seiner Mitbrüder zog Viriath eine Menge kühner und verwegener Streiter, die nichts mehr zu verlieren, sondern nur zu gewinnen hatten, zusammen, welche täglich neue Mannschaft so verstärkte, daß er bald sich mit den Römern messen zu können glaubte, und verwegen genug war, sich vor ihrem Angesichte zu lagern. Zehntausend Mann zählte sein Heer und mit der Verwüstung von Turdetaniens Fluren begann er den Feldzug.

Alles ging planmäßig und überlegt von statten und nun meinten Roms siegestrunkene Schaaren, die bey bekränzten Bechern und unter rauschenden Dithyramben ihre Eroberungen gefeyert hatten, daß man sich ernstlich jenem furchtbaren Feinde entgegen stellen und alles anwenden müsse, um den Herkules in der Wiege zu erdrücken. In dieser Absicht suchte ihn C. Vetilius, theils mit neu angeworbener Mannschaft, theils mit erprobten Veteranen auf, und stürzte, als die Feinde nach Lebensmitteln ausgegangen waren, plötzlich unter sie, verbreitete Tod in den Reihen der Erschrockenen und trieb die Überbliebenen in so unwirthbare Örter, daß Hunger oder Schwert ihr nur gefristetes Leben enden mußte.

In dieser Verlegenheit schickten sie Gesandte an die Römer, welche ihnen vorstellten, wie nur die drückendste Noth und Hunger ihnen die Waffen in die Hände gezwungen hätten, und eine benachbarte, mit ihnen verbrüderte Nation ihnen die nothwendigsten Lebensbedürfnisse verweigere, und sie nöthige, dasjenige mit Gewalt zu erpressen, was ihnen zu verschaffen, freundschaftliche Bitten nicht vermocht hätten. Kundbar sey ihnen, daß die gütige Natur, als Mutter und Herrscherinn aller Menschen, gewisse Provinzen nur darum so gesegnet hätte, damit sie durch ihren Überfluß andere Hülfsbedürftige, unter der Unfruchtbarkeit ihrer Provinzen schmachtende Völker unterstützen könnten. Gedrückt von dieser Noth, und zurückgewiesen mit ihren Bitten hätten daher viele Jahre hindurch die leidenden Lusitanier Einfälle in römische Besitzungen wagen müssen, und verschiedene Ländereyen verwüstet, wovon gegenwärtig ein Theil unbebaut liege, der andere aber von römischen Kriegsheeren und ihren Verbündeten erschöpft würde. Wenn sie nun von diesen einen geringen Theil ihnen zur Bebauung anwiesen, so sollten die Kriege aufhören und statt rastloser Feinde würden sie in den Lusitaniern theilnehmende, treue Freunde finden; in welcher Hinsicht sie sich mit all dem Ihrigen an die Römer übergeben und sich gänzlich ihrem Dienste weihen wollten, so daß sie gewiß keine redlichere und nützlichere Bundesgenossen, als Lusitaniens Bewohner haben würden. Übrigens sey ihr Vertrauen auf Römer-Großmuth zu gegründet, als daß sie glauben könnten, wie Rom ein unschuldiges, nur für sein Leben flehendes Volk zu vernichten strebe. Sollten hingegen diese ihre Bitten nichts vermögen, so wären sie entschlossen, ihre Freyheit bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, und den Römern nichts, als den Triumph über eine Wüste zu lassen.

Nicht unangenehm schienen dem Prätor diese Vorschläge, und schon spannen sich wechselseitige Unterhandlungen an, als Viriath, dessen Sinnen sich die jüngsten Beyspiele des schändlichen Wortbruchs eines Galba und das unedle Benehmen des Lukulls mit lebenden Farben vorstellten, in seiner Heldenkraft auftrat, in einer kraftvollen Rede den Lusitaniern mit unumstößlichen Gründen jeden Vergleich widerrieth, und ihnen, wenn sie ihm gehorchen wollten, versprach, sie aus gegenwärtiger Gefahr zu erlösen. Alle versprachen ihm Treue und Gehorsam.

Hierauf stellte er sein Heer in Schlachtordnung und nachdem er tausend Mann auserlesene bey sich behalten hatte, befahl er den Übrigen, sobald er sein Pferd bestiegen haben würde, sich in alle Gegenden zu zerstreuen und seiner bey der Stadt Tribola zu warten.

Ob nun gleich Vetilius dieses bemerkte, so wagte er, einen Überfall befürchtend, es doch nicht die Abziehenden zu verfolgen, sondern wendete sich vielmehr selbst gegen den Viriath, welcher im Vertrauen auf seine Reiterey, die er mit Erfolg anzuwenden wußte, jeden Versuch des Feindes zwecklos machte, da er bald eine förmliche Flucht, bald einen hartnäckigen Widerstand zu beabsichtigen schien, und dadurch seinem Gegner, wenn er ihn sicher zu greifen glaubte, stets entwischte. Durch diese taktischen Kunstgriffe hielt er die Römer fast zwey Tage auf dem Platze fest, und entzog sich (da er nunmehr die Seinigen in Sicherheit glaubte) durch Begünstigung der Nacht und genauer Wege-

...niß mit unglaublicher Geschwindigkeit den Augen seiner ...samen, aber schwer bewaffneten, übelberittenen und der ...de unkundigen Feinde.

Dieser so wohl berechnete und durch einen glücklichen Er... gekrönte Anschlag erwarb dem Helden ein ungemeines An..., und von diesem Zeitpuncte an versammelte sich um ihn ... zahlreiche Menge junger, muthiger Streiter, welche unter ...n so kühnen und erfahrnen Feldherrn sich Lorbern zu errin... und vereint mit ihm ihrem bedrängten Vaterlande die Fr..y... zu erkämpfen strebten.

War der Rückzug des Viriath schnell, so war es nicht min... die Hast des Vetilius, welcher kaum vernommen hatte, daß Viriath zu Tribola befände, als er ihm mit seiner Armee ...e. Durch eine Waldung führte sein Weg, und hier hatte ... schlaue Viriath einen Theil seiner Schaaren in Hinterhalt ...t, er selbst aber beschlossen, dem Römer mit wenigen unter Augen zu treten. Sobald er daher den Vetilius erblickte, zog ...ch furchtsam ins Dickigt, nicht zweifelnd, daß ihm dahin ... rasche und unbedachtsame Feind folgen würde. Der Erfolg ...rach seiner Absicht, denn kaum gewahrte ihn Vetilius, als ...ch ihm nachstürzte. Aber eingeschlossen von Sümpfen und ...estrippe verstrickt, wurden die betroffenen Römer nunmehr ... allen Seiten angegriffen und theils niedergehauen, theils ...rengt, Vetilius selbst gerieth in Gefangenschaft, und fand ..., weil man ihn nicht kannte, sein Ende. Viertausend Rö... deckten den Wahlplatz oder wurden gefangen genommen, ... nur sechstausend retteten sich mit ihrem Quästor nach Kar...s.

Dieser, im gerechten Mißtrauen gegen seine erschrockenen ... flüchtigen Soldaten suchte sich mit fünftausend Belloren und ...oren zu verstärken, und ging sodann seinem siegreichen Fein... ...tgegen. Aber alle wurden niedergehauen und nur der Quä... fand hinter den Mauern der Stadt eine sichere Zuflucht.

Durch diese Siege wuchs das Zutrauen der Lusitanier in ... Maße, als sich die Furcht der Römer mehrte. Diese waren ...nehr überzeugt, daß sie nicht mit rohen barbarischen Horden, ... Leitung und Zweck, sondern mit einer im Krieg erfahrnen ... durch Tactik gebildeten Nation zu thun hätten, die ein ...n anführe, welcher die Aufmerksamkeit der Römer errege ...es wohl verdiene mit ihnen einen Kampf wegen der Herr... ...t zu beginnen.

Der Besitz eines an Menschen, Pferden, Eisen, Silber und ... reichen Landes, schien überdieß den Römern wohl eine Ar... unter Anführung eines erfahrnen und bewährten Feldherrn ...fordern, und diesen glaubten sie in dem C. Plautius, ei... bekannten und durch nicht geringe Thaten ausgezeichneten ...ger, gefunden zu haben, welchem zehntausend Mann Fuß... und eintausend dreyhundert Reiter anvertraut wurden. Doch ... so wenig, als Vetilius rechtfertigte dieser die Wünsche der ...ion. Denn Viriath, welcher nach der Niederlage des Veti... Carpetanien verwüstete, ergriff seine gewöhnlichen Künste, ...m er sich bey der Ankunft des Prätors furchtsam zurückzog, als ihm dieser viertausend Mann nachschickte, plötzlich um...e und alle, bis auf wenige niederhieb.

Siegreich setzte er sodann mit kühnem Sprunge über den ...s und schlug unter den Augen des Prätors auf dem mit ...äumen bepflanzten Venusberg sein Lager auf. Diese Keck... konnte des Römers hohe Seele nicht länger dulden, er brann...te vor Begier sich mit ihm zu schlagen, und griff ihn mit echt römischem Ungestüm an. Für ihre Freyheit und Erhaltung fochten Viriaths Schaaren, für ihre Ehre, Macht und Herrschaft kämpften Roms Krieger; ein alter, ererbter, nur seit kurzem etwas befleckter Ruhm ging vor diesen letztern her, neue, erst jüngst errungene Vortheile verherrlichten jene. Schrecklich wüthete die Schlacht, wie ergrimmte Bären kämpften die Lusitanier, so daß Plautius Schaaren fast gänzlich aufgerieben wurden, und er mit dem Rest sich genöthigt sah, mitten im Sommer Winterquartiere zu beziehen. Der Sieger verschonte nachher die zur Ernte reifenden Felder der römischen Bundesgenossen, und begnügte sich bloß, ihnen eine mäßige Abgabe aufzulegen und die sich Weigernden mit Gewalt zu bedrohen.

Durch eine eigene hier erwähnenswerthe List beunruhigte er die Socobrigenter*). Da er einen zum Hinterhalt schicklichen Platz unweit ihrer Stadtmauer bemerkt hatte, so besetzte er ihn mit einigen Geschwadern und ließ durch etliche der Seinigen ihre auf den Triften weidende Heerden wegtreiben; die Socobrigenter verfolgten sie, und wurden, sobald sie den Punct des Hinterhalts berührt hatten, von Viriaths Leuten sämmtlich niedergehauen. Nicht lange darauf entfernte sich Viriath auf drey Tagereisen von ihnen, legte sodann diese Strecke in einem Tage zurück, überfiel die Unbekümmerten, und eroberte ihre Stadt, deren Einwohner sich eben mit Opfern beschäftigten.

Kaum war der Ruf dieser beyspiellosen Unternehmungen, über deren bewundernswürdige Kühnheit die Römer erstaunten, und des Waffenglücks dieses Heerführers in Rom erschollen, als man den Plautius wegen übeln Verhaltens, und weil er das Ansehen des römischen Volks vermindert und Besitzungen verloren hatte, ins Exil verwies, dem Viriath aber einen Consul entgegen zu schicken beschloß, um beyde Spanien zu vertheidigen. Dieß Geschäft wurde dem Q. Fabius Maximus Servilianus übertragen. Allein ehe dieser noch abreiste, sollte sich Viriath noch größern Ruhm erwerben, und seinen Nahmen in Rom noch furchtbarer machen; denn ein neues römisches Heer unter Anführung des Prätor Claudius Unimanus wurde von den Lusitaniern beynahe gänzlich aufgerieben, und die erbeuteten Siegeszeichen zum Trotz und Hohn der Römer auf den vaterländischen Bergen erhöht. Bey diesem Vorfall stießen tausend Römer in einem Walde auf dreyhundert Lusitanier; es kam zu einem hitzigen Gefecht, worin siebenzig Lusitanier und dreyhundert zwanzig Römer fielen. Einzeln und sicher zogen sich erstere zurück und nur einer ihrer Fußsoldaten, welchen Kampfshitze mit fortgerissen haben mochte, gerieth unter römische Reiter. Bey diesem ungleichen Gefecht stieß der Lusitanier das Pferd eines Reiters mit einem Speer nieder und hieb dem Herabsinkenden mit einem Streich den Kopf ab, worauf die übrigen flohen und der Lusitanier unverletzt bey den Seinigen anlangte**).

*) Frontin erzählt den Vorgang folgender Maßen: Viriath wollte die Römer in einen Hinterhalt locken, und ließ der Socobrigenter Vieh wegtreiben, nichts befürchtend folgten ihm die Römer; aber nun brach der Hinterhalt hervor, und achthundert derselben verloren nebst dem Lucull ihr Leben.

**) Mehrere dergleichen Erzählungen von Muth und Stärke einzelner Lusitanier würde man gewiß finden, wenn das ehemahlige Publicum so anecdotenhaschend als das gegenwärtige gewesen wäre, oder wenn man es vielmehr für werth gehalten hätte, bewiesene Schuldigkeit zu lobpreisen.

Nach Rache dürstend und die Schmach der erlittenen Niederlage zu vertilgen, eilte Fabius mit zwey Legionen auserlesener Schaaren ins Feld, musterte sie bey Orsone und zählte fünfzehntausend Mann Fußvolk und zweytausend Reiter; täglich übte er sie in den Waffen, damit er einem so wichtigen Feinde nicht rohe, unbehülfliche Krieger entgegen stelle.

Während der Abwesenheit des Consuls beunruhigten die Lusitanier die römischen Holzschläger, worauf sie dessen Legat angriff, aber mit großem Verlust und Überlassung einer reichen Beute zurück getrieben wurde. Fabius, sobald er diese Schreckensnachricht vernommen, eilte zur Unterstützung der Geschlagenen herbey, vermied jedoch sorgfältig eine Schlacht, so sehr sie ihm auch Viriath von seiner Seite anboth. Denn der schlaue vorsichtige Römer hatte die Absicht, seinen geachteten Gegner durch kleine Gefechte zu entkräften, die Seinigen an den rauhen und wilden Anblick der Lusitanier zu gewöhnen und sie gegen Wunden und Tod gleichgültig zu machen, dann aber mit einem einzigen Schlage den entnervten Feind zu zertrümmern. Treu in Befolgung dieses Plans gab er daher auch selbst denen, die er nach Lebensmitteln ausschickte, stets hinlängliche Bedeckung mit, welche Vorsicht er seinem Vater, dem bedachtsamsten und aufmerksamsten Feldherrn, der im Kriege wider den Perseus sich mit Ruhm bedeckt hatte, verdankte.

Diese und ähnliche weise Maßregeln krönte auch das Glück mit dem herrlichsten Erfolg, denn in zwey aufeinander folgenden blutigen Treffen wurde Viriath geschlagen, eine ihm treue Stadt ward mit Sturm erobert, eine andere in Brand gesteckt, und er selbst gezwungen, sich nachBöcor zu flüchten, wohin ihm auch der rastlose Consul folgte, um viele Lusitanier zu vernichten. Vielleicht wäre es ihm gelungen, den Viriath gänzlich auf eine ehrenvolle Art zu besiegen, wenn ihn nicht die Jahreszeit, seine Römer in die Winterquartiere nach Corduba zu führen, genöthigt hätte*).

Das unbeständige, durch zwey verlorne Schlachten bekräftigte Kriegsglück sowohl, als die anerkannten großen Feldherrntalente seines Gegners überzeugten nunmehr den ungeblendeten Viriath wohl, daß er nicht zu sehr auf den Nachdruck seiner Waffen rechnen könne. Er suchte sich daher durch den Beystand anderer Nationen zu verstärken, und seinen Bemühungen gelang es auch, die Arracer, Kithoer und Belloer, lauter kriegerische Völker vom römischen Bunde abzuziehen, woraus im diesseitigen Spanien (Hispania citeriore) der numantische Krieg entstand, welcher die Römer nöthigte, ihre Kräfte zu theilen, und jenen den Metell, dem Viriath aber den Quintius, als Nachfolger des Fabius, entgegen zu setzen.

Den Unternehmungen des Quintius lächelte auch anfänglich das Glück, Viriath wurde geschlagen und auf den Venusberg getrieben, allein hier benutzte er sogar das Unglück zum Siege, indem er von seiner Flucht umkehrte, die Römer mit Nachdruck angriff, ihnen einige Fahnen entriß und sie bis in ihr wohlverschanztes Lager zurücktrieb. Wie ein aufgejagter Löwe wendete er sich im Grimm nach Ituca, eroberte es mit dem Degen in der Faust, vertrieb daraus die römische Besatzung und verwüstete sodann ungehindert Baßetanien, unterdessen Quintius aus unerklärbarer Nachlässigkeit mitten im Herbst in Corduba die Winterquartiere bezog, zufrieden genug, dem Viriath einen Trupp Spanier aus Italien unter des Marius Anführung, dem man hinlängliche Kriegs- und Ortskenntniß zutraute, entgegen gestellt zu haben.

Bey diesen zurückgehenden Waffenschritten der Römer trat wiederum Fabius mit achtzehntausend Mann Fußvolk und sechzehnhundert Reitern gegen den siegenden Lusitanier auf. Mit einem Theil davon eilte er nach Ituca, wo ihm unterweges Viriath mit sechstausend der Seinigen begegnete, und ihn plötzlich unter fürchterlichem Kriegsgeschrey und Tumult angriff. Ein schrecklicher Feind, geschaffen den Muth selbst zu erschüttern, furchtbar durch sein rohes wildes Ansehn, tödtlich durch die ihn beseelende Kampflust und bewährte Kriegserfahrenheit. Aber sie, wie ein Fels im brandenden Meer, bestand den wüthenden Angriff Roms Jugend, ungehindert verfolgte der Consul seinen Weg, und unverrichteter Sache sahe sich Viriath zum Rückzug genöthigt.

Da nun vollends der Nachzug vom Heere nebst zehen vom numidischen König Micipsa verliehenen Elephanten anlangte, wodurch der Römer Heer ansehnlich vermehrt wurde, erfocht der Consul über seinen Feind einen glänzenden Sieg. Als sich aber beym Nachsetzen die Römer zerstreuten und dieses dem scharfblickenden Viriath nicht entging, so sammelte er mit *Gedankeneile* die Seinigen von der unedlen Flucht, griff die *Sieger an*, *vernichtete* dreytausend derselben und trieb die übrigen in's Lager, wo sich solche Furcht verbreitete, daß man sogar auf die Ehre eines Widerstandes Verzicht leistete, zitternd sich die Soldaten unter den Zeltern verbargen und weder durch die Tribunen noch von dem Feldherrn selbst zur Schlacht vorgeführet werden konnten. Wirklich hätte bey dieser fast allgemeinen Stumpfheit die Untergangsstunde des römischen Heeres geschlagen, wenn nicht C. Fannius, des weisen Lälius Schwiegersohn, *mit einigen wenigen* sich vertheidigt und die Nacht den Streit beendigt *hätte*. Von diesem Zeitpunct an rastete nun der wachsame Viriath weder Tag noch Nacht, des Consuls Lage zu erschweren, unaufhörlich beunruhigte er ihn durch leichte Truppen und nöthigte ihn endlich, sein Lager abzubrechen und sich nach Ituca zu begeben. Auch er, der eine geschmolzene Armee, und selbst für diese nicht hinlänglichen Unterhalt hatte, verbrannte bey Nacht sein Lager und wendete sich nach Lusitanien, ohne daß ihn der Consul hätte erreichen können, der sich bloß mit einem Einfall in Bäturien, und mit der Eroberung und Plünderung von fünf dem Viriath ergebenen Städten begnügen mußte, gegen deren Einwohner, so wie gegen die, welche zum Feinde übergegangen, und sich ihm nachgehends ergaben, er auf's grausamste wüthete*): sodann bezog er die Winterquartiere bey den Kuneern. Doch nicht lange verweilte er hier, sondern beschloß, den Vi-

*) Auch C. Laelius der Weise soll nach dem Zeugnisse Cicero's als Prätor glücklich gegen den Viriath gefochten, und seinen Nachfolgern die Bahn zum Sieg über ihn eröffnet haben. — Auch erwähnt man noch des C. Nigidius, den gleichfalls Viriath überwunden haben soll, gibt aber bey Erzählung dieses Vorfalls weder Zeit noch Umstände an.

*) Laut schreyen römische Schriftsteller über die von sogenannten Barbaren (oder Brigands) verübten Grausamkeiten, und vergessen nicht, sie mit den grellsten Farben zu schildern. Aber wenn bey ihrer Nation mit überlegter Grausamkeit abgeschnittene Köpfe, wie z. B. des Quästors Apulejus Saturninus, bey Gelagen herumgegeben, der Kern von ganzen Nationen kaltblütig geschlachtet, arme Sclaven den Muränen vorgeworfen, oder wie hier vom Fabius wehrlose Menschen aufs scheußlichste verstümmelt werden, so wird dieß bloß beyläufig angeführt, öfters aber ganz mit Stillschweigen übergangen.

riath in Lusitanien aufzusuchen. Unterweges wurde er von Curius und Apulejus, Anführern einiger Lusitanischen Schaaren angegriffen; diese schlug er, den Curius tödtete er, und entriß ihm die erworbene Beute, eroberte sodann verschiedene Städte, worunter sich Escadia, Gemella und Obulcula befanden, welche Viriath besetzt hatte, tödtete fünfhundert Gefangene und verkaufte neunhundert und fünfzig als Sclaven, gewann hierauf Baccia nebst andern Festungen, und Connabas, ein Unterfeldherr des Viriath, ergab sich ihm, welchen er begnadigte, indem er seinen Mitstreitern die Hände abhauen ließ, und endlich führte er seine Schaaren nach Erisane, diese Stadt zu belagern. Hier aber war unbewußt den Römern der gefeyerte Held Viriath bey Nacht angekommen, und beschloß den Aufgang der morgenden Sonne durch einen Sieg über die Römer zu verherrlichen. Bey dem Dämmern der Morgenröthe wagte er daher einen Ausfall, schlug die mit Schanzen beschäftigten Römer und den übrigen ihnen zu Hülfe eilenden Theil der Armee und trieb die Überreste davon in solche Gegenden, die jeden Rückzug unmöglich machten, und nur den grimmen Tod zeigten. Hatte sich bisher Viriath als ein braver Soldat ausgezeichnet, so bewies er sich gegenwärtig als ein in die Zukunft blickender weiser Feldherr, den das Glück eben so wenig aufgeblasen, als erlittenes Unglück demüthig zu machen vermochte. Denn nicht den schwachen Rest einer geschlagenen Armee strebte er zu vernichten, nicht wollte er sich des Siegs zum Anfachen eines neuen Kriegs bedienen, sondern das Blutvergießen zu enden, und seiner Nation einen dauernden, glorreichen Frieden zu geben, war sein reines, inniges Bemühen. Er kam daher überein, daß zwischen den Römern und Lusitaniern ein Friede abgeschlossen werden sollte, vermöge dessen jedes Volk die Grenzen, wie sie jetzt wären, ungestört besitzen solle.

Dieser für den römischen Nahmen so wenig ruhmvolle Vertrag, der die wirklich großen Thaten des Fabius befleckte, wurde dennoch von den Römern aus Überdruß eines so langwierigen blutigen Krieges angenommen.

So standen die Sachen in Hispanien, als C. Lälius der Weise und Q. Servilius Cäpio das Consulat übernahmen. Letzterer war kaum in Lusitanien angelangt, als er dem Senat schriftlich erklärte: Wie er das von seinem Bruder Q. Fabius mit Viriath geschlossene Bündniß, dem Ansehen des römischen Volkes für ehrenrührig erkläre, worauf er die Antwort erhielt, dem Viriath so viel wie möglich heimlich zu schaden. Da er aber dagegen erklärte, wie er keine Ursache solches zu thun aufzufinden im Stande sey, er aber durch einen Friedensbruch den Römern größere Vortheile verschaffen zu können glaube, so war der Senat treulos genug, den geschlossenen Frieden für ungültig zu erklären und dem Consul Erlaubniß zu ertheilen, den Krieg zu erneuern und den Feind öffentlich zu verfolgen.

Vergnügt über diese Begünstigung führte Cäpio sogleich sein Heer gegen Viriath, welcher unvorbereitet zum Kriege und nicht glaubend, daß die sogenannten Herren der Welt einen Friedensbruch begehen und so auffallend treulos handeln könnten, sich in Ursa befand. Nicht wenig erstaunt war er daher, als er das römische Heer erblickte und dasjenige durch die Wirklichkeit besiegelt fand, woran er, als ehrlicher wortliebender Mann nicht im Traume gedacht hatte. Allein, auch hier verließ ihn nicht die Gegenwart des Geistes, auch hier wußte er, wie ehemahls die nachtheiligsten Umstände zum Heil zu benutzen, denn mit unglaublicher Schnelle räumte er Ursa und verwüstete alle hinter ihm liegenden Gegenden, um den ihm folgenden Feind des Unterhalts zu berauben. Letzterer hingegen suchte durch Eilmärsche dem Viriath zu begegnen, bis es ihm endlich gelang, ihn an den Gränzen der Carpataner zu finden.

Aber zu schwach fühlte sich der Lusitanier, um das Glück eines Treffens zu versuchen, doch sahe er sehr gut ein, daß er ohne List einem so nahen Feinde ohne großen Verlust nicht entgehen könne. Daher nahm er wiederum zu den ihm gewöhnlichen oft erprobten tactischen Künsten seine Zuflucht, stellte die gewandtesten und verwegensten seiner Streiter zum Gefecht auf Anhöhen, wodurch er die Römer täuschte und einen meisterhaften Rückzug durch ein gekrümmtes Thal deckte. Sobald er aber berechnen konnte, daß seine auf dem Rückzuge begriffenen Schaaren eine hinlängliche Strecke Weges zurückgelegt hätten, entfernte er sich selbst zuletzt mit seinem Haufen, gewiß, daß durch die Schnelligkeit der Pferde seine Flucht vor jedem Feinde gesichert sey. Plötzlich folgten ihm die Römer nach, allein die Geschwindigkeit ihres gelenkern Feindes war so groß, daß selbst die Spur, wohin er seinen Rückzug genommen, ihnen unbemerkbar blieb. Der auf diese Art getäuschte Consul ließ nunmehr seinen ganzen Grimm den Vektonen und Gallacern empfinden und beraubte dadurch den Viriath alles Beystandes dieser Völker.

Als der Held sah, daß sein Zustand täglich schwieriger wurde, indem viele der mit ihm Verbundenen theils freywillig abfielen, theils durch Gewalt zum Abfall gezwungen wurden, hielt er für rathsam, ehe er eine zweifelhafte Schlacht auf's Spiel setze, den Frieden zu bewirken, die letzten Einverständnisse zum Grunde zu legen, und dem Consul heim zu stellen, hinwegzunehmen, oder hinzuzufügen, wie es ihm gutdünke.

Seine in dieser Absicht an die Römer geschickten und mit hinlänglichen Aufträgen versehenen Abgeordneten betrugen sich ganz ihrer Würde gemäß, indem sie sich von einem kriechenden Tone und stolzen Äußerungen gleich sorgfältig entfernt hielten. Sie stellten dem Consul vor, wie nunmehr schon das 14te Jahr unter immerwährenden Befehdungen und Blutarbeiten verflossen sey, wiewohl sie nicht Willens wären, alle Schlachten zu erwähnen, damit durch die verlornen ihr Schmerz nicht vergrößert, so wie durch die gewonnenen die Gemüther derer, von denen sie Frieden verlangten, nicht erbittert würden. Sie wünschten nichts, als Frieden, und mit diesem ihre alte, angebethete Freyheit. Sie wären von ihrem Feldherrn beauftraget, jede billigen Vorschläge anzunehmen, sie hofften aber um so mehr billige Bedingungen zu hören, da sie noch stark genug zum Widerstande wären, gegenwärtig aber mehr als Freunde und Bundesgenossen, denn als Überwundene sich um der Römer Freundschaft bewürben. Schon im vorigen Jahre hätte man mit des Consuls Bruder Frieden geschlossen, der vom römischen Volke genehmigt worden, wovon man aber, aus ihnen unbekannten Ursachen, welche sie auch nie untersuchen wollten, abgegangen wäre. Noch wären sie gewilliget, jenen Bedingungen etwas hinzuzufügen oder davon hinwegnehmen zu lassen, wenn es nur der Billigkeit und dem, was Männer erdulden könnten, nicht zuwieder liefe. — Wozu wäre ein Krieg mit einem Volke nöthig, das Befehle willig annähme und sie pünctlich zu befolgen wisse? es wäre ihnen nicht denkbar, daß die Römer nur deßwegen einen Krieg unternommen hätten, um eine Nation vom Erdboden zu vertilgen, welche unerhörte, selbst bey den wildesten Völkern

ungewöhnliche Grausamkeit sie in römischen Busen nicht zu finden glaubten. Sie wüßten, daß die Götter der Römer Waffen im Kriege begünstigten, und daß diese Nation nur gegen Empörer streng, gütig und mild aber gegen Nachgebende wäre, durch welche Billigkeit mehr Nationen gewonnen, als durch bluttriefende Waffen unterjocht wären. Sie wünschten, daß es endlich den Lusitaniern vergönnt seyn möchte, sich unter die erste Classe zu zählen, indem ihr eifrigstes Bestreben seyn würde, sich der römischen Menschenfreundlichkeit würdig zu beweisen.

Hierauf antwortete der Consul: Wie ihr gegenwärtiger Antrag nichts neues enthielte, denn schon oft hätten sie den Frieden in Vorschlag gebracht, als wenn sie des Krieges überdrießig wären, und doch führen sie fort zu kriegen, als wenn sie die Ruhe reue. Oft genug hätten römische Feldherrn mit ihnen Verträge geschlossen, allein nie gefunden, daß sie selbige gehalten. Doch wolle er alles Geschehene vergessen, auch nicht den mit seinem Bruder geschlossenen, vom römischen Senat aber für ungültig erklärten Frieden in Erwägung ziehen, indem er nicht um mit ihnen zu rechten, sondern um mit den Waffen in der Hand sie zu ihrer Pflicht zu verweisen, in ihr Land gekommen sey; wenn sie bey ihrem Starrsinn verblieben, sie durch Krieg zu verfolgen und eine dem römischen Nahmen schickliche Rache an ihnen zu nehmen. Sobald sie aber über ihre begangenen Unthaten Reue empfänden, und sich dem Willen der Götter, welche den Römern die Herrschaft über alle Länder und Völker angewiesen hätten, nicht länger widersetzen, auch seinen Vorschriften gehorchen würden, sey er wirklich nicht so blutgierig, um sie nicht zum Freundschaftsbund aufzunehmen; die einzige Bedingung indessen, unter welcher er ihnen einen dauerhaften Frieden zusichern wolle, bestehe darin, daß sie ihm die Vornehmsten aus den von den Römern abgefallenen Städten, so wie diejenigen, welche an dem Abfall Schuld hätten, und sich gegenwärtig bey dem Viriath befänden, auslieferten. Sollten sie hingegen dieß Bedingniß verweigern, und lieber jene, als sich selbst zu schonen gedenken, so verbäthe er sich in Zukunft alle und jede Gesandtschaften und riethe ihnen sich zum Kriege zu rüsten und die Entscheidung von dem Schwert zu erwarten.

Kaum hatte Viriath diese Bedingung vernommen, so durchschaute er auch die blutgierige Absicht des Römers. Zu sehr durch den Abfall verschiedener Städte, noch mehr aber durch die den Vettonen und Galläcern zugefügten Verwüstungen sich selbst überlassen, konnte er es unmöglich wagen, auf diese grausame Forderung mit neuen Siegen zu antworten. Daher faßte er einen Entschluß, den ihm ein Gemisch von Zuneigung, Freundschaft, edlem Stolz und Selbstständigkeit einflößte. Der Gedanke, seine Lieben in Fesseln zu sehen und den Anmaßungen der Römer und ihrem Spott Preis gegeben zu wissen, empörte so sehr seine Heldenseele, daß er, da er sie nicht zu retten vermochte, seine Vertrautesten, unter denen sich auch sein Schwiegervater, als Anführer eines Trupps befand, mit eigener Hand tödtete*), die übrigen aber dem Römer überlieferte, welcher unmenschlich genug war, ihnen die Hände abhauen zu lassen. In dem Viriath lag es also nicht, daß der Friede nicht zu Stande kam, denn mit den größten Aufopferungen hatte er jede, und so harte Bedingung erfüllt.

Allein die hochmüthige Anmaßung des Consuls kannte keine Grenzen, seine Rachbegier wußte kein Ziel, er wollte die Nation vernichten, nicht zufrieden, ihr die härtesten, empörendsten Bedingungen vorgeschrieben zu haben. Öffentlich aber den Frieden zu brechen, erlaubte seine Heucheley nicht, daher bemühte er sich, sie so zu drücken, daß sie für den Beleidiger und er für den Gekränkten gehalten werden mußte. Sein Plan gelang; denn die Nation, welche sich alles hatte gefallen lassen, welche aller geschehenen Täuschungen ungeachtet, doch noch nicht allen Glauben an die Römer verloren zu haben schien, welche die Verkaufung, Verstümmelung und den Tod von tausend ihrer Mitbrüder mit verbissenem Grimm angesehen hatte, ertrug den Antrag nicht, als ihr der Consul die Waffen abfordern ließ:

Diese und ihre angebethete Freyheit waren das, was sie mehr als das Leben liebten, und erstere brauchten sie ja zur Erwerbung ihres Unterhalts und zum Schutz gegen wilde, reißende Thiere unumgänglich nothwendig, unmöglich konnten sie sich daher von diesen ihren vertrauten Freunden, die sie mit Ruhm und Ehre eine geraume Zeit hindurch geführet hatten, trennen.

Erneuert wurde daher der Krieg, und da der Consul ihn zu enden sich bemühte, so verursachte er dadurch *mehr den* Seinigen, als den Feinden Schaden. Durch *harte* und *grausame* Behandlungen reitzte er seine eigenen Leute gegen sich, und das Schreckbild des kriegerischen, kühnen Viriath bewies ihm die Unmöglichkeit, den Krieg ruhmvoll zu enden. Zu niedrigen Ränken, die jeder rechtliche Mann von ganzer Seele verabscheuet, nahm daher der Feige seine Zuflucht, und beschloß den Mann, den er im offenen Felde nicht besiegen konnte, meuchlings ermorden zu lassen. Durch Geld und Versprechungen dingte er zwey Elende, den Detalkon und Minurus, welche Viriath wegen Friedensunterhandlungen oft zum Consul geschickt hatte, ihre Hände durch diese Schandthat zu besudeln.

Äußerst wenig schlief Viriath, weil die Sorge fürs Vaterland und Entwerfung neuer Plane ihn unaufhörlich beschäftigte; forderte aber ja die Natur einmahl diesen Sold, so geschah es bewaffnet, um bey jedem Fall sich nicht durchs Ankleiden aufzuhalten. Zu keiner Zeit war der Zutritt zu ihm verschlossen. — Dieser Gelegenheit bedienten sich die Bösewichter, eilten, als wenn sie ein Geschäft von Wichtigkeit hätten, in sein Zelt, zerschnitten dem schlafenden Helden die Gurgel, und gingen sodann zum Consul, um den Lohn ihres Bubenstücks zu empfangen, welcher ihnen aber unter dem Vorwande: daß man des Senats Gutachten darüber einhohlen müsse, und daß es dem römischen Volk nie gefalle, wenn Soldaten ihren eigenen Feldherrn getödtet hätten, abgeschlagen wurde.

So endete Viriath, ein Feldherr, dem an Tugenden wenige der edelsten Griechen und Römer, an Muth, Tapferkeit und vorsichtiger Klugheit kein Ausländer, außer Hannibal und Datames, gleich gekommen sind. Und wenn es wahr ist, daß

*) Sollte diese That des Viriaths für Manchen zu viel Barbarey (rauhe Größe) an sich tragen, so bedenke man, daß alle alte Völker ihre Freyheit höher als das Leben schätzten, daß sich z. B. Deutsche und Gallier nach verlornen Schlachten, um nicht in die Hände der Sieger zu gerathen, selbst entleibten, daß sogar bey den gebildeten Römern Virginius seine Tochter, um sie von der Sclaverey zu retten, tödtete, und daß Cassius, Brutus und Cato an sich selbst Hand legten, um frey zu sterben. Ich glaube daher, daß Viriath in diesem Falle eben die Bewunderung, als jene, ja noch mehr verdient, weil er seine Freunde vor Beschimpfung und Verstümmlung sicherte, sich selbst aber aufsparte, um vielleicht dermahleinst seinen unglücklichen Landesleuten noch nützen zu können.

an aus Rückzügen einen großen Feldherrn vorzüglich beurthei-
n müsse, so verdient Viriath, der mit den größten Mühselig-
iten zu kämpfen hatte, eben den Ruhm, den sich Crassus und
enophon, in neuern Zeiten aber Schulenburg und der beschei-
ne Moreau erworben haben.

Vierzehn Jahre *) hindurch führte er mit bewunderungs-
ürdiger Standhaftigkeit gegen die Römer Krieg, wurde selten
n ihnen geschlagen, aber nie überwunden, und trat nach sei-
n Niederlagen immer fürchterlicher und mit neuer Kraft wie
n zweyter Antäus wieder hervor.

Unerschöpflich war er in Entwürfen, kühn und zerstörend in-
rer Ausführung.

Wie sehr wären seine großen Eigenschaften an einem Römer
priesen, und wie sehr wären seine Vaterlandsliebe und alle
ibre großen Eigenschaften mit des Lichtes reinen Farben dar-
estellt worden, wenn nicht unglücklicherweise Lusitanien, son-
ern Rom sein Vaterland gewesen wäre, dessen Schriftsteller,
lind und stumm bey den Verdiensten ihrer Gegner, im Spar-
kus bloß einen Fechter, im Sertorius einen Rebell und im Vi-
ath nur den Räuber sehen **).

Unaussprechlich war der Schmerz der Seinigen bey diesem
Verlust, mit thränenden Augen sahen sie die aufkeimende Saat
rer Freyheit durch einen giftigen Mehlthau getroffen, und sich
ller Hoffnung des Wiederauflebens beraubt, weil kein Lusita-
ier die seltenen Fähigkeiten und großen Tugenden dieses Edeln,
n dessen Ruhm ein römischer Consul seine Schande knüpfte, be-
ß. Ein großer Holzstoß, von welchem des Helden Leichnam
ufloderte, indeß seinen Manen zu Ehren reichliche Opferthiere
auchten, ein kostbares Leichenbegängniß, welches zweyhundert
ämpfende Fechter verherrlichten, Thränen, Segenswünsche von
llen und Fluch über seine feigen Mörder waren die letzte Ehre,
omit die Lusitanier ihres angebetheten Feldherrn unverdienten
od feyerten.

Nach ihm übernahm ein gewisser Tautanus die Führung
es Heers, aber ungleich dem Viriath wurde er vom Cäpio bey
Sagunt geschlagen, an den Bätisstrom getrieben, und daselbst
von den Römern geängstigt, daß er sich und sein Heer unbe-
ingt dem Sieger überließ, welcher nunmehr unter menschliche-
en und den Wünschen der Lusitanier angemesseneren Bedingun-
en ihnen den Frieden schenkte. Und hiermit schloß sich der viria-
thische Krieg, ohne daß dem Consul in Rom ein Triumph wäre
vergönnt worden, dessen sich ohnedieß die Nation hätte schämen
müssen.

Heinrich Gräve.

*) Der Supplementar des Livius setzt die Zeit der Unruhen auf vier, und die Dauer des wirklichen Krieges auf zehen Jahre. Vellejus Paterculus gibt zehen Jahre an, und Offerhaus bestimmt S. 173 das Jahr, in welchem der Viriathische Krieg ausbrach n. E. d. St. mit 603 bis 614. Wer die Art Krieg zu führen bey den Alten kennt, wird gern vier Jahre den Bewegungen und zehen Jahre der wirklichen Handlung einräumen.

**) Ein Beyspiel davon aus Cicero's 11ten Hptst. d. 2. B. v. der Moral: Itaque propter aequabilem praedae portionem et Bargulus Illyrius latro, de quo est apud Theopompum, magnas opes habuit, et multo majores Viriathus Lusitanus, cui quidem exercitus nostri, imperatoresque cessere, quem C Laelius, is, qui sapiens usurpatur, praetor fregit et comminuit, ferocitatemque ejus ita repressit, ut facile bellum reliquis traderet. — Daß aber hier der friedliebende Redner, der beym bloßen Anblick der Soldaten zitterte, den Viriath schlechthin einen Räuber nennt, und ihn mit den Bargulus, einem rohen, wilden Mann, in nicht angenehme oder passende Vergleichung stellt, krümmt dem Besieger der römischen Heere eben so wenig ein Haar, als die Ausfälle des Livius und Horaz dem Hannibal.

Des Preussischen Feldmarschalls Jacob Keiths früheres Leben.

So viele Nahmen uns auch die Weltgeschichte aufbewahrt, welche aus einem dunkeln, ja oft verworfenen Daseyn, durch unvermuthete Zufälle, durch eine kühne That, durch rasches Ergreifen des wandelnden Glücks in den mächtigen Stürmen der Staatenumwälzungen, zur glänzenden Höhe der Unsterblichkeit sich emporschwangen, so zeigt sie uns doch nur wenige, die alles daran wagten, was ihnen Geburt und Gesetze Vorzügliches gaben, um einem fremden Interesse zu folgen, und nachher consequent genug blieben, lieber aus der innern Kraft ihrer Seele sich Hoffnungen erschaffen, auf dem mühevollen Wege der Thaten einen Nahmen sich erringen, als reuig und weinend vom Glück das Verlorne sich wieder erbetteln wollten. Und noch wenigere gibt es, welche aus diesen harten Stürmen die Reinheit ihres Herzens und eine feste Tugend sich retten, deren jugendliche Hingebung nicht in scheues Mißtrauen ausartet, welche durch diese ersten großen Opfer der Welt nicht genug gethan zu haben glauben, und nicht mit feindlichem Egoismus die gewählte Bahn verfolgen, sondern das Unglück vergangener Tage bloß dazu benutzen, ihre Leidenschaften der Klugheit unterzuordnen, durch edle Thätigkeit, durch rastloses Fortschreiten, durch weise Beobachtung und Benutzung der Umgebung und der Menschen, dem Glück doch endlich ein Lächeln abzunöthigen, und durch eignes Bestreben wieder zu erringen, was durch eigne Schuld verloren ging. — So finden wir auch Keith am Hofe Philipps V. nach den unglücklichen Stürmen bey Finisterre und den Niederlagen der Anhänger des Prätendenten in Schottland (1719). Jener schwärmerische bilderreiche Geist der hohen Schulen hatte ihn als 19jährigen Jüngling (1715) in den Strudel der Empörung gegen Georg I. hinabgezogen *). Verbannt aus dem Vaterlande, aller seiner Güter beraubt, durchwanderte er arm und hoffnungslos Frankreich und Italien mit seinem armen Eduard. Noch ein Mahl sollte ihnen das Glück in der Theilnahme eines mächtigen Fürsten lächeln, doch nicht in seinem Herzen war sie entsprossen, sie war nur eine Geburt der Staatskunst des schlauen Alberoni. Der Zufall hatte diese Hülfe Philipps V. herbey geführt, der Zufall zerstörte sie wieder. Alberoni fiel und mit ihm die letzte Hoffnung für Eduard, der scheu und flüchtig andere Hülfe sich suchte. Mit unerschütterlicher Treue war bis hierher Keith dem Prätendenten gefolgt, und hatte alle Mühseligkeiten seines schwankenden Geschicks mit ihm getragen, so lange noch irgend eine ferne Hoffnung für ihn vorhanden war. Aber nun, als mit dem

*) Jakob Keith war 1696 aus einem der ältesten Schottischen Häuser geboren. Sein Vater war der Marschall von Schottland, Graf und Lord Wilhelm von Keith und Altree, seine Mutter Maria Drummond, geborne Gräfinn von Perth. Die Sitte seines Vaterlandes ließ ihm als zweyten Sohn nur den Nahmen seines Vaters, nicht dessen Stand und Würde erben, welche nur dem Erstgebornen zukommen. A. d. V.

spanischen Hofe die letzte Stütze verloren ging, nun glaubte er sich nicht ferner verpflichtet einem Verbannten zu folgen, dem seine Hülfe nichts nützen konnte. Er war überzeugt, für jenen genug gethan zu haben; er glaubte nun für sich selbst handeln zu müssen, und so waren ihm die Anerbiethungen Philipps willkommen. Die verhängnißvolle Völkerversammlung zu Cambrai (1721), gab ihm die Aussicht auf einen nahen Krieg, und dieser berechtigte ihn zu den glänzendsten Hoffnungen. Kein Krieg brach aus, die lange Ruhe, das pedantische Paradeleben ward seinem feurigen Geiste zur Qual. Doch die Dankbarkeit gegen Philipp hielt ihn zurück; er betrachtete ruhigen Blicks die Grimassen der Pfaffen; ihre Lobeserhebung und ihre freundliche Besorgniß für sein künftiges Wohl schien er nicht zu verstehen. Die Gnade des Königs ließ ihm von diesen nichts fürchten, sein inneres Gefühl nichts hoffen. Doch bald sah er, wie ohnmächtig die Gnade des Königs sey, wenn Verhältnisse der Kirche ihr entgegen standen; er fühlte immer mehr das Drückende seiner Lage, und die Verlegenheit des Königs, welcher sich zu fürchten schien, ihm Beweise seiner Gewogenheit zu geben. Er fand, daß die Quelle dieser scheuen Gnade seine Religion seye, und daß ihre Hingebung glänzend würde belohnt werden. Doch um den Glanz, selbst einer Krone, konnte er sich zu diesem Opfer nicht entschließen. Er sann eben auf Mittel aus dieser hoffnungslosen und gefährlichen Lage sich zu befreyen, als der König selbst ihm einen ehrenvollen Ausweg an die Hand gab. Die Mönche glaubten nähmlich, daß nun ihre ewigen Anspielungen, und die glänzendsten Versprechungen seine Grundsätze hinlänglich untergraben hätten, und daß es nur eines freundlichen Wortes des bedürfte, um Keith in den Schooß der einzig wahren K locken. Der König selbst war zu stolz, um nur den G fassen zu können, daß ein dem mißlichen Geschick en Flüchtling auch dem leisesten seiner Wünsche entgegen se de, und liebte auf der andern Seite Keith zu sehr, nicht den einzig möglichen Weg zu seinem vollen Glück leichtern. So sendete er seinen Beichtvater an Keith, in freundlich versteckten Worten die Gnade des Königs gen, und ihm Gelegenheit geben sollte, derselben sich men würdig zu machen. Der schlaue Mönch wußte sein so süß als möglich einzukleiden, indem er sagte: „Se. ka Majestät wünschten ungemein, daß der Herr Oberste möglich machen möchte, demselben die Achtung, die Sie hegten, zu zeigen.“ Längst zu diesem Schritte vorbereit wortete Keith in den ehrerbiethigsten Ausdrücken: „E Seiner katholischen Majestät gefallen, mir den Abschied währen, und Dero Empfehlung an den Hof von Pe gnädigst zu schenken.“ Voll Unmuth zog der Mönch ab. der König sich gekränkt fühlte, so konnte er doch dem fest des Biedermannes seine Achtung nicht versagen, und b seine Bitten aufs ehrenvollste. Bald darauf (1728) verl seine glänzende Lage, die ihm drückender geworden war, Elend der Verbannung, und trat als General-Major ters II. Dienste.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Wie auffallend niedrig in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts die Preise der Bedürfnisse und die Gesindelöhne standen, ersieht man unter andern auch aus dem berühmten Adam Riesischen Rechenbuche. Exempel: „Einem Knecht gibt man das Jahr 9 fl., 3 Paar Schuhe zu 4 Gr. 3 Pf., 1 Paar Stiefeln für 15 Gr., 4 Ellen kleine Leimat (Leinwand zu 19 Pf. und 8 Ellen grobe Leinmat zu 10 Pf. Der Knecht dient 19 Wochen 4 Tag: hat auf seinen Lohn empfangen 2 fl. 5 Gr., 1 Paar Schuhe und 4 Ellen kleine Leinmat, wie viel ist er (der Herr) ihm noch schuldig?“ — Einer Magd gibt man das Jahr 4 fl., 4 Paar Schuhe zu 2 1/2 Gr. und 9 Ellen Leinmat zu 16 Pf. ꝛc.

....

Als Mallebranche zum ersten Mahl das Buch des Descartes, Traité de l'homme las, fand er sich häufig genöthigt, wegen eines heftigen Herzklopfens seine Lectüre zu unterbrechen.

Bey der ersten Idee, die in Rousseaus Geist zu seinem Werke gegen die Wissenschaften kam, empfand er eine an Wahnsinn gränzende fieberhafte Unruhe.

....

Furchtsame Menschen sind gewöhnlich abergläubisch. Melanchthon war es auch, und zwar in dem Grade, daß er seinen Todestag astrologisch ausrechnete, und als er nach seinem Wahne herannahte, beynahe vor Angst starb. Luther besuchte ihn in diesem Zustande und sagte: „Fürchte dich nicht, Philippe, du wirst nicht sterben.“ Er starb auch nicht.

....

Der Abt Regino schreibt in seiner alten Sammlung von Denkwürdigkeiten, wovon Morin die Handschrift sah, Folgendes: Wenn einer nicht fasten könnte (im 9ten Jahrhundert) und sich mit seinem Gelde loskaufen kann, so zahlt ein Reicher für 7 Wochen 20, sollte er nicht so viel haben, 10, wenn er aber blutarm ist, 3 Zehner; der, dem in der Buße aufgegeben war, bey Brod und Wasser zu fasten, singe d Psalmen, und beuge bey jedem das Knie, im Unterlassungsfalle tern bethe er 1680.

....

Antoine Possevin band sich Nachts, wenn er studiert Klingel an den Fuß, um sogleich wieder zu erwachen.

....

Der große Colbert war ein bekannter Kunst- und Dicht Als er sich einst in Gesellschaft mit Boileau und Racine auf sein sitze befand, und der Bediente einen Prälaten meldete, wand schnell und sagte: „Man thue und zeige ihm alles, was er verl mich selbst nicht!“ —

....

In dem 1655 zwischen Frankreich und England geschlosse delsvertrag wurde im 24sten Artikel festgesetzt: daß in allen ten, über welche die dazu aufgestellten Commissärs nicht überei könnten, die Republik Hamburg Schiedsrichterin sollte.

....

1745 trat der sonderbare Fall ein, daß die Pforte (unter V). den kriegführenden Mächten Frankreich, Österreich ꝛc. mittlung anboth. Bey der Eröffnung des Vorschlags an die Ge Constantinopel sagte ihnen der Großvezier die brüsken, aber ed te: „Ist es nicht eine Schande für euch Christen, daß ihr, die wahre Glaubigen gelten wollt, den Geist des Friedens aus eu verbannt, und daß wir, die ihr die Unglaubigen nennt, euch d nungen, die ihr selbst haben solltet, einflößen müssen? Wirklic die Pforte Vorschläge; allein die Sache kam nicht zu Stande.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch den 12. und Freytag den 14. Februar 1812.

„Gewisse Dienste Königen zu leisten,
Ist mißlich, ist ein sehr gewagter Wurf,
Der, fehlt er seine Beute, auf den Schützen
Zurückeprallt.

Schiller.

(19 und 20)

Don Antonio Perez, Staatssecretär Philipps des Zweyten, Königs von Spanien.

Ein Gegenstand der Furcht und des Neides, stand die spanische Monarchie in der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in colossalischer Größe da. — Der unglückliche Ausgang der Schlacht bey Alcazarquivir, in welcher der portugiesische König, Don Sebastian, sein Leben einbüßte, hatte die spanische Krone mit einem Königreich beschenkt, welches, wie bedeutend es auch durch sich selbst seyn mochte, durch seine außereuropäischen Besitzungen in Ost- und Westindien, noch unendlich bedeutender wurde. Ganz Amerika, so weit man es bis dahin kennen gelernt hatte, gehorchte dem spanischen Zepter, und unermeßlich waren die Schätze, welche aus Mexico und Peru in die Schatzkammer des spanischen Monarchen strömten. Den Kirchenstaat allein ausgenommen, waren alle italienische Staaten von Spanien abhängig, oder, als unmittelbare Bestandtheile der großen spanischen Monarchie, von spanischen Vicekönigen regiert. Die Niederlande, von England aufgemuntert und unterstützt, trachteten nach Freyheit; aber wie sehr sie auch an der Kette rütteln mochten, die sie dem Willen des spanischen Cabinets unterwarf, so verzweifelten sie doch an dem glücklichen Erfolg ihres Unternehmens, so oft sie die unwiderstehliche Macht des spanischen Monarchen in Betrachtung zogen. Das deutsche Reich hatte seit Carls des Fünften Tode an Losgebundenheit gewonnen; aber die Bande der Verwandtschaft zwischen den Höfen von Madrid und Wien dauerten fort, und wirkten wenigstens in sofern günstig für Spanien, als es Deutschland zu einer Fundgrube neuer Streitkräfte machen konnte. Frankreich und England dachten nur darauf, wie sie dem politischen Untergange entrinnen wollten, womit sie bedroht schienen. Das erstere war durch Bürgerkriege zerfleischt; das letztere ahnete seine große Bestimmung, der Welt als erste Seemacht zu gebiethen, allein es fehlte an allen den Mitteln, welche zu diesem großen Ziele führen; Mittel, welche keine menschliche Weisheit, wohl aber die Revolution von 1688 geben konnte.

Der lebende Geist des ungeheuren Staatskörpers, den man damahls spanische Monarchie nannte, war Philipp der Zweyte. Seine Regierungsmaximen entsprachen dem unermeßlichen Umfange seines Reiches. Da es unendlich mehr auf ein Zusammenhalten als auf ein Leiten ankam, so konnte es nicht fehlen, daß sein Geschäft nach und nach auf seinen Charakter überging, den Menschen aus ihm verdrängend, um den Herrscher zu entwickeln. Schwerlich ist von allen Regenten der drey letzten Jahrhunderte irgend einer so allgemein verkannt worden, als Philipp. Wie alle Menschen, so wollte auch er liebend geliebt werden; allein indem die Bestimmung eines Regenten den Ausschlag über seine Wünsche gab, und das Gemüth dem Geiste weichen mußte, stand er als Intelligenz zuletzt unbefreundet da, tief erkennend, daß es ihm nie erlaubt gewesen sey, als Mensch zu fühlen.

Mit dieser innern Nothwendigkeit fand Philipp der Zweyte sein Gegenbild in seinem natürlichen Bruder, dem berühmten Don Juan d'Austria. Ein Sohn Carls des Fünften und einer deutschen Dame, hatte dieser Prinz seine erste Erziehung von einem gewissen Louis Quixada erhalten, welcher, unbekannt mit seiner Abkunft, in ihm nichts weiter erblickte, als einen jungen Menschen, für welchen sich der Kaiser zu interessiren geruhete. Nach dem Tode des Kaisers begab sich Philipp der Zweyte auf einer Reise nach Toledo in das Kloster la Espina, und Louis Quixada erhielt den Auftrag, den jungen Juan von Villa Garcia de Campos, seinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, nach dem Kloster zu bringen. Hier machte der König den Jüngling mit seiner Abkunft und Bestimmung bekannt. Don Juan wurde davon mehr betroffen, als ergriffen. Als Mitglied der königlichen Familie erhielt er einen seinem Range angemessenen Haushalt; allein die Abhängigkeit, worin er bis dahin gelebt hatte, wirkte wenigstens in sofern fort, als er von dem Glanze, womit man ihn umgab, unberührt blieb, und sich die Personen, welche zu seinem Hofstaat gehörten, lieber verbinden, als ihnen gebiethen wollte. Daher die seltene Anhänglichkeit, die man für ihn fühlte. Mit dem Prinzen Don Carlos und einem Neffen des Königs, dem in der Folge so berühmten Alessandro Farnese, auf die hohe Schule von Alcala de Henarez gesandt, blieb er seinem un-

sprünglichen Charakter getreu; und wiewohl sich seine Anlagen immer bestimmter entwickelten, so behielt er doch diejenige Einfalt der Sitten, die sich in Anspruchlosigkeit offenbart und bey weitem mehr geben, als er empfangen will. Erst als Don Juan sich durch die Besiegung der Moriscos und durch die Schlacht bey Lepanto einen Nahmen erworben hatte, der durch die ganze Welt erscholl, fühlte er leise Anwandlungen von Ehrgeitz, welchen der Wunsch nach Unabhängigkeit zum Grunde zu liegen schien; doch auch diese Anwandlungen waren zu schwach, um den Charakter ganz zu verwischen, den er, von der Wiege an, erhalten hatte, und so trat er immer von selbst wieder in die Schranken der Gesetzlichkeit zurück, aus welchen ihn das Gefühl seiner eigenen Kraft, oder die Aufmunterung seiner Rathgeber, verdrängen zu wollen schienen. Unstreitig war Don Juan zur Instrumentalität geboren; aber indem er dieß nicht in jedem Augenblick seines Lebens gleich sehr erkannte, gerieth er mit dem König Philipp in eine Opposition, welche, ohne verderblich auf beyde zurück zu wirken, die merkwürdigsten Folgen hatte. Aus ihr ging das Schicksal des Antonio Perez hervor; eines Mannes, dessen Andenken um so mehr zurückgerufen zu werden verdient, da der Geist seines Jahrhunderts an demselben hängt, und uns Dinge vergegenwärtigt, welche nie in der Erinnerung untergehen dürfen.

Als das Leben des Don Juan, nach dem Tode des Prinzen Carlos, ein öffentliches zu werden begann, gab Philipp der Zweyte, um die Legalität des Prinzen zu sichern, einem gewissen Juan de Soto den Auftrag, ihn als Secretär zu begleiten; dieß geschah beym Ausbruch des granadischen Krieges, in welchem Don Juan den Oberbefehl führte. Soto eignete sich aus allen möglichen Gründen zu dem ihm anvertrauten Posten. Er war bis dahin Staats-Secretär des Königreichs Neapel gewesen und hatte sich als solcher eine seltene Übersicht erworben. Dazu kam, daß er in der Führung seines Amtes, so lange er unter der unmittelbaren Aufsicht des Königs stand, so viel Eifer in der treuen Erfüllung seiner Pflichten bewiesen hatte, daß man auch nicht den kleinsten Zweifel in die Echtheit und Zuverlässigkeit seiner Gesinnungen setzte. Auch fand Philipp der Zweyte mehrere Jahre hindurch keinen Grund, den Schritt zu bereuen, den er in Soto's Anstellung bey dem Don Juan gethan hatte. Zwar erfuhr man, daß Soto sich das Wohlwollen des Prinzen in einem ganz vorzüglichen Grade erworben habe; da sich aber der Prinz in allen Dingen den Aussprüchen des Königs unterwarf, so konnte man nicht umhin zu glauben, daß dieß Soto's Werk sey, und die Folge davon war, daß Soto mit Gunstbezeugungen überschüttet wurde. Man kam von dem einmahl gefaßten Wahne nicht eher zurück, als bis Don Juan nach der Schlacht bey Lepanto, dem Auftrage, Tunis zu zerstören, auf eine so auffallende Art auswich, daß man Verdacht schöpfen mußte. Es war der päpstliche Nuntius, durch welchen der Schleyer, welcher das ganze Geheimniß bedeckte, zuerst zerrissen wurde. Pius der Fünfte war dem Sieger bey Lepanto allzuviel schuldig, als daß er sich die Aufforderung hätte versagen können, ihm in seiner Bewerbung um die Krone von Tunis bey Philipp dem Zweyten das Wort zu reden. Der Papst that es durch seinen Nuntius am Hofe des Königs von Spanien; und jetzt lag es am Tage, daß Don Juan nach Unabhängigkeit ringe, und mit nichts geringerem umgehe, als mit der Wiederherstellung des carthaginensischen Staats. Diese Idee konnte, wie es schien, nur in Soto's Kopf entsprungen seyn. Je größer sie war, de[sto] furchtbarer wurde Soto. Es versteht sich ganz von selbst, da[ß] Philipp in die Forderung seines natürlichen Bruders nicht ein[-] ging. Um ihn aber so wenig als möglich zu beleidigen, nahm [er] die Miene an, als wenn sein Plan, in Betreff des Don Juan, weit über ein solches Königreich hinausreiche, als Tunis je[...] werden konnte; und nachdem er den Prinzen zufrieden ge[...] hatte, kostete es nur sehr wenig Mühe, den Juan de Soto [von] ihm zu entfernen, der den einträglichen Posten eines Prov[...] general de la Armada erhielt, damit man ihn, als einen Ma[nn] von Kopf, desto sicherer in das königliche Interesse zurückz[...] möchte.

An seine Stelle trat der bisherige Staats-Secretär Ju[an] de Escovedo; allein was Soto'n als Secretär des Don Ju[an] begegnet war, begegnete auch seinem Nachfolger. Philipp de[r] Zweyte, welcher nur die Intelligenz seiner Minister in Anspruch nahm, herrschte über sie um so bestimmter, weil er sich selbst nur als Intelligenz darstellte. Nicht so Don Juan. Da das Gemüth in ihm vorherrschte, so machte er die Intelligenz frey, und verführte dadurch zu einer vollendeten Hingebung gegen seine Person und zur Verwechselung seines Interesse mit dem des Staats. Mit welchen guten Vorsätzen auch Escovedo in seine Dienste getreten seyn mochte, so sah er sich doch nur allzubald in der Liebenswürdigkeit eines Herrn befangen, dessen Freundlichkeit gegen den monotonen Ernst Philipps des *Zweyten allzusehr* abstach, um nicht zu Vergleichungen zu leiten, *welche zu Don* Juan's Vortheil ausfallen mußten. Es schien, als ob hierbey jeder Widerstand unnatürlich sey; und die Bereitwilligkeit, dem berühmtesten General seiner Zeit zu dienen, mußte der Crisis angemessen seyn, in welcher Europa damahls lag.

Frankreich hatte, um in dem ungleichen Kampf mit Spanien nicht zu unterliegen, den Türken in Europa's Angelegenheiten hineingezogen; die Schlacht bey Lepanto aber hatte die christliche Welt wenigstens in sofern gerettet, als der Übermuth der Pforte war gedemüthigt worden. Von Frankreichs Seite war von diesem Augenblick an für Spanien um so weniger etwas zu befürchten, weil es in einem Bürgerkrieg befangen war, der es hinlänglich beschäftigte. Nur England war furchtbar, wiewohl bey weitem mehr als heimlicher, denn als offener Feind. Um Spanien von seiner politischen Höhe herabzuwerfen, gab es kein besseres Mittel als Verstopfung der Quellen, aus welchen seine Stärke floß. Der Zusammenhang zwischen Europa und America war vorhanden, wenn gleich nicht in der Form, die er in neuern Zeiten erhalten hat. Diesen Zusammenhang zu unterbrechen, oder vielmehr die Vortheile desselben, so viel als möglich, von Spanien auf sich selbst abzuleiten, hörte England nicht auf, die spanischen Silberflotten zu beunruhigen. Wollte Spanien von dieser Seite unangetastet bleiben, so mußte es auf eine förmliche Unterjochung Englands Bedacht nehmen. Was im Jahre 1588 von Lissabon aus unternommen wurde, das sollte schon im Jahre 1576 von den Niederlanden aus bewerkstelligt werden. Nach den Memoiren des Antonio Perez ist es keinem Zweifel unterworfen, daß eine Landung in England der eigentliche Zweck der Sendung des Prinzen Don Juan in die Niederlande war. Unstreitig glaubte man die Gemüther durch die Gegenwart eines Helden zu gewinnen, der, so weit er von sich selbst abhing, die Güte selbst war. Die Dinge nahmen eine ganz unerwartete Wendung, weil man den Geist des religiösen Fanatismus allzu we-

ig beachtet hatte; allein wenn es möglich gewesen wäre, diesen durch Vernunft und Güte zu beschwichtigen, und ein Handelsvolk gegen das andere in Harnisch zu setzen, kurz, wenn die dem Prinzen Don Juan inwohnende Kraft sich in den Niederlanden den so hätte offenbaren können, als sie sich in Italien offenbaret hatte, so würde der Erfolg eines Unternehmens gegen England ganz anders ausgefallen seyn, als er zwölf Jahre später unter der Leitung des Herzogs von Medina Sidonia ausfiel. So lange der Widerstand, welchen die Niederländer leisteten, noch Licht am Tage lag, wiegte man sich zu Madrid mit dem süßen Gedanken, daß die Eroberung Englands eine Kleinigkeit sey; und da Philipp der Zweyte selbst zu verstehen gegeben hatte, daß er seinen natürlichen Bruder zu etwas mehr als einem König von Tunis bestimme, so war es von Don Juans Seite wohl schwerlich eine Anmaßung, wenn er entweder an Elisabeths Seite, oder an ihrer Stelle, England zu beherrschen wünschte, und hoffte. Indessen war es eigentlich Escovedo, der diesen Gedanken am vollständigsten ausbildete und dem Prinzen einen Ehrgeiz einflößte, den er aus sich selbst zu nehmen allzu gutmüthig war. Da man nur durch den Papst auf Philipp den Zweyten einwirken zu können glaubte, so wurde der heilige Vater von neuem um seine Verwendung ersucht. Unstreitig ging das Verlangen des Prinzen nur auf ein förmliches Versprechen von Seiten des Königs, so daß der Papst in der ganzen Angelegenheit den Zeugen abgeben sollte; allein außerdem, daß Philipp kein förmliches Versprechen leisten konnte, mußte er es nothwendig übel nehmen, daß man die Verwendung des Papstes in einer Sache verlangte, deren Anordnung eben der Brüderlichkeit überlassen blieb, welche Don Juan von Österreich aus dem Staube zu dem Range eines Prinzen erhoben hatte. In diesem Sinne mußte Antonio Perez nach Flandern schreiben, nicht ohne bittere Vorwürfe für Juan de Escovedo, den man als den Urheber der ganzen Intrigue betrachtete.

Man weiß nicht, welchen Eindruck die Erklärung des Cabinets auf das Gemüth des Don Juan machte. Escovedo suchte sich zu rechtfertigen; aber weit gefehlt, daß er das alte Vertrauen zurückgerufen hätte, verstärkte er den Verdacht, der einmahl gegen ihn im Gange war, durch mehrere Schritte von der höchsten Bedeutung. Von Paris aus meldete der spanische Gesandte an diesem Hofe, daß Don Juan Unterhandlungen mit der französischen Regierung angeknüpft habe, deren Inhalt vor ihm verborgen gehalten würde. Aus Rom erfuhr man, daß die Bemühungen des Prinzen um die Gunst des Papstes mit allem nur möglichen Nachdruck fortgesetzt wurden. Es war irgend etwas Großes im Werke. Man gab sich alle Mühe, hinter das Geheimniß zu kommen; allein es ließ sich nur errathen, nicht entdecken. Unstreitig drehte sich die ganze Intrigue um eine Coquetterie. Von Philipps Plan unterrichtet, glaubte Elisabeth von England ihr Reich nicht besser beschützen zu können, als wenn sie eben den Helden, der es auflösen sollte, für ihr Interesse gewann. Sie hatte gewiß nie die Absicht, sich mit dem natürlichen Sohn Carls des Fünften zu verbinden; aber sie ließ eine solche Absicht durchschimmern, und mehr bedurfte es nicht, einen abhängigen Prinzen für sich zu bestechen und seine Vertrauten zu ausschweifenden Entwürfen zu bethören. Es ist wahr, daß selbst Antonio Perez von keiner solchen List redet; allein was Anderes konnte die Schritte leiten, welche Don Juan zu Paris und Rom that? Die ganze Sache gewann nun das Ansehen einer förmlichen Verschwörung gegen die spanische Monarchie, und die Schuld derselben fiel auf Escovedo zurück, weil er den bestimmten Auftrag hatte, den Prinzen Don Juan in den Schranken der Legalität zu halten, oder wenigstens den Hof mit der kleinsten Abweichung von der dem Helden vorgezeichneten Bahn bekannt zu machen.

Escovedo von Don Juan trennen und diesen Prinzen seiner natürlichen Anspruchlosigkeit zurückgeben, war eins. Wie aber eine solche Trennung einleiten? Sie konnte nur dadurch zu Stande gebracht werden, daß man die Miene der Unbefangenheit annahm, um Escovedo'n nach Spanien zu locken. Dieß gelang durch die Betriebsamkeit des Antonio Perez. Kaum war Escovedo zu Madrid angelangt, als man alles aufboth, ihm Vertrauen einzuflößen, unstreitig nicht um sein selbst willen, sondern in Betrachtung seines Herrn, der an der Spitze der besten Truppen in Flandern stand. Es scheint, als ob Escovedo seinen Vortheil sehr wohl eingesehen habe; wenigstens war der Ton, in welchem er bey jeder Gelegenheit sprach, bey weitem mehr fordernd, als bittend. Das Mißtrauen Philipps ging durch beleidigten Stolz in Erbitterung über, und es war ohne Zweifel in einer solchen Stimmung, als er seinem Secretär die Worte schrieb: „Wir müssen wohl auf unserer Huth seyn, und ihn aus dem Wege zu räumen trachten, ehe er uns umbringet *)".

Escovedo's Ermordung wurde der Gegenstand einer besondern Conferenz zwischen dem König und Antonio Perez in einem entlegenen Zimmer des Schlosses San Lorenzo. Nach dem Berichte, welchen Antonio Perez darüber in mehreren vertrauten Briefen abgestattet hat, sagte der König: „Ich habe über die von meinem Bruder angeknüpften Unterhandlungen reiflich nachgedacht und das Resultat meines Nachdenkens ist: daß wir einen raschen Entschluß fassen müssen, wenn wir nicht alles verlieren wollen. Juan de Escovedo muß aus dem Wege geräumt werden; denn wenn wir ihn bloß verhaften lassen, so haben wir von der Verzweiflung meines Bruders eben so viel zu befürchten, als von Escovedo's Rückkehr nach Flandern. Mein fester Entschluß ist also, Escovedo'n tödten zu lassen. Von Ihrer Treue überzeugt, vertraue ich Ihnen mein Geheimniß; da Sie aber zugleich derjenige gewesen sind, der Escovedo's Intrigue zuerst entdeckt und zu meiner Kunde gebracht hat, so ersuche ich Sie, mir Ihren Beystand in dieser wichtigen Angelegenheit nicht zu versagen. Ich kenne Ihren Eifer, und Sie selbst begreifen, warum keine Zeit zu verlieren ist." Antonio Perez suchte einen Auftrag von sich abzulehnen, der so viel Gehässiges mit sich führte; der König aber verbath sich sogar die Dazwischenkunft eines Dritten, den Antonio Perez in Vorschlag brachte, weil er in dem ganzen Handel als Partey erschien, auf eine so positive Weise, daß für den Staats-Secretär kein anderer Ausweg blieb, als den Willen seines Gebiethers blindlings zu befolgen. Dem gemäß ertheilte Antonio seinem Haushofmeister den Befehl, Personen aufzusuchen, welche Escovedo'n erschössen oder erstächen. Ein gewisser Insuasti übernahm das Werk und Escovedo fiel den 31. März 1577 von einem Degenstoß, den er von Insuastis Hand auf dem Markte St. Jacob empfing, als er eben in seine Wohnung zurückkehrte. Im October deselben Jahrs wurde

*) Menester será prevenir nos bien de todo, y dar nos mucha priesa á despacharle, ante que nos mate. V. Memorial de Anton Perez del hecho de su causa.

Philipp durch den unerwarteten Tod des Prinzen Don Juan von allen den Befürchtungen befreyt, die er seit mehreren Jahren in Beziehung auf diesen seinen Bruder und dessen Rathgeber unterhalten hatte; denn Don Juan starb im Lager des spanischen Heeres, das er in der Gegend von Namur versammelt hatte, um die Vereinigung der französischen und deutschen Armeen zu verhindern, welche den Niederländern zu Hülfe eilten.

Antonio Perez befand sich zu Alcala de Henarez, als der eben beschriebene Mord vollzogen wurde. Insuasti und seine Gehülfen hatten sich nach Italien geflüchtet. Alle Maaßregeln waren so gut genommen, daß Escovedo's Verwandte, selbst wenn sie die wahren Urheber des Mordes erriethen, aus Mangel an hinlänglichen Beweisen schweigen mußten. Zwar hatte Escovedo sterbend behauptet, daß die Prinzessinn Eboli und Antonio Perez seine Mörder wären; allein dieß war nicht mehr und nicht weniger als eine Vermuthung, worauf sich keine förmliche Klage gründen ließ. Antonio Perez glaubte um so sicherer zu seyn, da er in der Gunst des Königs höher stand, als irgend einer von der gewöhnlichen Umgebung des Monarchen; und da der Staatsgrund Escovedo's Mord dictirt hatte, so durfte er, schien es, nur das nöthige Stillschweigen beobachten, um wegen seines Antheils an diesem Morde nie zur Rechenschaft gefordert zu werden.

Unterdeß hörte man in Madrid nicht auf, von Escovedo's Mord zu reden, und je ruhiger der Hof sich in dieser Angelegenheit verhielt, desto geschwinder bildete sich die öffentliche Meinung, daß Günstlinge des Monarchen die Urheber der Meucheley gewesen seyn müßten. Es war das Gewissen des Königs, was die Zungen in Gang erhielt. Vielleicht rechnete man darauf, daß sich der allgemeine Gegenstand des Gesprächs nach und nach in die große Masse der Neuigkeiten verlieren sollte, womit Madrid, damahls der Mittelpunct der Welt, täglich überschwemmt wurde; allein Antonio Perez hatte der Feinde allzu viel, als daß seine That so bald hätte in Vergessenheit gerathen können. Gestützt auf die öffentliche Meinung und angehetzt von mehreren Staatsbeamten, welche mit Antonio Perez unzufrieden waren, überreichte Escovedo's ältester Sohn dem Könige eine Denkschrift, worin er, in seinem und seiner Mutter Nahmen, wegen des an seinem Vater verübten Mordes um Genugthuung bath, und die Prinzessinn Eboli und den Staats-Secretär Antonio Perez als die Urheber desselben nannte. Wie wenig Neigung Philipp auch haben mochte, sich mit dieser Denkschrift zu befassen, so konnte er sie doch um so weniger zurückweisen, da einer der Secretäre, Nahmens Matheo Vasquez, sie unterstützte und so lange zur Sprache brachte, bis der Monarch auf ihren Inhalt einging. Damit die Sache eine erträgliche Wendung nehmen möchte, wurde die Denkschrift des jungen Escovedo dem Präsidenten des königlichen Raths von Castilien, Don Antonio de Pazos, überschickt, und Antonio Perez erhielt vom Könige die Erlaubniß, ihn in das Geheimniß einzuweihen, welches auf Escovedo's Ermordung ruhete. Nachdem dieses geschehen war, entstand die Frage: Welche Maaßregeln hierbey zu nehmen wären? Don Antonio de Pazos brachte in Vorschlag, daß er den jungen Escovedo zu sich kommen lassen, und durch eine Auseinanderlegung der Unzulänglichkeit seiner Beweisgründe von der Verfolgung des Prozesses abschrecken wollte. Dieß billigte der König, und obgleich Antonio Perez seine Einwilligung versagte, so geschah es dennoch und zwar mit allen den Nachtheilen, die von einer solchen Maaßregel unzertrennlich waren. ließ der junge Escovedo sich für diesen Augenblick zufriede len; allein so bald die Feinde des Antonio Perez wahrg men hatten, daß der König in diesem ärgerlichen Han meisten für seine eigene Reputation besorgt war, hörten s auf, dieselbe Sache zur Sprache zu bringen, bis es ihr lang, den Monarchen zu verwirren. Dem Antonio Pere sicherer zu schaden, beschimpfte man die Prinzessinn E öffentlich, daß sie nicht umhin konnte, von dem Könige thuung zu verlangen. Welche Genugthuung aber sollte geben, da er in seinem eigenen Gewissen beunruhigt wa Klarheit des Geistes verließ ihn in einem so auffallenden daß er verschlimmerte, was er zu verbessern die Absich und so den Stolz der Prinzessinn immer höher trieb, bis sich Ruhe zu verschaffen, seine Zuflucht zu einer Verhaftu men mußte.

Ehe es dahin kam, forderte Antonio Perez, der sel lich einsah, daß das Ungewitter, welches sich über seinen te zusammenzog, vermöge der moralischen Schwäche des zum Ausbruch kommen müsse, seinen Abschied, oder we seine Entfernung von der Person des Monarchen. Er u delte deßhalb, wie seine Briefe beweisen, unmittelbar Könige; allein er erreichte seinen Endzweck nicht, es s weil der König seiner allzu sehr bedurfte, oder weil das G niß, daß der königliche Schutz hier nicht ausreiche, viel müthigend war, als daß es einem Staatsbeamten geg ausgesprochen werden konnte. Vergeblich machte sich An nio Perez anheischig, nach Peru zu gehen; der König darauf, daß er in seiner Nähe bleiben, und seine Die bisher, fortsetzen sollte. Um das Verfahren Philipps de ten in dieser hartnäckigen Weigerung begreiflicher zu und um zugleich mehrere Erscheinungen, die sich in der Z geben dürften, gehörig aufzuhellen, wird es nöthig seyn tiefern Blick in die Eigenthümlichkeit Antonios zu werfe

Antonio Perez war ein Sohn des Gonzalo Perez, vierzig Jahre hindurch sowohl Carl dem Fünften, als dem Zweyten in der Eigenschaft eines Staats-Secretärs hatte. Gonzalo war einer der gelehrtesten Männer sein und noch gegenwärtig lieset man von ihm mit Entzü Übersetzung der Odyssee, die zu den Meisterwerken der sp Literatur gehört. In Studien vertieft, welche die Wi verleiden, wurde er von Carl dem Fünften ins Geschä gezogen; und nachdem er einmahl einen festen Punct ge hatte, fehlte es ihm an Muth, den damit verbundenen len zu entsagen. Zweyerley verleidete ihm seinen Wirkungsk aragonisches Gemüth und eine mit den schönsten des freyen Alterthums genährte Fantasie. Verm ersteren eben so freyheitsliebend, als freymüthig, hatte er a he, ein Leben zu ertragen, welches nur durch tausendfälti sichten zu sichern war; vermöge der letzteren mußte er G hassen, deren einförmige Wiederkehr keinen Aufflug ge Gonzalo's Generalität ging auf seinen Sohn über. Mit falt erzogen, offenbarte der junge Antonio sehr früh di gen zu einem kräftigen Staatsmann: Eigensinn, verbun Geschmeidigkeit, eine schnelle Penetration, einen schla Witz, eine seltene Geistesgegenwart. Ein längerer Aufent Italien und Frankreich vollendete die Brauchbarkeit des Mannes. Er kam zu einer Zeit von seinen Reisen zurü

[...]en Vater im Begriff war, von der Bühne des Lebens abzutre[...]n. Ein gewisser Gabriel de Capps sollte das Staats-Secretariat mit ihm theilen; allein Antonio wollte lieber ganz zurücktreten, als in demselben Geschäft einen Nebenbuhler dulden. Diese Entschlossenheit bewog Philipp den Zweyten, das Staats-Secretariat ungetheilt an Antonio zu verschenken; und als bald darauf das Protonotariat von Sicilien erledigt wurde, gab der Monarch es demselben Antonio mit einer Gehaltsvermehrung von 12,000 Ducaten. Eine jährliche Einnahme von mehr als 6,000 Ducaten setzte den jungen Mann in den Stand, ein bedeutendes Haus zu machen. Er vermählte sich mit Donna Juana de Coello, einem Frauenzimmer von vornehmer Geburt, eben so merkwürdig durch Schönheit als durch Tugend. Eine engere Verbindung mit Rui Gomez, Grafen von Silva, dem Gemahl der bekannten Prinzessinn von Eboli, befestigte Antonios Glück; denn da Rui Gomez die Gunst seines Königs in einem so vorzüglichen Maße genoß, und durch Verzichtleistung auf alle Staatsämter die Unparteylichkeit selbst repräsentirte, so konnte es nicht fehlen, daß seine Urtheile den Monarchen bey weitem mehr bestimmten, als die seiner übrigen Umgebung. Nach Rui Gomez Tode, welcher im September des Jahrs 1572 erfolgte, bedurfte Antonio keiner Stütze mehr, weil eigene Geschicklichkeit ihn hielt; aber das Verhältniß mit der Prinzessinn Eboli dauerte fort, weil diese Fürstinn noch immer einen wesentlichen Einfluß am Hofe hatte. Wie sehr Antonio auch um die Gunst des Monarchen beneidet werden mochte, so mußte man doch daran verzweifeln, ihn von der einmahl errungenen Höhe herabzustürzen; und da seine Ämter von der größten Bedeutung waren, so fehlte es ihm nicht an Mitteln, sich Freunde zu erwerben, die er durch sein verbindliches Betragen noch mehr an sich fesselte. Das geistige Verhältniß, in welchem er gegen Philipp den Zweyten stand, war gewiß nicht das beste; aber dieß war etwas, woran er wenig dachte, so lange er sich in der Gunst des Monarchen befand. Im Ganzen genommen gab es in Spanien kein Individuum, das in jedem Betracht glücklicher gewesen wäre: Jugend, Gesundheit, Reichthum, die besten häuslichen Verhältnisse, eine beynahe unbeschränkte Macht, als Product der Überlegenheit seines Geistes in dem Verhältniß mit Philipp dem Zweyten, Autorität im Innern des Reichs, Berühmtheit im Auslande, dieß alles vereinigte sich, Antonio'n über das gewöhnliche Loos der Sterblichen hinaus zu heben. Um ihn her blühte eine liebenswürdige Nachkommenschaft auf. Sein ältester Sohn wurde von dem Papste bald nach seiner Geburt mit einer einträglichen Pfründe beschenkt. Die Aussicht in die Zukunft verschönerte sich mit jedem Tage. Es war alles zu hoffen und nichts zu fürchten, bis dem Staats-Secretär der Auftrag ward, Escovedo'n aus dem Wege zu räumen. Sein Unglück bestand recht eigentlich darin, daß er sich diesem Auftrage nicht entziehen konnte, sobald Philipp der Zweyte mit sich selbst darüber einig geworden war, daß kein anderer als Antonio der Ermordung gewachsen sey.

Wir nehmen, nach dieser nöthigen Abschweifung, den Faden der Verschwörungsgeschichte wieder auf.

Philipp der Zweyte wollte sich unter keiner Bedingung von Antonio trennen. Unterdessen hörten Escovedo's Verwandte, von dem Secretär Vasquez unterstützt, nicht auf, den König mit ihren Denkschriften zu bestürmen. Von der andern Seite ängstigte die Prinzessinn von Eboli den Monarchen durch die Hartnäckigkeit, womit sie auf Genugthuung bestand. Welche Stellung Philipp auch nehmen mochte, so konnte er durchaus nicht vermeiden, unaufhörlich an einen Mord erinnert zu werden, der, wie nothwendig er auch gewesen seyn mochte, dennoch das Gewissen belastete. Die Entfernung des Vasquez war in dieser unangenehmen Lage unstreitig der beste Ausweg; allein Vasquez wurde durch das Gewissen des Königs gehalten, welches wiederum in dem Secretär wenigstens in so fern einen Stützpunct fand, als aus allen Reden desselben sehr deutlich hervorging, daß man im Publicum nicht den König, sondern die Prinzessinn Eboli und den Antonio Perez für die Mörder Escovedo's hatte. Nachdem Philipp länger als ein Jahr geschwankt hatte, glaubte er sich durch die Verhaftung der Prinzessinn Eboli und des Antonio Perez Ruhe verschaffen zu können. Er schloß sich hierüber dem Diego de Chaves, seinem Beichtvater, und dem Grafen von Barrajas, Oberhofmeister der Königinn, auf. Beyde bestärkten ihn in seiner Idee, der erste als ein entschiedener Feind der Prinzessinn von Eboli aus jenen Zeiten her, wo er, den Wünschen des Rui Gomez entgegen, den Tod des Prinzen Don Carlos, dessen Beichtvater er gewesen war, gebilligt hatte; der letztere, als ein entschiedener Freund des Matheo Vasquez. Die Verhaftung fand den 28. Julius 1579 statt. Die Prinzessinn von Eboli wurde nach der Festung von Villa de Pinto gebracht; Antonio Perez blieb zu Madrid in der Behausung eines Alcalden des Hofes.

Philipp der Zweyte hatte von jetzt an wenigstens in sofern seinen Endzweck erreicht, als von Escovedo's Ermordung nicht länger die Rede war. Die Prinzessinn Eboli wurde auf der Festung mit der vollen Auszeichnung behandelt, welche ihre Unschuld, ihr Rang und ihre Verwandtschaft mit den ersten Familien geboth. Antonio Perez blieb in dem Besitz aller seiner Ämter, und setzte seine Geschäfte fort, nur daß seine Verhandlungen mit dem Monarchen sich auf schriftliche Mittheilung beschränkten. In Philipps Betragen gegen seinen ehemahligen Vertrauten war so wenig eine Spur von Unwillen enthalten, daß alles vielmehr auf Wohlwollen und Vorliebe hindeutete. Nicht genug, daß der Alcalde den Befehl erhielt, alle Wünsche des Gefangenen, in sofern sie seiner Verhaftung nicht entgegenliefen, zu erfüllen, veranstaltete Philipp sogar, daß Antonio's älteste Kinder ihren Vater besuchen durften; und als Antonio zufälliger Weise in seinem Gefängniß krank wurde, so erlaubte der König, daß er in seine Wohnung zurückkehren, und, nach erfolgter Wiederherstellung, die Messe besuchen durfte. Noch mehr: Antonio durfte in seiner Wohnung bleiben und jeden Besuch annehmen, der ihm gemacht wurde, wenn er gleich, um die Idee einer Verhaftung festzuhalten, keinen Besuch machen durfte. In Madrid wußte man nicht, was man von einem so seltsamen Verfahren gegen einen Staatsgefangenen denken sollte. Antonio selbst mochte sich schwerlich berechnen, wie es dem Könige bloß darum zu thun sey, nicht an Escovedo's Ermordung erinnert zu werden. In dieser Periode mußte Antonio sich schriftlich anheischig machen, den Matheo Vasquez niemahls zu verfolgen, oder verfolgen zu lassen; allein wie fest er auch glauben mochte, daß ein solches Versprechen seinen Prozeß beendigen würde, so blieb es doch ohne allen Erfolg für seine Befreyung; unstreitig weil es dem Könige selbst einleuchtete, daß ein Versprechen dieser Art sich nicht halten läßt. Da Vasquez einmahl das Gewissen des Königs in seiner Gewalt hatte, so war es wohl sehr natürlich, daß der Monarch seine Reise nach Lissabon im Jahre 1581 ohne Antonio Perez antrat, wie

nothwendig er ihm auch als ein in jedem Geschäfte wohl erfahrner Mann seyn mochte. Es war der Streit des Menschen mit dem Könige in Philipps Gemüthe, was alle diese merkwürdigen Erscheinungen hervorbrachte; und so wenig Philipp seine innere Freyheit wieder gewinnen konnte, eben so wenig konnte Antonio von neuem zur äußeren emporsteigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fortgesetzte Wirksamkeit des Johannäums von Gratz.

Das Johannäum schreitet noch immer festen Schrittes in seiner schönen und gemeinnützigen Wirksamkeit fort.

In der Hälfte des verflossenen Monaths erging auf Anlaß des erhabenen Stifters, unter dessen wichtige Entwürfe es gehört, die Historie und die Statistik Innerösterreichs durch erschöpfende Hauptwerke behandeln zu lassen, nachstehender Aufruf zur Beschleunigung der Einsendung der statistischen Materialien:

„Noch immer fehlt es Innerösterreich an einem Hauptbedürfnisse der Vervollkommnung, wozu unstreitig Selbstkenntniß der erste Schritt ist. Es hat noch immer keine Statistik. Das Land, die Einwohner so verschiedener Abkunft, Zunge und Sitte, die Erzeugnisse aller drey Naturreiche, des Kunstfleißes — Gegenstand, Richtung und Mittel des Handelsverkehrs, sind noch allzuwenig durchforscht, besprochen, gewürdiget.

Diesem Zwecke näher zu rücken, erließen Se. des durchlauchtigsten Erzherzogs Johann kaiserl. Hoheit, mit allerhöchster Genehmigung Sr. Majestät des Kaisers und Königs, durch sämmtliche Werbbezirke hier beygeschlossene Fragentwürfe *).

Höchstdieselben ließen und lassen noch beyde Lande durch wissenschaftlich gebildete Männer und Künstler in geognostischer, naturhistorischer, physikalischer und pittoresker Hinsicht bereisen, Messungen und Aufnahmen anstellen, Landkarten verfassen, die verschiedenen Landestrachten (interessant als Abzeichen der verschiedenen Herkunft, Beschäftigung und Sitte) und die merkwürdigsten Gegenden durch ihren geübten Pinsel zur allgemeinen Anschauung bringen.

Der Vorsatz über die Steyermark und Kärnthen nicht nur ein historisches, sondern auch ein statistisches Hauptwerk zu liefern, ward bereits in den Statuten des Johannäums angekündiget. Des Wissens Gebieth ist so groß, und das Leben so kurz! — Welcher Zuruf an jeden Patrioten mit der Einsendung der Materialien zu eilen, und selbe schon so zu sichten und zu ordnen, daß die Zusammenreihung des Ganzen um so leichter und schneller vor sich gehen kann? Wer könnte einem so gemeinnützigen Unternehmen seine thätigste Mitwirkung versagen? Wer gegen den Boden, der ihn gebar und nährte, eine so schmählige Gleichgültigkeit beweisen?

Ausarbeitungen von Privaten können unmittelbar an Se. kaiserl. Hoheit eingeschickt werden; jene der Behörden laufen, wie bisher durch die Werbbezirke an die Kreisämter."

*) Diese Fragen sind bereits in Nr. 8. dieses Archives vom verflossenen Monath, zur allgemeinen Kenntniß gebracht worden.

Wahrhaft erfreulich ist unter anderen, das unterm 17ten Jänner erlassene so verständige, als gemeinnützige Circulare des Gubernialraths und Klagenfurter Kreishauptmanns von Fradeneck.

Die bereits eingesendeten Elaborate sind aus dem

Brucker Kreise

Werbbezirke Göß, Gallenstein, Freyenstein, [illegible]senberg, Berneck, Widen, Kindberg, Ma[illegible] Mürzzuschlag mit der Schilderung der Hammerwerke [illegible] die Werksinhaber: Trofayach, Unter-Kapfen[illegible] Trefflich ist aus diesen des Amtscontrollors Beck Beschr[illegible] der Staatsherrschaft Göß, durch ihre verständige Anord[illegible] Umständlichkeit und practischen Sinn. Werbbezirk Fr[illegible]stein vom Kameral-Verwalter Rottenberg und Ga[illegible]stein durch den Pfleger Trost. — Ein brauchbares Idi[illegible] erhöht den Werth dieser letztern Arbeit. Aus dem

Grätzer Kreise.

Werbbezirk Reitteregg, Neuschloß, Arnfels [illegible]sen, Kirchberg an der Raab, Münchhofen, Fe[illegible] Welsdorf, Hainfeld, Fürstenfeld.

Unter diesen Bearbeitungen ragen durch ihre ersch[illegible] Beantwortungen hervor, jene von Arnfels von dem [illegible] Commissär Foßel, Reitteregg durch den Bezirks-C[illegible]sär Breitler, des Magistrats und der Commende Fü[illegible]feld, durch den Bürgermeister Schütz und Controllor [illegible]rer. Vom

Marburger Kreise

Werbbezirk Schachtenthurn und Ebenfeld, [illegible]gistrat Pettau, vom zweyten ein gutes Elaborat dur[illegible] Bezirks-Commissär Ambroschich, und von dem [illegible] sehr gutes vom Bürgermeister Neumann und Secretär [illegible]er. Aus dem

Cillyer Kreise.

Werbbezirk Studenitz und Reichenburg, le[illegible] vom Werbbezirks Beamten Burkherr gut bearbeitet.

Außerdem langte von dem Verwalter des Baron Z[illegible]schen Waldeisenwerks Mißling, Jaur, eine muste[illegible] Darstellung dieses Eisenwerks ein.

Bürgermeister Vissa gab eine Beschreibung jener [illegible] Steinkohlenfeuer nach den Eggenwaldischen Werken erze[illegible] Hammerproducte des Steinkohlenwerkes in Weitzberg.

Der Verweser Loybl von Niederalbl sendete eine b[illegible]gende Beschreibung des Eisenbergs und Schmelzwerks ein [illegible] einer durch seinen Sohn fleißig gezeichneten Ansicht der G[illegible]

Dem Seccauer Pfarrer Ignaz Fuchs, dankt [illegible] zwey sehr verdienstliche Arbeiten über die Entstehung des [illegible]stiftes und der jetzigen Kirche zu Seccau — dann eine Be[illegible]bung des aufgelassenen Kupferbergbaues in Schönberg.

Das Museum vermehrt sich übrigens Tag für Tag [illegible] interessante Geschenke warmer Patrioten und Freunde des [illegible]nen und Nützlichen. Die Gratzer Zeitung liefert genaue Ver[illegible]nisse davon. — Da finden sich Beyträge aus allen drey R[illegible] der Natur aus Innerösterreichs gesammtem blühenden Un[illegible]fe, vaterländische Münzen und Chroniken und Merkwürdi[illegible]ten von den Briefen Äneas Sylvius, nachmahligen Papst [illegible] II. und vom Ehrenspiegel und der Landhandvest[illegible] bis an das Richtschwert, mit dem der in die Conspiration [illegible]nis, Nadasdis, und Frangipanis verwickelte Stat[illegible]ter der Steyermark Graf Tattenbach enthauptet wurde[illegible]

Unter diesen wirklich sehr interessanten Geschenken ist u[illegible] andern auch das Stammbuch des durch seine Reisen und ri[illegible]

ches Thun bekannten Freyherrn Wolfgang Jacob von Herrstein (1602) *).

Des Preussischen Feldmarschalls Jacob Keiths früheres Leben.

(Beschluß).

Peters II. Regierung verstrich ohne Thaten und Ruhm, und Keith erinnerte sich der schläfrigen Zeiten in Madrid, und mes nagende Mißbehagen des unthätigen Lebens fing schon ieder an ihn zu quälen, als Peters Tod (1730) und Anna Iwanownas Thronbesteigung, zu neuem Leben, in einen glänzenden Wirkungskreis riefen. Die längst ersehnte Kriegstrompete tönte. Die Helden Münnich, Lascy und Keith, setzten August die Krone von Pohlen auf's Haupt, und sammelten sich unverwelkliche Lorbeern. Lascy und Keith (als Generallieutenant) eilten mit ihren siegenden Heeren Österreich zu Hülfe, ihre Ankunft beschleunigte den Wiener Frieden (1735). Zu neuen Thaten rief sie die Kaiserinn in die Ukraine, wo sie mit Münnich bey Perecop, auf den Mauern von Azow und Oczakow ihre Nahmen verewigten. Beym Sturm auf Oczakow fiel Keith schwer verwundet auf den Wällen nieder. Er mußte sich aus dem Getümmel des Kriegs entfernen, und mit ihm floh das Glück die russischen Fahnen. Indessen hatte Schweden eine drohende Miene gegen Rußland angenommen, wahrscheinlich auf Frankreichs Hülfe gestützt. Der Kaiserinn war nun die Wunde Keiths erwünscht, welche ihn an der Theilnahme des Kriegs hinderte. Sie glaubte in ihm den Mann gefunden zu haben, der den schlauen Cabalen des Hofs mit dem nähmlichen kalten Blute begegnen könne, wie den blutigen Stürmen der Schlacht. Unter dem Vorwand, seine Gesundheit wieder herzustellen, sendete sie ihn mit geheimen Aufträgen (das Verhältniß mit Schweden betreffend) nach Frankreich. Mit einem Blick überschaute er das bunte Gewirre dieses Hofs. Er wußte den König zu fesseln, seine heitre launigte Außenseite täuschte die Minister, er lenkte sie nach seinen Wünschen, während sie ihn in ihren Netzen gefangen glaubten. Zu Aller Erstaunen war das Geschäft glücklich vollendet, und Anna hatte nichts mehr von Frankreich zu befürchten. Eben wollte er nach Rußland zurück, als ein neuer ehrenvoller Auftrag ihn auf's angenehmste überraschte. Er erhielt den Befehl, auch am Hofe von St. James das Nöthige wegen der schwedischen Unruhen zu verhandeln. Süße Gefühle bewegten seine Seele, als er immer näher und näher Brittanniens Küsten heranrücken sah. Thränen der Freuden rollten über seine Wangen, als er das geliebte Land betrat, denn er fand es mächtig und blühend unter dem Zepter der Hannoveraner! Er sah nun den Irrthum seiner Jugend ein, ohne sich dessen schämen zu dürfen, und huldigte von ganzem Herzen Georg II., von welchem er mit aller Achtung empfangen wurde, welche ihm und seiner Monarchinn gebührte (5. Febr. 1740). Allen Gesprächen über sein ehemahliges Verhältniß zu Georg I. und allen Lockungen in seinen vorigen Stand zu treten, wich er aus — er blieb Russe. Seine Freundlichkeit, seine Gewandtheit machte ihn allen Gesellschaften angenehm, und gab ihm hinlänglichen Raum, das Terrain und die Menschen kennen zu lernen, die er bald bis in ihr innerstes durchschaute. Seine gediegenen Kenntnisse, seine biedere Festigkeit erwarben ihm die Achtung aller Geschäftsmänner. So mußte wohl auch diese Negotiation nach Wunsch geendigt werden, und er kehrte vom ganzen Hofe geachtet nach Rußland zurück. Indessen war der Friede mit den Türken (25. Febr. 1740) geschlossen worden, und Keith erhielt für seine rühmliche Theilnahme an demselben, den Alexander Newsky-Orden und einen kostbaren Degen. Anna glaubte in ihm den Mann gefunden zu haben, der die Wunden der zerrüteten Ukraine am leichtesten würde heilen können. Sie beehrte ihn mit dem Gouvernement dieser Provinz, und er wußte ihrer Wahl Ehre zu machen. Die Kenntniß des Landes, sein scharfer immer spähender Blick, seine menschenfreundliche Redlichkeit machten ihn zum Wohlthäter der Einwohner. Der heitre Frühling, der unter seinen Händen dieser Provinz aufging, sammelte in seine Lorbeern die glücklichen Blüthen des Friedens; noch jetzt wird dort sein Nahme gesegnet! Diese Ruhe war ihm nicht zuwider, er liebte sie; denn frey wirkte sein Geist in einer heitern Welt, die er sich selbst geschaffen hatte; er fühlte sich glücklich und belohnt, denn er sah glückliche Menschen um sich, Geschöpfe seines Herzens! —

Anna starb (28. Oct. 1740) und ihr Günstling Biron schien mit der Vormundschaft über den Nachfolger Iwan die ganze Regierung an sich reissen zu wollen. Aber Keith fühlte zu tief das Unwürdige von einem Günstling und Usurpator sich regieren zu lassen, und das Unrecht, welches Iwans Mutter durch ihre Zurücksetzung erlitt. Aus den vorigen Verhältnissen Birons

*) In selbem finden sich die Unterschriften der größten Fürsten und merkwürdigsten Männer ihrer Zeit, z. B.

O combien est plaisant, et souhaitable
De voir ensemble en concorde aimable,
Freres unis s'entretenir.

Ernst Ludwig Herzog von Sachsen, Engern und Westphalen.

Omnium rerum vicissitudo.

Augustus Herzog zu Brunschweig und Luneburgk.

Deus in auxilium meum.
Fridericus Achilles Dux Wirttembergens.

Omnia cum Tempore.

Ludwig Fried. Herzog zu Würtemberg.

Tandem bona causa triumphat.
Joachimus Carolus Dux Bruns. et Luneb. etc.

En Dieu gist ma confience.

Johannes Georg, Postulirter Administrator des Stiffts Straßburck, Marggraff zu Brandenburgk.

Noli { Dicere omnia quae scis,
Facere quae potes,
Credere quae audis,
Judicare quae vides,
Et sapiens eris.

Wolff von Salhausen.

Si Deus nobiscum, quis contra nos.
Wolradus Comes a Waldeck.

Spes mea Cristus.
Ludovicus Eberhardus Comes ab Hohenlohe et Dominus in Langenburg.

Vivit post funera virtus.
Ludovicus Guntherus Comes Schwarzenburgiens et Honsteinius.

zur Kaiserin schloß Keith, daß seine Auflehnung keinen bedeutenden Widerstand finden würde, und erklärte sich also laut gegen Biron. Schon wenige Tage nachher ward Biron ohne Blutvergießen gefangen genommen (26. Nov.) und Iwans Mutter erhielt die Vormundschaft. — Der Krieg mit Schweden begann (August 1741), Lascy und Keith, als General en Chef, erfochten den blutigen Sieg bey Wilmanstrand über Wrangel. Lascy zog sein Heer nach Petersburg zurück, und nahm vorzüglichen Theil an Iwans Entthronung: (25. Nov.) Der größte Theil des Reichs, beynahe alle Armeen huldigten Elisabeth; einer Tochter Peters I. Keith war den Schweden gegenüber in Finnland stehen geblieben, und hörte diese Veränderung mit herzlichem Widerwillen. Er war nicht mehr der stürmische Jüngling, der dem ersten Eindruck mit ganzer Seele sich hingibt. Er überschaute mit sorgsamem Blick alle Verhältnisse, er sah sich nach einer Möglichkeit um, Iwan zu seinem Recht zu verhelfen und fand keine, als mit seiner kleinen Armee gegen ein ganzes Reich zu stehen. Elisabeth war nicht, wie Biron, durch Zufall zum Throne gekommen, sie hatte ein angebornes Recht auf die Krone — die Nation hatte sie dazu berufen, und er, ein Ausländer sollte der Nation ihre Rechte streitig machen, ein Land den Verwüstungen des Bürgerkriegs Preis geben, dem er so viel zu danken hatte? Er unterdrückte seinen Unwillen, und huldigte Elisabeth, doch konnte er eine geheime Abneigung gegen sie nie vertilgen, und im ersten Augenblick schon war er entschlossen ihre Dienste zu verlassen, weil er nicht mit ganzem Herzen dienen konnte. Ein Waffenstillstand schien ihm Gelegenheit zu biethen; doch ehe er sie benutzen konnte, brach der Krieg von neuem aus, der sich mit der berühmten Einschließung der Schweden bey Helsingfort und dem hieraus entstandenen Vertrag (4. Sept. 1742) endigte. — Endlich fing auch in Rußland der Neid und die Cabale gegen die Ausländer an, sich immer heftiger zu äußern, eine natürliche Folge ihrer glänzenden Auszeichnungen! Keith, Löwendahl und viele andere hielten daher zugleich um ihren Abschied an, da sie diesem Übel nicht ausweichen konnten, und davon selbst für den Dienst Elisabeths alles zu besorgen hatten; die Kaiserinn aber konnte sich in diesem kritischen Augenblick unmöglich entschließen, so viele ihrer besten Generale zu verlieren. Sie schlug daher Keith und Löwendahl in den zartesten Ausdrücken den Abschied aus, und um Keith zu beweisen, wie sehr sie ihn ehre und über die Kleinlichkeit seiner Neider erhaben wisse, gab sie ihm den Andreas-Orden, und both ihm den Oberbefehl gegen die Perser an. Gegen diesen Beweis von Achtung konnte Keith nicht undankbar seyn. Er schlug zwar den Oberbefehl gegen die Perser aus, blieb aber in Elisabeths Diensten, und alle Generale folgten seinem Beyspiel. — Die Schweden hatten während dieser Zeit Elisabeths Schwester Sohn, den Herzog von Hollstein Gottorp, Carl Peter Ulrich zum Thronfolger erwählt. Der Herzog aber war als bestimmter Nachfolger der Elisabeth zur griechischen Kirche übergetre[ten] und konnte also diese neue Wahl nicht annehmen. Doch Eli[sa]beth fühlte sich dadurch so sehr geschmeichelt, daß sie Schwe[den] Frieden anboth. Um den Unterhandlungen Nachdruck zu geb[en,] drohte sie mit einer Landung in Schweden. Bey dieser Gele[gen]heit zeigte sich Keith seines Vaterlandes würdig. Sein er[ster] Versuch zur See wurde mit dem schönsten Siege über Ru[ß]... Flotte bey Aland gekrönt. Und nun verlangte Elisabeth die B... des Prinzen Adolph Friedrich von Hollstein Gottorp, dama[li]gen Fürstbischofes von Lübeck, zum Thronfolger von Schwe[den,] welche angenommen und vollzogen wurde (4. July 1743). Hier[auf] von mancherley Besorgnissen bewegt, und die alte Hoffn[ung] auf Wiederherstellung der Calmarschen Union im Herzen, r[ü]ste sich Dänemark mit aller Macht zum Krieg. Elisabeth sch[ick]te sogleich Keith mit 10000 Mann nach Stockholm den Schwe[]den zu Hülfe, wo er auch als ihr Bevollmächtigter auftre[ten] sollte. Er ließ das Schwert in der Scheide, und arbeitete [mit] aller Kraft und Klugheit so lange, bis er den Frieden hergest[ellt] und die Höfe von Stockholm und Coppenhagen wieder verein[igt] hatte. So wußte er Ersatz für die schweren Wunden zu geb[en,] die er vorher den Schweden geschlagen hatte. Er zog sein Heer nach Rußland zurück, um zugleich dem besorgten König von Pohlen gegen die vermuthlichen Anfälle von Preußen zu Hülfe zu ziehen. Doch dieser Krieg zerschlug sich in seinem ersten Beginnen wieder. Der Friede kehrte zurück, ein *allgemeiner Friede*, um im Innern von Rußland den Neidern *Keiths Gelegenheit* zu verschaffen, ihre alten Ränke wieder anzuspinnen. Keith, der ewigen Meutereyen und Cabalen müde, entschloß sich nun in jedem Fall Rußland zu verlassen, und Elisabeth war ihm nicht entgegen; denn das Bündniß mit Österreich schien ihr große Feldherrn überflüssig zu machen. — Doch nicht so leicht als er geglaubt hatte, schied Keith aus diesem Lande, das er als ein zweytes Vaterland betrachten konnte. Ein Blick auf die glücklichen Tage, die er in der Ukraine, der Wiege seines Ruhms verlebt hatte, schien ihn wankend zu machen. Aber ein unbekanntes Gefühl erhob ihn wieder; dunkle Hoffnungen und Ahnungen belebten ihn von neuem; der Nahme Friedrichs des Zweyten schlug wie liebliche Zauberey an seine Seele! — Über Coppenhagen eilte er nach Berlin. Er sah den großen Friederich; der erste Anblick verschwisterte auf ewig diese zwey Geister! Er trat als General-Feld-Marschall in Friedrichs Dienste, wurde bald darauf Gouverneur von Berlin, wo ihn die Academie, wegen seiner ausgebreiteten Kenntnisse zu ihrem Ehrenmitgliede ernannte. — Doch diese letzte Periode seines ruhmvollen Lebens und sein schöner Tod bey Hochkirchen sind zu sehr bekannt, um ihrer hier noch erwähnen zu dürfen. So lange Friederich des Zweyten Nahme lebt, so lange man des siebenjährigen Krieges gedenket, kann Keith nicht vergessen werden! Sein Tod allein hätte ihm Unsterblichkeit erworben!

M i s c e l l e n.

Als der Marschall von Bassompierre im Jahre 1621 als außerordentlicher Gesandter in Madrid erschien, empfing man ihn auf das Ausgezeichneteste. Der König schickte ihm unter anderm durch den Patriarchen von Indien eine Bulle, vermöge deren er mit hundert seiner Leute in den Fasten Fett essen durfte. Auch wurde ihm bey dieser Gelegenheit erlaubt, Comödien in seiner Wohnung spielen zu lassen, und der König von Spanien trug die Kosten davon.

....

Schon von dem König Canut von England sagten seine Hofleute ein Mahl: er sey der Herr des Oceans. Da setzte er sich mit ihnen an das Ufer zur Zeit der Fluth, und da diese ihm und ihnen die Füße netzte, sprach er: ist das die Ehrfurcht, welche der Ocean seinem Herrn schuldig ist? Dieß war im 10ten Jahrhundert.

....

Die Königinn Maria von England gab sich einst den Titel einer Surintendante des mers.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 17. und Mittwoch den 19. Februar 1812.

„Er trug ein schreckliches Geheimniß mit,
Das, jenen starken Giften gleich, die Schaale
Worin es aufgefangen ward, zersprenge.

Schiller.

(21 und 22)

Don Antonio Perez, Staatssecretär Philipps des Zweyten, Königs von Spanien.

(Fortsetzung.)

Fünf Jahre hatte dieser ungewisse Zustand gedauert, als die Sehnsucht nach Freyheit in Antonio's Gemüthe den Ausschlag über alle die Betrachtungen gab, wodurch mehrere einsichtsvolle Freunde, vorzüglich aber Don Gaspar de Quizoja, Erzbischof von Toledo, ihn bis dahin zur Geduld bewogen hatten. Philipp befand sich um diese Zeit zu Lissabon. Antonio Perez schickte mehrere von seinen Freunden an ihn ab, welche ihn um die endliche Entscheidung seines Schicksals ersuchen mußten. Ihre Bemühungen waren vergeblich; der König hielt den einen wie den andern hin; selbst das Ansehen eines achtungswürdigen Geistlichen, Nahmens Rengifo, vermochte nichts über die Politik des Monarchen. Antonio Perez hätte hieraus schließen sollen, daß ein persönliches Interesse seine Gefangenschaft verlängerte; allein indem seine Ungeduld ihn jeder kaltblütigen Überlegung unfähig machte, war er nur auf Mittel bedacht, den König so zu bestürmen, daß seine Befreyung selbst gegen den Willen des Monarchen erfolge. Zu diesem Endzweck mußte sich seine Gemahlinn Donna Juana entschliessen, eine Reise nach Lissabon zu machen. Doch das Resultat dieser Reise wurde durch besondere Umstände sogar tragisch. Donna Juana befand sich nähmlich in dem achten Monath ihrer Schwangerschaft, als sie sich einschiffte; und kaum hatte Philipp die Nachricht erhalten, daß man seine Menschlichkeit bestürmen wollte, als er, um dem Anblick der unglücklichen Gattinn und der noch unglücklicheren Mutter auszuweichen, dem Alcalden Tejada den Befehl ertheilte, Antonio's Gemahlinn vor ihrer Ankunft in Lissabon zu verhaften. Dieser Befehl wurde mit unmenschlicher Strenge vollstreckt, indem man Donna Juana zwischen dem Dorfe Gallega und Lissabon mit großem Geräusch mitten auf dem Meere verhaftete und nach Gallega zurückführte. Eine unzeitige Niederkunft war die Folge dieses Verfahrens; und kaum hatte sich die gemißhandelte Frau von ihrer Betäubung erhohlt, als man ein Verhör nach dem andern mit ihr anstellte, um ihr Geheimniß zu erfahren. Glücklicherweise verlor sie nicht alle Geistesgegenwart, wenn sich der Alcalde gleich einbildete, Wunderdinge von ihr vernommen zu haben. Nach geendigten Verhören kehrte Tejada triumphirend zu Philipp dem Zweyten zurück. Doch die Menschlichkeit hatte unterdessen in Philipps Herzen die Oberhand gewonnen. Zwar machte er dem Alcalden keine Vorwürfe wegen seines grausamen Verfahrens; aber kaum hatte er einen Blick auf die ihm überreichten Papiere geworfen, als er sich voll Unwillen umwandte, und den Verbal-Proceß ins Feuer warf. Gerührt von dem Schicksal Juana's, ließ er sogar den Pater Rengifo zu sich kommen und gab ihm den Auftrag, der Gemahlinn Antonio's zu sagen: Sie möchte nur nach Hause gehen; er verspräche ihr als König und Cavalier, die Angelegenheiten ihres Gatten gleich nach seiner Zurückkunft zu beendigen. So kehrte also auch Donna Juana unverrichteter Sache zu ihrem Gemahl zurück.

Den 1ten März des Jahrs 1586 langte der König wieder in Madrid an. Voll Ungeduld erwartete Antonio Perez die Entscheidung seines Schicksals. Da Philipp sich seines Versprechens nicht zu erinnern schien, so war Antonio kühn genug, ihn zu mahnen. Dieß beleidigte den Monarchen, der sehr ungern in dem Lichte eines bösen Schuldners erschien. Antonio seiner Seits wurde immer dringender, und bestand zuletzt auf eine förmliche Untersuchung seiner angeblichen Vergehungen. Kein besseres Mittel, den Monarchen in Harnisch zu setzen! Zwar gestattete er die Untersuchung nicht, welche Antonio verlangte; allein, da sich voraussetzen ließ, daß Antonio, wenn seine Lage noch länger dieselbe bliebe, sehr leicht auf den Gedanken gerathen konnte, sich in Freyheit zu setzen, so war man auf einen Vorwand bedacht, ihn in engere Verwahrung zu bringen. Dieß schien um so nöthiger, da dem König eine Reise nach Aragonien bevorstand, und Antonio seine Anwesenheit in diesem Königreiche sehr leicht benutzen konnte, um ihm dahin zu folgen, und seine Sache bey dem höchsten Tribunal, Manifestation genannt, anhängig zu machen.

Um nun einen solchen Streich abzuwenden, verordnete der König eine Revision der Geschäftsführung mehrerer Staatssecretäre, zu welchen auch Antonio Perez gehörte. Mitglieder der zu diesem Endzweck niedergesetzten Commission waren der Beichtiger des Königs, Diego de Chaves, nebst einigen andern Personen, deren Abhängigkeit von Philipp notorisch war. Dergleichen

chen Revisionen waren an dem spanischen Hofe etwas Gewöhnliches; sie führten den Nahmen Visitas, und wurden in der Regel über solche Personen verhänget, die man aus irgend einem Grunde fortschaffen wollte. Je mehr sie ihrer ganzen Natur nach politisch waren, desto weniger wurden die Formen des Rechtes in ihnen beobachtet. Wie bey der Inquisition, so wurden auch bey den Visitas alle Zeugen ohne Ausnahme abgehört, ohne daß man sich im mindesten um die Moralität derselben bekümmerte. Eine Confrontation fand so wenig Statt, daß der Angeklagte gar nicht vorgelassen wurde. Das einzige, worauf es ankam, war, Verbrechen zu entdecken, und wie hätte dieß nicht gelingen sollen?

In Beziehung auf Antonio war das Resultat der gegen ihn veranstalteten Visita: Er habe Gelder untergeschlagen, die ihm wären anvertraut worden; er habe Staatsgeheimnisse verrathen; er habe Depeschen verstümmelt. Antonio konnte sich über alle diese Puncte auf das vollkommenste rechtfertigen. In Rücksicht des erstern ließ sich aus den Rechnungsbüchern der Hofetatskasse beweisen, daß er die Summen, welche er untergeschlagen haben sollte, wirklich abgeliefert hatte; in Beziehung auf den zweyten, beruhte die Anschuldigung auf einem Schreiben an Escovedo, das der Sohn desselben beygebracht hatte; Escovedo aber war Secretär des Don Juan d'Austria und dieser Mitglied des Staatsraths; endlich in Betreff des letzten Punctes, ließ sich nachweisen, daß die Depeschen nur in so fern waren verstümmelt worden, als man sie dem Staatsrath vorgelegt hatte, welcher, vermöge einer besondern Politik der spanischen Könige, in die Regierungsgeheimnisse nur in so weit eingeweiht wurde, als diese es für gut befanden. Dieß alles sagte Antonio Perez zu seiner Rechtfertigung, sobald er von dem Inhalte der gegen ihn gerichteten Anklage durch seine Freunde unterrichtet war; allein man nahm darauf so wenig Rücksicht, daß man ihn ohne weitere Untersuchung zu einer zehnjährigen Suspension von seinem Amte, zu einer Geldstrafe von 10,000 Ducaten, zu einem Festungsarrest von zwey Jahren, und zu einer achtjährigen Entfernung vom Hofe des Königs verurtheilte.

Ein solches Verfahren mit Gelassenheit zu dulden, ging über menschliche Kräfte. Antonio brach in den lebhaftesten Unwillen aus, und drohte mit den allerschlagendsten Beweisen seiner Unschuld. Dieß bewog den Beichtiger des Königs, sich zu ihm zu begeben, und ihm zuzuflüstern, daß er sich dem Willen des Königs unterwerfen möchte, da die Revision nur zum Schein wäre angestellt worden, und der König bey diesem Schritte einen großen Plan verfolgte, in welchem man ihn nicht stören müßte. Was der Beichtiger versicherte, schien um so mehr die Wahrheit zu seyn, weil die Sentenz der Revisoren nicht durch die Unterschrift des Königs bekräftigt war; eine Formalität, welche man bey dergleichen Justizmorden nicht zu unterlassen pflegte. Antonio unterwarf sich seinem Schicksal; doch glaubte er durchaus nicht, daß man die Sentenz vollziehen würde. Allerdings würde man sie nie vollzogen haben, hätte sich der König durch die Vollziehung nicht eine Garantie seiner Ruhe während seines Aufenthalts im Königreich Arragonien verschaffen wollen. In wie fern diese gefährdet war, wird sich in dem Verfolg dieser Geschichte zeigen. Es war Antonio's Sache, die wahre Absicht des Königs zu errathen, und dieß Errathen war um so leichter, weil der Beichtiger, einmahl über das andere, selbst unter feyerlichen Eidschwüren, sowohl dem Antonio als seiner Gemahlinn versicherte, daß dem Verurtheilten kein Haar gekrümmt werden sollte. Unglücklicher Weise aber war Antonio's Gemüth voll Argwohn. Sobald also der Alcalde des Hofes erschien, ihn nach einem sicherern Verwahrungsort zu bringen, glaubte Antonio nichts geringeres, als daß die gegen ihn ausgesprochene Sentenz der Revisoren nach ihrer ganzen Strenge vollzogen werden sollte. In der Leidenschaft, die sich seiner bemächtigte, wußte er sich nur dadurch zu helfen, daß er sich in den Schutz der Kirche begab. Dieß geschah mit Genehmigung des Erzbischofs von Toledo, welcher nicht aufgehört hatte, sich für den Unglücklichen zu interessiren, aber den Plan des Königs eben so wenig errieth, als Antonio. Die Absicht dieses kühnen Schrittes war, nach Antonio's eigenem Geständniß, seine Angelegenheit vor einen unparteyischeren Richterstuhl zu bringen, als eine Gesellschaft von Revisoren bilden konnte; allein diese Absicht blieb unerreicht, weil der König kein Bedenken trug, ihn dem Asyl zu entreissen, worein er sich begeben hatte. Er wurde nunmehr gerades Weges nach der Festung gebracht, welche der Prinzessinn von Eboli zum Aufenthaltsort diente, und Philipp offenbarte seine Leidenschaftslosigkeit von neuem dadurch, daß er der Donna Juana die Erlaubniß ertheilte, ihrem Gemahl mit allen ihren Kindern zu folgen.

Kaum war Antonio in Villa de Pinto angelangt, als man ihm auf alle Weise zu verstehen gab, daß er durch Auslieferung seiner sämmtlichen Papiere sein Schicksal nicht wenig erleichtern würde. Da Antonio aber ein Mahl bey sich selbst festgesetzt hatte, daß man nur damit umgehe ihn schuldig zu finden, da ihm folglich alles in dem Lichte der Bosheit und Hinterlist erschien, so mußte er in diesem Antrage einen neuen Fallstrick ahnen. Der Gedanke, seine Papiere auszuliefern, ging ihm um so weniger ein, je mehr er sich mit der Hoffnung schmeichelte, irgend ein Mahl in seinem Leben einen unparteyischen Richterstuhl zu finden, vor welchem er sich rechtfertigen könnte. Daß Philipp die große Menge von Handbillets die er in dem Laufe mehrerer Jahre an ihn geschrieben hatte, in keiner andern Absicht zurückforderte, als um dem etwannigen Mißbrauch zuvorzukommen, den die Unbesonnenheit davon machen konnte, war etwas, wovon er sich durchaus nicht überzeugen konnte; und daher seine positiven Weigerungen in Hinsicht des ihm gemachten Antrages. Die natürliche Folge dieser Weigerungen war indeß, daß man anfing, ihn härter zu behandeln. Dieß geschah dadurch, daß man seine Familie wieder von ihm trennte. Donna Juana wurde mit ihren Kindern nach Madrid zurück geschleudert, wo man ihnen einen besseren Kerker anwies. Die Behandlung, welche sie erfuhren, war eine von denjenigen Foltern, welche edlere Naturen allein zu Bekenntnissen bewegen. Es waren der Beichtiger des Königs und der Graf von Barejas, welche das Geschäft der Folterer übernommen hatten. Beyde gingen von der Voraussetzung aus, daß Antonio's Papiere in Madrid verborgen lägen, und daß Donna Juana um das Geheimniß wisse. Diese Voraussetzung war gegründet. Wie sehr aber auch Chaves und Barejas bitten, drohen und versprechen mußten, so blieb Donna Juana unerschütterlich bey der Betheurung, daß sie nicht im Stande sey, die mindeste Nachweisung zu geben. Es zeigte sich auch bey dieser Gelegenheit, daß alle weibliche Moralität in der Liebe für einen angebetheten Mann enthalten ist. Juana widerstand den Eindrücken, die man auf sie zu machen

[illegible]yte, mit einem Heroismus, der sie den berühmtesten [illegible]rn des Alterthums und der neuern Zeit gleich setzte; die Kraft der Religion wurde vergebens an ihr verschwen[illegible] Dieß dauerte fort, bis aus Villa de Pinto ein Billet an[illegible], welches, von der Hand und mit dem Blute ihres Gat[illegible]schrieben, die Aufforderung enthielt, gewisse Packete aus[illegible]rn, welche so und so bezeichnet wären. Bey diesem An[illegible] lösete sich Juana's Standhaftigkeit in eine Fluth von [illegible]en auf. Die verlangten Papiere wurden sogleich dem [illegible]tvater des Königs ausgeliefert. Juana begleitete die Pa[illegible] mit einem Billet, worin sie den Beichtvater bath, zu be[illegible], daß in diesen Papieren die Unschuld ihres Gatten ent[illegible] wäre, und sie folglich nicht ohne Unterschied zu vernich[illegible] [illegible]uf diese Bitte erwiedert. Diego Chaves: Es sey durch[illegible] [illegible]icht von Schuld oder Unschuld die Rede; was man ihm [illegible]acht hätte, würde nach wenig Tagen den Flammen ge[illegible] werden; doch Antonio Perez sollte nie darunter leiden. [illegible]ffnet wurden die Papiere dem Könige übersendet, der [illegible]och immer in Aragonien befand. Juana's Befreyung er[illegible] [illegible]auf der Stelle, und wenn Antonio in enger Verwah[illegible] gehalten wurde, so rührte dieß daher, daß durch die Aus[illegible]ng der Papiere die Absicht, um derentwillen man ihn [illegible] Villa de Pinto gebracht hatte, nur zur Hälfte erreicht war. [illegible]aum war Philipp der Zweyte von Aragonien zurück ge[illegible]en, so lösete sich das Räthsel, das, den Beichtiger und andere Vertraute ausgenommen, den ganzen Hof beschäf[illegible]atte. Es erfolgte nähmlich auf der Stelle der Befehl, den [illegible]tssecretär Antonio Perez in keiner strengen Verwahrung [illegible]lten; und nachdem noch einige Wochen verflossen waren, [illegible] der Staatsgefangene aus Villa de Pinto nach Madrid [illegible] geführt, wo man ihm eines der besten Häuser einräum[illegible] [illegible]rz vor der Zurückkunft des Königs hatte der Beichtiger [illegible]geduldigen Juana gesagt, daß wenn die Befreyung ih[illegible] [illegible]atten nicht nach einigen Wochen erfolgte, er sich anheischig [illegible]e, ihm nicht nur seine Papiere zurück zu geben, sondern [illegible]ie Ursachen seiner Verhaftung auf öffentlichem Markte zu [illegible]en, und so das Volk gegen den König zu bewaffnen. Jetzt [illegible]rtigte der Erfolg den Beichtiger, und es lag nur allzu [illegible]m Tage, daß man durch Antonio's Verhaftung nur ei[illegible] [illegible]roßen Scandal hatte entgehen wollen, der unfehlbar ent[illegible] [illegible]mußte, sobald Antonio unbesonnen genug war, der An[illegible] des Königs vor einem solchen Tribunal zu werden, als [illegible]anifestation in Aragonien war. Doch Antonio fuhr fort, [illegible]was seiner Natur nach nichts anders war, als ein Act [illegible]olitik, für einen Act der Gerechtigkeit zu nehmen; und [illegible]er in der halben Gefangenschaft, worin er zu Madrid [illegible] minder ungeduldig und heftig war, so lag der Grund [illegible] Ergebung weniger in einer richtigeren Beurtheilung sei[illegible] [illegible]erhältnisses zu Philipp dem Zweyten seit Escovedo's Er[illegible]ng, als in den Annehmlichkeiten, welche der Aufenthalt [illegible]adrid mit sich führte. Zwar hatte er nicht die Erlaubniß [illegible] Wohnung zu verlassen; allein der ganze Hof, bis auf ei[illegible] Wenige von der unmittelbaren Umgebung des Königs, [illegible]ten ihn, und an den Hof schlossen sich verschiedene Gran[illegible]n, mit welchen Antonio immer in den besten Verhältnis[illegible] [illegible]lebt hatte. Der König selbst ließ auch nicht die kleinste [illegible] von Ungunst blicken; und obgleich zur Wiederherstellung [illegible]er Verhältnisse nichts geschah, so las doch der Monarch die Zuschriften Antonio's mit Wohlgefallen. Es wagte niemand sich für den Gefangenen zu verwenden, aber der König kam allen seinen billigen Wünschen so sehr entgegen, daß, als Antonio einige Monathe nach seiner Rückkehr, an den Feyerlichkeiten der sogenannten heiligen Woche Theil zu nehmen verlangte, er die Erlaubniß dazu auf der Stelle durch den Beichtiger erhielt, und nach der Kirche unsrer lieben Frau von Atocha gehen durfte. Ganz Madrid erstaunte über so viel Gefälligkeit von Seiten des Königs. Sich das Räthsel zu lösen, wandte man sich an einen gewissen Rodrigo Vasquez, welcher in allen gegen Antonio angestellten Untersuchungen den Vorsitz geführt hatte; aber Rodrigo antwortete auf die ihm vorgelegten Fragen mit einem: „Was soll ich dazu sagen? Bald hetzt mich der König gegen den Antonio, bald hält er mich zurück. Ich verstehe nichts von der ganzen Sache. Das Geheimniß liegt in dem Verhältniß des Monarchen zum Vasallen verborgen." Vergeblich erschöpfte sich die Neugier; aber die allgemeine Meinung war, daß ein Mann, dem eine solche Behandlung widerfahre, von mehr als gewöhnlicher Wichtigkeit seyn müsse, und in dieser Voraussetzung glaubte man, daß Antonio's Wiederherstellung über kurz oder lang erfolgen müsse. Der Erzbischof von Toledo war davon so fest überzeugt, daß er der ältesten Tochter Antonio's noch wenige Wochen vor einer neuen Catastrophe den Auftrag gab, ihrem Vater zu sagen: Er möchte sich nur bereit halten, nächstens durch ihn an den Hof zurück geführt zu werden.

Vierzehn Monathe hatte dieser Zustand gedauert, als der junge Escovedo die Ermordung seines Vaters von neuem zur Sprache brachte. Es lag am Tage, daß dieß auf Antrieb derjenigen geschah, welche bey Antonio's förmlicher Wiederherstellung in der Gunst des Königs nicht ihre Rechnung fanden. Wie unangenehm auch dem König die erneuerte Erwähnung einer Handlung seyn mochte, über welche sich keine Rechenschaft ablegen ließ, weil sie das Resultat politischer Combinationen war, so gab es doch kein Mittel, dem Verlangen des jungen Escovedo entgegen zu streben, wofern die Idee des Rechts und der Gerechtigkeit nicht gewaltsam vernichtet werden sollte. Antonio wurde also zum zweyten Mahle nach Villa de Pinto zurück geschleppt, wo die Untersuchung sogleich den Anfang nahm. Unstreitig ging die Absicht des Königs dahin, den Angeklagten durch die Formen zu retten; allein indem es nicht gut möglich war, hierüber Verabredungen zu nehmen, mußten Irrungen aller Art entstehen, welche den Handel nur noch mehr verwickelten. Antonio benahm sich in den Verhören, welche mit ihm angestellt wurden, allerdings in so fern klug genug, als er lauter ausweichende Antworten auf die ihm vorgelegten Fragen ertheilte; allein indem er nicht wußte, was der König mit ihm vorhatte, und dieser alle Ursache fand, seine Absicht zu verschleyern, so konnte es fehlen, daß der ganze Proceß ein mysteriöses Ansehen gewann, und daß die Reputation des Staatschefs, wenn gleich auf keine positive Weise Preis gegeben wurde. Und so kam es nur allzu bald dahin, daß ein Einverständniß nicht mehr möglich war. Rodrigo Vasquez wurde dem Angeklagten verdächtig, indem er die wesentlichsten Formen unter die Füße trat, welches nur auf Befehl des Königs geschehen konnte. Noch verdächtiger aber wurde der Beichtiger des Königs dem Angeklagten, denn dieser forderte ihn geradezu auf, die Ermordung des Juan de Escovedo einzugestehen, ohne die Bewe[illegible]

gungsgründe zu nennen. Allerdings war dieß eine große Forderung; allein der ganze Handel war einmahl dahin gediehen, daß nur die Authorität des Staatschefs Rettung bringen konnte, und da sie nicht unaufgefordert ins Mittel treten durfte, so wollte sie diese Notwendigkeit selbst herbey führen. Dieß begriff aber Antonio nicht. Nur mit seiner Unschuld beschäftigt, wollte er in keinen Gedanken eingehen, dessen Befolgung eine Aufopferung derselben mit sich brächte; und ohne in Betrachtung zu ziehen, daß er in Philipps Händen war und blieb, weigerte er sich standhaft, an die Unmoralität eines Monarchen zu glauben, der ihm die größten Beweise seiner Gunst gegeben hatte, fest überzeugt, daß er alles verlieren würde, sobald er als Mörder auftrete. Der Beichtvater machte einen zweyten Versuch, ihm Vertrauen einzuflößen; allein, wie gut die Absichten des Königs seyn mochten, Antonio brachte sein eigenes Selbst in einen höheren Anschlag, als er wohl hätte thun sollen, und die Folge davon war, daß man einen neuen Weg einschlagen mußte.

Um den jungen Escovedo zur Zurücknahme seiner Anklage zu bewegen, both man ihm 20000 Ducaten. Der Beichtvater des Königs selbst trat als Vermittler in dieser Sache auf; und mehr bedurfte es nicht, um Antonio's ersten Verfolger zum Stillschweigen zu bringen. Man glaubte alles abgemacht zu haben, als sich die Kraft der öffentlichen Meinung von neuem offenbarte. Sobald es nähmlich bekannt geworden war, daß Escovedo sich mit einer runden Summe hatte zufrieden stellen lassen, entstand im Publicum die Frage: Wer von beyden, Antonio oder der König die 20000 Ducaten bezahlt habe? Diese Frage konnte nicht beantwortet werden, ohne den einen oder den andern als Mörder darzustellen, und je allgemeiner man annahm, daß jene Summe aus dem königlichen Schatz wäre entrichtet worden, desto mehr Ursache fand der Hof, oder vielmehr das Cabinet, Antonio's Proceß als unbeendigt erscheinen zu lassen. Antonio blieb also nicht nur auf der Festung, sondern Rodrigo Vasquez erhielt auch den Auftrag, die Untersuchung fortzusetzen. Dieß setzte Antonio'n in die größte Verlegenheit. Nach früheren Handbilleten des Königs sollte er Escovedo's Mord verschweigen. Den Aufforderungen des Beichtvaters zu Folge, sollte er zwar den Mord Escovedo's eingestehen, aber sich nicht über die Beweggründe erklären. Gegenwärtig zeigte Rodrigo Vasquez einen von der Hand des Monarchen unterzeichneten Cabinetsbefehl vor, nach welchem Escovedo's Ermordung ganz ins Reine gebracht werden sollte. So viel Widersprüche ließen sich nicht mit einander reimen. Was zwischen jenen drey Befehlen in der Mitte lag — die Kraft der besonderen Umstände, die jeden einzelnen dictirt hatte — wurde nicht in Erwägung gezogen; und da Antonio gewohnt war, in Philipp mehr den Beschützer als den Gebiether zu sehen, so konnte er nicht füglich umhin, den letzten Cabinetsbefehl für untergeschoben zu erklären. Dem gemäß weigerte er sich, auf eine der ihm vorgelegten Fragen zu antworten. Die Folge dieser Weigerung aber war die Folter; und kaum war Antonio auf dieselbe gebracht worden, als er nicht nur den Mord, sondern auch die Bewegungsgründe desselben eingestand. Von jetzt an war alles verloren.

Denn nun galt es einen Kampf des Privatmanns mit dem Souverain, d. h. der Ohnmacht mit der Allmacht, in einer Sache, die, als Act der Politik, vor kein Tribunal gehörte. Was Antonio behauptet hatte, mußte bewiesen werden. An Beweismitteln fehlte es nicht; aber er konnte keinen Gebrauch von denselben machen, ohne sich mit sich selbst in Widerspruch zu setzen. Bey Überlieferung seiner Papiere hatte er die Miene angenommen, als wenn sie die einzige Sammlung wären, in deren Besitz er sich befände; und man hatte seinen Worten geglaubt und ihm als Tugend angerechnet, was in sich selbst nichts weiter gewesen war, als List und Hinterhaltigkeit. Wollte er gegenwärtig bey einer Selbstvertheidigung von den vielen Documenten seiner bloßen Instrumentalität, die ihm übrig geblieben waren, Gebrauch machen, so konnte es nicht geschehen, ohne eben dem König, dem er mit einer vollendeten Hingebung gedient zu haben bisher behauptet hatte, Verachtung einzuflößen, und ihn aufs äußerste zu erbittern. Hierzu kam noch die Betrachtung, daß, wie schlagend auch seine Selbstvertheidigung ausfallen mochte, das Unrecht immer auf seiner Seite seyn würde, weil keiner von den kastilianischen Gerichtshöfen sich unterfangen konnte, den König zu verurtheilen. Er sah aufs deutlichste ein, daß er alle Ursache hatte, an seinem Schicksal zu verzweifeln, und würde sich, wäre er sich selbst überlassen worden, unstreitig das Leben genommen haben. Doch von einem so tragischen Entschluß hielt ihn die Zärtlichkeit eines Gatten und Vaters zurück, und indem er diesen Gefühlen vor allen übrigen Raum gab, mußte in ihm der Wunsch rege *werden*, seinen Kerker zu verlassen, und nach Aragonien, *seinem Vaterlande*, zu entfliehen, wo es ein Tribunal gab, das sich zur Entscheidung eines solchen Processes eignete, als der seinige war.

Wie ihm die Flucht gelang, ist unbekannt geblieben. Der allgemeinen Meinung nach, war Donna Juana diejenige, welche alles einleitete; er selbst hat diese Meinung nie bestritten. Außerhalb der Festung wartete Gil de Mesa, ein aragonischer Edelmann und naher Verwandter Antonio's, mit Pferden auf seine Ankunft. Kein Augenblick ging verloren. Auf der Hälfte des Weges nach Calatayud, der ersten Stadt des Königreichs Aragonien, hielt Juan Franzesco Mayorini, ein Genueser, mit frischen Pferden. Dreyßig Stunden waren in einem sehr kurzen Zeitraum zurück gelegt, wie sehr auch der Flüchtling durch den Aufenthalt im Kerker und durch alle die Leiden, welche ihm in dem letzten Jahre seiner Gefangenschaft zu Theil geworden waren, mitgenommen war.

In Castilien machte seine Flucht die größte Sensation. Nicht genug, daß die Regierung sich seiner Gemahlinn bemächtigte, ließ sie auch mehrere andere Personen verhaften, weil sie in dem Verdachte standen, eifrige Freunde des Entflohenen gewesen zu seyn; unter andern einen gewissen Alamos de Barrientos, einen Gelehrten, der zu Medina del Campo lebte, und nie ein anderes Verbrechen begangen hatte, als Antonio's Jugendfreund gewesen zu seyn.

Antonio hatte sich kaum von den Beschwerden der Flucht erhohlt, als Verhaftsbefehle in Calatayud anlangten, worin gesagt wurde, daß man ihn ohne Umstände ermorden sollte, wenn er Miene machte, über den Ebro zu gehen. Was Philipp aber am meisten befürchtete, war Antonio'n nie in den Sinn gekommen; denn er hatte nie die Absicht gehabt, sein Vaterland zu verlassen. Indessen war jeder Augenblick kostbar geworden. Unmittelbar nach seiner Ankunft in der Grenzstadt schickte Antonio den Gil de Mesa nach Saragoza ab, um dem höchsten Landestribunal seine Anwesenheit im Königreiche anzuzeigen.

ſt begab ſich in den Schutz eines Kloſters, um von hier
e Unterhandlung mit Philipp anzuknüpfen. Seine Brie-
den Monarchen ſind noch vorhanden. Er meldete dem
:, daß er die Flucht nicht ſowohl in der Abſicht ergriffen
ſich bey dem höchſten Landestribunal zu manifeſtiren, als
r, in dem Lande ſeiner Väter irgend einen Winkel zu
wo er unangefochten mit den Seinigen leben könnte.
ben Inhalts waren ſeine Briefe an den Beichtvater des
und an den Erzbiſchof von Toledo, welche er dringend
ihn in Betracht ſeiner Unſchuld, bey dem Monarchen zu
en. Neue Verhaftsbefehle waren indeſſen die einzige
rt, welche auf dieſe Zuſchriften erfolgte; und ſo erhärte-
, was Diego de Chaves in einer früheren Periode mit
tiger Beurtheilung der ganzen Angelegenheit Antonio's
hatte, nähmlich daß in Beziehung auf ihn keine
chtigkeit möglich ſey. Antonio's Rettung lag gegen-
ir den Privilegien, welche das Königreich Aragonien
len Jahrhunderten genoß. Privilegien, nach welchen der
immer nur als Partey auftreten konnte, und folglich
as Recht hatte, irgend einen Gewaltſtreich auszuüben.
e Urſachen ſeiner Flucht bekannt geworden waren, ſo
man es nicht wagen, ihn als Gefangenen nach Caſtilien
uführen; denn die Eiferſucht, womit die Aragonier über
orrechte wachten, war heftig genug, um alle diejenigen
hmettern, welche dieſen Vorrechten entgegen zu handeln
machten. So bereitwillig waren die Einwohner von Ca-
d ſich des Verfolgten anzunehmen, daß er ſie erſuchen
, ſich ruhig zu verhalten. Unterdeſſen hatte die Maniſe-
die Appellationsacte angenommen, welche Gil de Meſa
überreichen müſſen; und da von dieſem Augenblick an
anders übrig blieb, als ſich nach Saragoza zu begeben,
te Antonio mit ſeinen beyden Gefährten Gil de Meſa
ancisco Mayorini dahin ab, wenn gleich nicht ohne Be-
, um zu verhindern, daß er über den Ebro gehen möchte.
ach Antonio's Ankunft in Saragoza war das Geſchick des
eichs Aragonien ſo eng mit dem ſeinigen verflochten, daß,
die nachfolgenden Begebenheiten in geſchichtlicher Noth-
keit erſcheinen ſollen, es unumgänglich nöthig iſt, vorher
über die individuelle Organiſation dieſes Königreichs
ingen.

ie Herrſchaft, welche die Muhamedaner über die Chriſten
nien ausübten, zerſtörte ſich ſelbſt durch das Toleranzſy-
r Gebiether. Da der Geiſt der Regierung nicht aufhören
, ein theokratiſcher zu ſeyn, ſo hätte ſie auf Einheit drin-
llen. Dieß vernachläſſigend und eine fremde Theokratie
er ihrigen duldend, bedurfte es für die Sarazenen nur
fälle, um nach und nach alle die Vortheile zu verlieren,
im Anfange des ſiebenten Jahrhunderts ſo reiſſend ge-
n hatten. Der unglückliche Ausgang des Krieges gegen
eich war eine weſentliche Aufmunterung für die ſpaniſchen
n, ihre Freyheit zu erkämpfen; und indem ſie von allen
über die Muhamedaner herfielen, entſtand das König-
ragonien.

(Der Beſchluß folgt.)

Lord Wellington.

Sir Arthur Welleſley, Lord Wellington von Talaveira iſt der dritte Sohn des verſtorbenen Grafen von Mornington. Nachdem er die erſte Elementarbildung in dem berühmten Inſtitute zu Eton empfangen hatte, ward er der Militair-Academie zu Angers (jetzt Departement Maine und Loire) in Frankreich anvertraut. Mit großem Eifer arbeitete er dort, um ſich eine gründliche Theorie des Fachs zu verſchaffen, dem er ſein künftiges Leben widmete. Noch ſehr jung trat er als Subaltern in die brittiſchen Dienſte, und ward Lieutenant, ohne daß er Gelegenheit hatte, ſich auszuzeichnen.

Erſt als er im Jahre 1794 den Grafen von Moira nach Holland begleitete, fand er eine Veranlaſſung, von ſeinen Talenten Beweiſe abzulegen, indem er nähmlich den Rückzug einer Brigade von drey Bataillons leitete, und ſich dadurch großen Ruhm und Beyfall erwarb.

Als ſein Bruder der Marquis Welleſley zum General-Gouverneur von Bengalen ernannt wurde, begleitete Sir Arthur der die Oberſtlieutenants-Stelle beym 33ſten Regiment gekauft hatte, welches auch dahin beſtimmt war, denſelben nach Oſtindien. Bey ſeiner Ankunft daſelbſt hatte man gerade eine Expedition nach Manilla, und den übrigen Philippiniſchen Inſeln ausgerüſtet; Sir Arthur ward dabey angeſtellt, und hatte ſich bereits eingeſchifft, als man es nothwendig fand, die Expedition wegen der durch Tippuh Saheb und die franzöſiſche Regierung erregten Unruhen aufzugeben.

General-Lieutenant Harris commandirte die Armee der Präſidentſchaft Madras, die beſtimmt war, gegen Tippuh zu agiren und in Myſore vorzudringen; und bey dieſer Armee war Oberſt Welleſley angeſtellt. Bey der Ankunft der Hülfstruppen des Nizam's von Golconda, die aus 15000 Eingebornen beſtanden, ernannte General Harris unſern Oberſten, ſie als ein abgeſondertes Corps zu commandiren.

Bey der Einnahme von Seringapatam, der Hauptſtadt des Tippuh Saheb, 45 Meilen im Weſten von Madras, am 4ten May 1799 commandirte der Oberſt die Reſerve dieſes ewig denkwürdigen Angriffs, und ſeine heldenmüthige Unerſchrockenheit ward in den öffentlichen Berichten des General Harris dankbar erwähnt.

Unter den brittiſchen Officieren, welche mit der Truppenaushebung in dem Gebiethe von Myſore beauftragt waren, finden wir ebenfalls Welleſley's Nahmen; ſo wie auch unter denen, welche die Vertheilung der zu Seringapatam gemachten reichen Beute beſorgten.

Bald darauf ward er Gouverneur dieſer eroberten Hauptſtadt von Myſore, ein ſehr ſchwieriger Poſten, welcher nicht nur einen Mann von großer Rechtlichkeit und militäriſchem Talente, ſondern auch viel Klugheit und Scharfſinn erforderte. Welleſley verwaltete ihn mit ſolcher Geſchicklichkeit, daß er ſich dafür den öffentlichen Dank des General-Gouverneurs erwarb.

General Harris ging aus Indien nach Europa ab, und der Generalmajor Braithwaite erhielt das Commando der Armee der Präſidentſchaft Madras. Dieſer vertraute dem Oberſten Welleſley die Expedition gegen den Freybeuter Dhondia Waugh, an dem eine ſtrenge Ahndung geübt werden mußte, weil er in den Beſitzungen der Compagnie die ärgerlichſten Ausſchweifungen begangen hatte.

Im September 1800 zog Oberst Wellesley gegen ihn aus. Am 8ten erreichte er das Gebieth des Nizam von Golconda, dessen Gränze 30 Meilen von der Stadt Madras entfernt ist, und nach manchen raschen und kräftigen Bewegungen erreichte er Dhondia Waugh's Heer bey Conaghull in einer starken Position, deren Rücken und linke Flanke durch Felsen und durch das Dorf gedeckt waren.

Obwohl Oberst Wellesley nur seine Reiterey bey sich hatte, (das Fußvolk hatte so schnell nicht folgen können), so beschloß er doch sogleich den Angriff; er stellte sich an die Spitze des 19ten und 25ten Regiments leichter Dragoner, und des ersten und zweyten Regiments der eingebornen Reiterey, die er in Linie formirte.

Dhondia's Heer blieb standhaft; konnte aber endlich doch der raschen, wüthenden Charge nicht widerstehen. Es floh, und ward mehrere Meilen weit verfolgt. Dhondia selbst und viele seiner Leute wurden getödtet, und der ganze Haufe auf immer zerstreuet.

Auch für diese Expedition wurde unserm Krieger der Dank des General-Majors Braithwaite, so wie der des General-Gouverneurs.

Als im November 1802 der Maratten Krieg ausbrach, sammelte Lord Clive, damahls Gouverneur der Präsidentschaft Madras, eine Armee von 19,000 Mann, deren Commando dem General-Lieutenant Stuart anvertraut ward.

Man hielt es für nothwendig einen Theil dieser Macht nach Punah*), der Hauptstadt des Peischwah, des Bundesgenossen der Britten, zu senden, die von Scindiah und Holkar bedroht ward.

Oberst Wellesley, dem der Rang eines General-Majors ertheilt war, ward mit dem wichtigen Commando dieses detachirten Corps beauftragt; Oberst Stevenson diente unter ihm; das Corps bestand mit den Hülfstruppen aus 35,000 Mann, und einem verhältnißmäßigen Artillerietrain. Von dieser Armee wurden zwey Drittheil dem Nizam von Golconda zu Hülfe gesandt, unter denen 9000 Mann eingeborner Reiterey war.

Des Nizam's Heer kam unter das Commando des Obersten Stevenson, und General Wellesley nunmehr an der Spitze einer Armee von 12,000 Mann, hielt es für nothwendig, so schnell als möglich nach Punah zu ziehen, als es bekannt ward, daß Holkar sich dieser Stadt und mit ihr der Person des Peischwah bemächtigt habe.

In der Nacht des 19ten Aprills, da der Bericht einlief, daß es Holkar's Absicht sey, Punah bey der Annäherung der brittischen Truppen zu plündern und zu verbrennen, rückte General Wellesley durch ein rauhes, coupirtes Terrain und durch einen gefährlichen Paß vorwärts, und erreichte auf einem forcirten, 60 englische Meilen weiten Marsche, die Hauptstadt des Peischwah in 32 Stunden.

Diese schnelle Bewegung rettete die Stadt Punah von dem angedrohten Unglück, und in wenig Tagen hatte Wellesley die Befriedigung, dieser Stadt ihren rechtmäßigen Besitzer wieder zu geben.

*) Punah, die Hauptstadt des westlichen Marattenstaats, liegt 125 deutsche Meilen nordwestlich von Madras; sie ist schlecht gebaut und unbefestigt, aber die Residenz des Peischwah, eines Vasallen der Engländer, der 4 Millionen Pfund Sterling jährlicher Einkünfte hat.

Mit einer ähnlichen Raschheit bemächtigte er sich der Stadt und Festung Ameynagar, 15 Meilen östlich von Punah, und führte sodann durch seine meisterhaften Manövers die Schlacht bey Assaye herbey, die ihn mit unverwelklichen Lorbeern krönte.

Als er nähmlich am 23sten September zu Naulnair anlangte, erhielt er die Nachricht, daß das vereinigte Maratten-Heer 6 englische Meilen davon eine Stellung genommen habe, welche es behaupten zu wollen schien; aber daß der Feind un bey der Annäherung der brittischen Armee sein Lager abbrechen, und sich zurückziehen wolle.

General Wellesley beschloß sogleich, keinen Augenblick zu verlieren, und den Feind zu einem Haupttreffen zu zwingen, obwohl des Obersten Stevenson's Hülfstruppen, die eine andere Straße eingeschlagen hatten, sich mit ihm nicht, so wie er es erwartet hatte, vereinigen konnten.

Sein Entschluß war gefaßt, er ließ die Armee, die denselben Morgen schon 14 Meilen marschirt war, Halt machen und Erfrischungen nehmen. Dann rückte er vorwärts, und nach einem weitern Marsch von 6 englischen Meilen, unter den tropischen Sonnenstrahlen ausgeführt, erblickte er den Feind, dessen rechter Flügel beym Dorfe Bokerdun, und dessen linker Flügel bey Assaye, am nördlichen Ufer des Kaitreah-Stroms, nahe am Adjunter-Paß postirt war.

Scindiah's Armee bestand aus 38,000 Mann Reiterey, 10,590 Mann Fußvolk, 500 Musketieren, 500 Granatenwerfern und 190 Stücken Geschütz.

Wellesley's Armee bestand aus 4500 Mann, wovon nur 2000 Mann Europäer; ein erstaunliches Mißverhältniß!

Der brittische General nahte sich der Fronte des rechten feindlichen Flügels; aber da er fand, daß dessen Fußvolk und Kanonen auf dem linken Flügel standen, so beschloß er, seinen Angriff dorthin zu richten. Als er die in dieser Hinsicht nothwendige Bewegung machte, stellte er die brittische Cavallerie im Hintertreffen auf, um die sich schwenkende Infanterie zu decken, während er die Cavallerie des Peischwah und des Nizams auf der rechten Flanke aufstellte.

Jetzt ließ er den Strom dem linken Flügel des Feindes gegenüber, durchwaten, stellte seine Armee in Schlachtordnung, und dehnte seine Infanterie in zwey Linien aus; die brittische Cavallerie bildete eine dritte als Reserve, die Cavallerie der Hülfstruppen deckte die linke Flanke, die jetzt von einem starken Haufen feindlicher Cavallerie bedroht ward, welcher, von dem rechten Flügel der Maratten her, gefolgt war.

Der Feind begann eine Kanonade aus der Ferne, und verstärkte seinen linken Flügel, auf den die Engländer, trotz des Feuers von beynahe 150 feindlichen Kanonen, die sehr wohl bedient wurden, muthig anrückten. Die brittische Artillerie begann erst zu feuern, als sie in einer Nähe von 100 Ehlen vor dem Feinde angekommen war, konnte aber dann wegen der Menge der gefallenen Menschen und Zugthiere nicht weiter vorrücken. Wellesley beschloß also, sie zurückzulassen, und ein Handgemenge zu wagen. Er stellte sich also an die Spitze der Linie, der Oberst Maxwell deckte mit der brittischen Cavallerie den rechten Flügel, und nun ward so rasch und kühn vorwärts marschirt, daß die Maratten dadurch in die größte Verwirrung geriethen, und ungeachtet ihrer zahlreichen Artillerie genöthigt wa-

n, auf ihre zweyte Linie, die vor dem Juah-Strome Fronte achte, zurückzufallen.

Hier ward das 74ste Regiment, welches den rechten Flügel er brittischen Linie deckte, und von dem Feuer des Feindes sehr elitten hatte, von einem Haufen Maratten-Reiterey chargirt; ugleich aber eilte die brittische Cavallerie herbey, trieb die Feine ab, richtete ein großes Blutbad an, und jagte sie endlich größn Theils in den Juah-Strom.

Mittlerweile war auch die feindliche Infanterie gewichen, nd Oberst Maxwell verfolgte auch diese über den Fluß, wo iele niedergehauen wurden oder ertranken.

In der Hitze des Kampfes hatte man außer Acht gelassen, aß mehrere feindliche Kanonen im Rücken der englischen Armee urückgeblieben waren; sich todt stellend, hatten sich die Maraten dabey niedergeworfen; sie rafften sich nun auf, und begannen in nachdrückliches Feuer auf die vorgerückten Britten. Dadurch ewannen mehrere Bataillons der regulairen feindlichen Infanrie Zeit, sich zu sammeln, und den Kampf mit der größten Buth von neuem zu beginnen, wodurch das Glück des Tages ir einen Augenblick zu wanken anfing.

General Wellesley stellte sich mit seiner gewöhnlichen Taferkeit an die Spitze des 78sten Regiments und des 7ten Baillons der Seapoys, und nahm nicht ohne Verlust und mit ersönlicher Gefahr, indem ihm sein Pferd unterm Leibe erschosn ward, die im Rücken seiner Armee aufgestellten feindlichen Stücke; indeß der Oberst Maxwell die Niederlage des Feindes adurch vollendete, daß er die Bataillons, die sich gesammelt atten, mit dem 19ten Regimente leichter Dragoner angriff, brach nd zerstreute; unglücklicherweise aber ward er bey dieser Gelenheit ein Opfer seiner kühnen Tapferkeit.

Die Maratten flohen in allen Richtungen, ihre Todten ber 1200 an der Zahl, bedeckten das Schlachtfeld. 98 Kanonen, ie ganze Feldequipage des Feindes, seine sämmtlichen Büffel und Camehle, und eine große Menge Ammunition fiel in der Sieger Hände.

Wenn man die große Übermacht der Maratten, die noch azu zum Theil von französischen Offizieren angeführt wurden, n Anschlag bringt, so macht allerdings dieser Tag dem Feldherrntalent des Generals Wellesley und seinem kriegerischen Muhe die größte Ehre.

Nach dieser Schlacht richtete er sogleich seine Aufmerksamkeit auf das Heer des Rajah von Berar, welches er nach einer höchst beschwerlichen, unablässigen Verfolgung vom 25sten October bis zum 25sten November in den Ebenen von Agram, im äußersten Norden des brittischen Indiens einhohlte. Er schlug asselbe eben so vollständig, wie das des Scindiah bey Assaye, nahm dessen sämmtliche Elephanten und Bagage, 38 Kanonen und viele Ammunition.

Sodann wandte er sich gegen die einzige, aber fast unzugängliche feindliche Festung, Gawilghar genannt, auf einer steilen Anhöhe.

In der Nacht des 12ten Decembers wurden die Batterien öffnet, und da Tages darauf die Bresche practicabel war, so ward der Sturm am 14ten Morgens glücklich ausgeführt.

Durch diese Unternehmung erreichte der Krieg sein Ende; der Rajah von Beran, durch Wellesleys Operationen in Schrecken gesetzt, machte Frieden mit demselben, ohne die Beystimmung seines Bundesgenossen Scindiah's zu erwarten, welcher am 16ten December unterzeichnet, und so wie der ebenfalls durch Wellesley abgeschlossene Tractat mit dem Scindiah, von dem General-Gouvernement der Britten in Indien bald darauf ratificirt ward.

General Wellesley bewies auf diese Weise nicht nur sein Talent als Feldherr, sondern auch als Diplomatiker, und erntete in beyder Rücksicht den Dank seiner Obern in Indien. Die Einwohner von Calcutta überreichten ihm einen prächtigen, mit Diamanten besetzten Säbel, über 1000 Pfund Sterling werth. Die beyden Häuser des Parlaments decretirten ihm eine öffentliche Danksagung, und der König verlieh ihm die Insignien des ersten brittischen Militairordens, die vom Bade. — Seine Kriegsgefährten schenkten ihm als einen Beweis ihrer vorzüglichen Hochachtung eine goldene Vase, 2000 Guineen an Werth.

Im Anfange des Jahres 1805 kehrte Sir Arthur Wellesley, mit wohl erworbenem Reichthum und Ruhm in sein Vaterland zurück.

Bald nach seiner Heimkehr begleitete er den Lord Cathcart auf dessen Expedition nach Hannover als Brigade-Commandeur, und als diese Armee wieder nach England zurückgekehrt war, ward ihm das Commando eines Districts an der Küste anvertraut. Durch den Tod des Marquis v. Cornwallis ward ihm die oberste Würde des 33sten Regiments zu Theil, bey welchem er 13 Jahr als Oberst-Lieutenant gedient hatte.

Während des kurzen Ministeriums des Lords Grenville, repräsentirte Sir Arthur Wellesley einen Irischen Flecken im Parlament, und nahm thätigen Antheil an den Debatten, in sofern diese die Maßregeln seines Bruders, des Marquis Wellesley, als General-Gouverneurs von Indien, die gerade discutirt wurden, betrafen.

Bey dem folgenden Ministerium ward er zum ersten Secretair des Lord Statthalters von Irland ernannt, und begleitete den Herzog v. Richmond nach dieser Insel.

Als Lord Cathcart mit der Expedition gegen Koppenhagen nach dem baltischen Meer segelte, commandirte Sir Arthur eine Division, und zeichnete sich insonderheit dadurch aus, daß er ein dänisches Detaschement bey Kiöge schlug. Durch diesen Sieg fielen 60 Officiere, 1500 Mann, 14 Kanonen und eine Menge Pulver und Ammunition in die Hände der Britten.

Bey der Übergabe von Koppenhagen war Sir Arthur, so wie Sir Home Popham und der Oberst-Lieutenant Murray beauftragt, die Bedingungen der Capitulation festzusetzen.

Auf diese Weise hatte sich Sir Arthur Wellesley ausgezeichnet, als er als General en Chef der Expedition nach Portugall zu Cork unter Segel ging. Die Schlachten, die er in Spanien bey Talaveira und Albuhera geliefert, und die Gefechte von Busaco, Coimbra und Santarem; Massena's verlustvoller Rückzug, und die Klugheit, Terrainkenntniß und Entschlossenheit, mit welchen er den oft mißbrauchten Nahmen eines Fabius Cunctator wieder adelte, und trotz aller gefallenen Festungen und so oft vernichteten spanischen Armeen, einen, seinen Feinden höchst verderblichen Krieg in der Pyrenäischen Halbinsel fortan unterhielt, sind gewiß geeignet, seinen Nahmen in die Reihe der großen Feldherrn zu setzen.

Über des Freyherrn von Görz Kupfer-Thaler.

Wenn unlängst der treffliche Aufsatz über Görz*) sich vorzüglich mit dem Geiste seines Ministeriums beschäftigte, — haben diese wenigen Zeilen ganz allein seine Münze zum Zweck.

Eine kurze Auseinandersetzung der verschiedenen Thalerarten, die es in Schweden überhaupt gab, dürfte vielleicht selbst zum nähern Verständnisse, warum Görz gerade seine kleinen Kupfer-Thaler wählte, etwas beytragen. — Es gab deren in Schweden überhaupt dreyerley: Reichs- oder Species-Thaler, Thaler Silbermünze, und Kupfer-Thaler. Der Reichs- oder Species-Thaler, an Werth 2 Thaler Silbermünze, oder 6 Thaler Kupfermünze. — Der Thaler Silbermünze an Werth so viel als ein halber Reichsthaler Species, oder 3 Thaler Kupfermünze, und der Kupfer-Thaler so viel als der sechste Theil eines Reichs- oder Species-Thalers, oder der dritte Theil eines Silbermünz-Thalers.

Diese Kupfer-Thaler sind große viereckige Kupferplatten, nur auf der einen Seite geprägt, und zwar mit runden Stämpeln, die an allen vier Ecken und in der Mitte eingedrückt sind, und wovon der mittlere die Angabe des Werthes, die andern gewöhnlich unter einer Krone, den Nahmen des Regenten enthalten.

Sie waren vor dem das gangbarste Geld in Schweden, und eine solche Platte von 6 Pfund galt für einen Reichsthaler, oder 6 Thaler Kupfermünze. — Allein es blieb mit ihnen nicht immer beym Alten, so wiegt eine Platte von K. Carl XI. mit der Jahrzahl 1683 und der Aufschrift: 2 Daler Silbermünze nur 5 Pf. statt sechsen, (weil 2 Thaler Silbermünze einen Reichsthaler ausmachen) — so eine andere von dem nähmlichen König und der Jahrzahl 1682 mit der Aufschrift I Daler Silbermünze nur 2½ Pf. (statt 3 Pf.). — Beydes erzählt Köhler in seinen Münzbelustigungen VI. p. 233 ff. — Dergleichen Kupferplatten sah man auch noch 1715 unter K. Carl XII. aber noch von eben dem Jahr hat man viele, die nur ein halb Pfund wiegen, ein Zeichen des immer zunehmenden Geldmangels, bis sich endlich die kleinen Görzischen Kupfermünzen einstellten.

Diese haben an innerm Werthe nur 3 Pfennige. Ihre Rückseite führt immer die Aufschrift: I Daler S.M. (1 daler silver mynt d. i. Ein Thaler Silber-Münz). — Sie sind von den Jahren 1715. 16. 17. 18. 19. — Man hat sie nur von zehn verschiedenen Arten, und davon sind 6 von dem Jahre 1718. Die vier schon bereiteten mit Alexander, Hercules, Theseus, Dädalus, wurden nicht ausgeprägt, und schon die letzte von dem Jahre 1719 und mit dem Bilde der Hoffnung, wurde nur für ihren innern Werth in Umlauf gesetzt. — Die [...] von 1715 haben auf der Vorderseite eine Krone mit der [...] zahl 1715, sonst ohne Aufschrift. — Auf denen von 1718 [...] die Götter: Saturnus, Jupiter, Mars, Phöb[...] Mercurius, und dann ein geharnischter schreitender [...] vor, mit einem Löwen zur Seite, und der Umschrift: [...] OCH FAERDIG (Flink und Fertig.)

Die Vorstellung der heidnischen Gottheiten auf diese[...] zen, erbitterte die Geistlichkeit und das Volk außerord[...] und als Görz gefangen in Stockholm eingeführt wurd[...] ihm ein Weib zu: „Unser Gott hat dich in unsere H[...] geben, siehe zu, ob dich die Deinigen, die du uns [...] Münze gabst, daraus erretten!"

S. über das Gesagte Köhler l. c. und Tobiesen D[...] cueil général des pieces obsidionales et de Necessit[...] 1786 p. 30 ff. wo auch die Abbildungen dieser Görzischen [...] geliefert werden.

*) Nr. 3 bis 10 des Archivs, Jänner 1812.

Die treffende Aufschrift ERIPVIT CAELO FVLME[N SCEP]TRVMQVE TYRANNIS auf den berühmten Beniamin [Frank]lin von Türgot, die sich auch auf seiner Medaille von Düpr[é ...] ist bekannt. Es dürfte vielleicht nicht uninteressant se[yn, eine] Stelle in des Manilius Astron. lib. I. damit zu verg[leichen.] Manilius spricht von der allmähligen Ausbildung des m[enschli]chen Geschlechtes, und fährt dann fort:

Nec prius imposuit rebus finemque modumque
Quam coelum ascendit ratio, cepitque profundis
Naturam rerum causis, viditque quodusquam est:
Nubila cur tanto quaterentur pulsa fragore:
100, Hiberna aestivâ nix grandina mollior esset:
Arderent terrae; solidusque tremisceret orbis,
Cur imbres ruerent: ventos quae causa moveret —
Pervidit, solvit animis miracula rerum,
Eripuitque Jovi fulmen, viresque ton[anti]
105. Et sonitum ventis concessit, nubibus ignem.

Manilius sagt nähmlich, man glaube nicht mehr, d[aß Ju]piter donnere, wohl wissend, der Schall sey eine Folge [der be]wegten Luft, der Blitzstrahl aber komme aus der (elekt[rischen]) Wolke. — Sollte wirklich diese Stelle den Keim jener A[ufschrift] enthalten, so ist es, weit entfernt dem Verfasser auch [das] Mindeste von seinem Lobe zu entziehen, nur ein Bewei[s, wie] wo man in die Lehre gehen müsse, um an Kopf und [...] ausgezeichneter Mann zu werden.

Winfr[...]

Miscellen.

Nachdem der Emir Abbe ganz West-Afrika bis an die Küsten des Oceans erobert, ritt er in die Wellen desselben hinein, schwang sein Schlachtschwert, und rief: „Du siehst, großer Allah! hielte mich dieses Meer nicht auf, so würde ich noch andere Nationen zur Anbethung deines Nahmens zwingen."

Nachdem Boadillin Grenada verloren, sah er auf diese Stadt zum letzten Mahl vom Berg Padul herab, und Thränen stürzten aus seinen Augen. Da sprach seine Mutter Axa zu ihm: „ja, weine nur [...] Weib, da du sie nicht, wie ein Mann, zu vertheidigen [ge]haßt."

Als die Gothen unter der Regierung Claudius II. Athen e[innahmen,] wollten sie die Bibliotheken verbrennen. Einer verhinderte es, [und] sagte: „lassen wir den Griechen diese Bücher, die sie so leicht [un]bar machen, und ihnen die Liebe zum Ruhme rauben." Allein [...] der sich gerettet hatte, sammelte seine Mitbürger, überfiel und [schlug] die Gothen.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
graphie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 21. und Montag den 24. Februar 1812.

> Das ist der Liebe heil'ger Götterstrahl
> Der in die Seele schlägt und trifft und zündet,
> Wenn sich Verwandtes zum Verwandten findet,
> Da ist kein Widerstand und keine Wahl,
> Es löst der Mensch nicht, was der Himmel bindet.
>
> Schiller.

(23 und 24)

Antonio Perez, Staatssecretär Philipps des Zweyten, Königs von Spanien.

(Beschluß.)

: polyarchische Verfassung, in welcher und durch wel- Wiedereroberung gelungen war, drückend zu werden be- achte man auf die Erwählung eines Königs. Ehe man eigentlichen Wahl schritt, wandte man sich an das pt der Kirche. Der Rath des Papstes war: man möch- onstitutionsurkunde vorangehen lassen, worin die Rech- tände genau bestimmt würden, und neben dem Könige oßrichter wählen, dessen ausschließender Beruf darin , daß er als Mittelsmann und Richter zwischen den Kö- die Stände träte, so oft sich Irrungen ereigneten.

sem Rathe zufolge, wurde, unmittelbar nach Entwer- Constitutionsurkunde, ein Großrichter erwählt, i die Benennung El Justitia gab, um anzuzeigen, as Symbol der Gerechtigkeit seyn sollte. Als solches stand r Spitze eines Gerichtshofes, la Manifestation ge- vor welchem jeder Staatsbürger das Recht haben sollte, einen, so oft er sich, es sey nun durch die Gewalt des oder durch die Ungerechtigkeit irgend eines anderen ara- n Gerichtshofes, betheiligt glaubte.

sen Gerichtshof dachte man sich also als ein Oberappella- unal. Jeder Angeklagte, der sich an dieses Tribunal erhielt eine Acte, wodurch man erklärte, er habe sich irt, d. h. den Schutz des Gerichts nachgesucht, und das mußte innerhalb dreyßig Tagen ein Definitivurtheil

y dieser Einrichtung setzte man voraus, daß jede Streit- ch dem Rechte unterordnet; und diese Voraussetzung lag Natur der Sache, da der aragonische König keine Art uveränität besitzen sollte.

is Ansehen des Justitia zu schützen, ersann man das Pri- n der sogenannten Union, welches aus zwey Theilen be- Nach dem ersteren waren die Stände berechtigt, jeden Kö- nig, welcher ihre Privilegien verletzte, abzusetzen, und einen an- dern an seine Stelle zu wählen, wiewohl unter der Bedingung, daß er kein Heide sey. Nach dem zweyten Theil stand es den Ständen frey, dem Könige alle Einkünfte so lange vorzuenthal- ten, bis der von ihm betheiligte Vasall zu seinem Rechte gelangt war.

Hiermit stand die Eidesleistung sowohl des Königs als der Vasallen in der engsten Verbindung. Sitzend und mit bedecktem Haupte empfing der Justitia den gewählten König, der, nie- derknieend und mit entblößtem Haupte, beym Crucifix und bey den vier Evangelien schwören mußte, die Privilegien und Frey- heiten des Königreichs zu achten und zu ehren, unter nachdrück- licher Ahndung des Oberhaupts der Kirche *).

Der Schwur der Stände lautete folgendermaßen: „Wir, die wir eben so viel gelten, als Ihr, machen Euch zu unserem Könige und Herrn, mit der Bedingung, daß Ihr unsere Privi- legien und Freyheiten achtet. Wo nicht, nicht." **)

Diese Organisation dauerte von Garci Ximenes, den ersten aragonischen Könige, bis auf Don Pedro mit dem Dolch, unter dessen Regierung sie in sofern abgeändert wurde, als die Stände das Privilegium der Union aufhoben und die königliche Würde erblich machten, wenn gleich unter solchen Bedingungen, daß die Souveränität dadurch nichts gewann.

Es lag am Tage, daß ein König von Aragonien nicht mehr und nicht weniger seyn sollte, als der Anführer der bewaffneten Macht. Seine große Beschränkung tief empfindend, legte einer von den ersten Königen den Ständen die Frage vor: „Welche Macht ihm in Beziehung auf seine Officianten und Diener zu- käme?" Die Antwort auf diese Frage war: „Über Eure Offi- cianten und Diener sollt Ihr nach Wohlgefallen schalten und walten." Aus dieser Erlaubniß entwickelte sich neben der Mani-

*) De guardar, y observar los fueros y libertades del Reyno inviolablemente, sò censuras gravissimas de Summos Pontifices. V. Zurita Anales de Aragon.

**) Nos, que valemos tanto como vos, os hazemos nuestro Rey y Sennor, con tal que vos guardeis nuestros fueros y libertades, y sino, no. Ibidem.

festation die Enquesta, ein Hofgericht, welches, an keine Formen oder Gesetze gebunden, die größte Ähnlichkeit mit dem Revisionsgericht, oder der sogenannten Visita, des kastilianischen Hofes hatte, und eben deßwegen von dem Oberappellationsgerichte als nicht vorhanden betrachtet wurde. Man überließ es einem jeden, auf seine Gefahr Officiant oder Diener des Königs zu werden, und die Könige murreten um so weniger über die Privilegien der Stände, je unbeschränkter sie in ihrem eigenen Wirkungskreise waren.

Auf eine eigentliche Schwächung der Autorität des Justitia legte man es nicht eher an, als bis, durch eine Vereinigung der Kronen von Aragonien und Castilien, die königliche Macht so zugenommen hatte, daß sie der richterlichen die Stirne biethen konnte. Indessen ging man bey diesem Geschäft sehr glimpflich zu Werke. Man begnügte sich nähmlich neben der Manifestation die Inquisition zu errichten. Die Bewohner Aragoniens ahneten den letzten Zweck einer solchen Institution sehr bestimmt, und, eifersüchtig auf ihre Privilegien, weigerten sie sich lange genug, dieses Gericht auf aragonischem Grund und Boden zu dulden; allein indem Ferdinand eben so eigensinnig als nachgiebig war, brachte er es zuletzt doch dahin, daß die Inquisition, außerhalb der Hauptstadt, in der Aljaferia, einem alten Pallast maurischer Könige, ihren Wohnsitz aufschlug, um alle diejenigen zu bedrohen, welche von der Manifestation beschützt, als Feinde der Souveränität den spanischen Königen trotzen würden.

Es gab demnach in Saragoza drey Gerichtshöfe, bey welchen der Proceß, den Antonio Perez führen wollte, anhängig gemacht werden konnte. Der allgemeinste von allen war die Inquisition; allein es verstand sich von selbst, daß Antonio sich nicht an diese wenden konnte, ohne sich selbst ins Verderben zu stürzen. Nicht viel besser verhielt es sich mit der Enquesta. Die Manifestation blieb also allein übrig. Freywillig begab er sich in ihre Gefängnisse, sobald er in Saragoza angelangt war, und dieses Gericht nahm ihn in seinen Schutz, wiewohl er als gebohrner Kastilianer und Officiant Philipps des Zweyten keine Ansprüche auf denselben machen konnte.

Antonio hielt es der Mühe werth, von seinem Gefängnisse aus, noch einmahl an den König zu schreiben; den Monarchen dringend bittend, daß er einem Proceß zuvorkommen möchte, bey welchem er es nicht in seiner Gewalt habe, gewisse Staatsgeheimnisse zu verbergen, an deren Verborgenheit ihm durchaus sehr viel liegen müsse. Philipp antwortete wiederum nicht, weil er noch immer in dem Wahne stand, daß es dem Verfolgten an Beweismitteln fehle. Sobald Antonio dieß eingesehen hatte, that er den letzten Schritt, der ihm noch übrig blieb; er schickte nähmlich einen angesehenen Geistlichen an den König ab, der als Augenzeuge über die Beweismittel berichten mußte, welche Antonio'n übrig geblieben waren, und, zu noch vollkommnerer Beglaubigung, die Abschriften mehrerer Originalbillets überbrachte. Der König ließ den Geistlichen mehr als einmahl vor, und überzeugte sich von der Wahrheit seiner Aussage; allein nachdem der Handel einmahl so weit gediehen war, daß der gute Nahme nicht mehr gerettet werden konnte, so wollte Philipp durch Begnadigung seines Dieners keine Inconsequenz begehen, die ihn in noch größere Verlegenheit stürzen mußte.

In diesem Entschluß durch seinen Beichtiger bestärkt, der Antonio's Abgesandten gar nicht zuließ, begnügte sich der König, nach Verlauf einiger Zeit bey der Manifestation anzufragen: Wie der Proceß endigen würde? Die Antwort des T[…]
war: daß Antonio Perez losgesprochen werden müßte. U[…]
bar nach dieser Auskunft ließ Philipp der Manifestati[…]
gen: „Er verlange, daß sie sich nicht weiter mit dieser S[…]
fassen solle, und behalte sich das Recht vor, sie anderw[…]
hängig zu machen. Es sey nicht Antonio Perez, sondern […]
welcher als Kläger auftreten müsse. Nicht aus den ange[…]
wohl aber aus ganz andern Ursachen habe Antonio die […]
griffen und ihn bey weitem mehr, denn als Vasall, b[…]

So wenig Glauben auch diese Erklärung fand, w[…]
nio seit mehreren Jahren notorisch nicht in der Lage […]
war, ein Verbrechen gegen den König begehen zu kö[…]
brachte sie doch den Proceß zum Stillstand, und bal[…]
zeigte sich, womit der Hof eigentlich umging.

Denn fünf Tage nach dieser Erklärung wurde An[…]
das Tribunal der Enquesta gezogen. Hier wurden ebe[…]
schuldigungen wiederhohlt, welche ihm schon in eine[…]
Periode gemacht worden waren; man fügte nur noch […]
er französisch gesinnt wäre, und damit umginge, entr[…]
Frankreich oder nach Holland zu gehen. Um sich rec[…]
diesem Handel zu ziehen, durfte sich Antonio nur au[…]
ceß berufen, den ihm die Revisions-Commission zu […]
macht hatte; denn da er in derselben Sache nicht zwey[…]
urtheilt werden konnte, so galt die früher über ihn ge[…]
tenz. Auch that er dieß mit eben so viel Beredsamkeit u[…]
wart des Geistes, so daß die Mitglieder der Enquesta […]
mend zuletzt ihre Incompetenz eingestanden, sowohl […]
hung seiner angeblichen Handlungen als seiner Gesin[…]
ren Richter sie niemahls werden könnten.

Die Erwartungen des Königs und seines Beicht[…]
ren also von neuem getäuschet worden; und da Ant[…]
unter dem Schutze der Manifestation blieb, so entsta[…]
ge, wie man ihn demselben auf eine solche Weise entz[…]
te, daß das Ärgerniß, welches sein Aufenthalt in Ara[…]
ursachte, ein Ende nähme. Bey dieser Gelegenheit […]
von den Vertrauten des Königs die Vermittelung […]
tion vor, Dieser Vorschlag wurde auf der Stelle an[…]
Zwar hatte man Antonio's Rechtgläubigkeit nie bez[…]
lein unter den gegenwärtigen Umständen schienen […]
gelten zu müssen. Das Inquisitionsgericht von Sara[…]
also den Auftrag, den Ketzer Antonio vor seinen Ric[…]
ziehen. Darf man der Erzählung des Verfolgten glau[…]
stach man mehrere von seinen Mitgefangenen, wel[…]
mahls gesehen oder gesprochen hatten, als Zeugen geg[…]
treten. Die Hauptpuncte der Anklage lauteten dahin: […]
Ketzern in Verbindung stehe und Willens sey, in ein […]
Land zu gehen; ferner, daß er sich in dem Besitz gewiss[…]
künste befinde, wodurch er die Zuneigung des große[…]
zu gewinnen und zu fesseln verstehe. Die Anklageacte […]
Manifestation überschickt, und förmlich verlangte d[…]
tionsgericht die Auslieferung des Antonio Perez.

Wie wenig auch die Wirkungskreise der Manife[…]
des Inquisitionsgerichts mit Bestimmtheit gezogen […]
hatte doch die erstere, als allgemeine Beschützerinn d[…]
te des Königreichs, bisher immer den Beruf gefühlt […]
nigen anzunehmen, welche, von dem Inquisitionsgeric[…]
ihren Schutz reclamirten, und nie hatte das letztere g[…]
Auslieferung manifestirter Personen zu verlangen. Ei[…]

ite, dem Herkommen gemäß, nie der Aljaferia über-
werden; dagegen durfte die Manifestation die Auslie-
es vor das Inquisitionsgericht gestellten Verbrechers
bald er, oder seine Freunde erklärt hatten, daß er sich
n wollte. Als die Inquisition bald nach der Mitte des
Jahrhunderts den Grafen von Aranda vor ihr Tri-
erte, verlor dieser keinen Augenblick, sich zu manife-
sobald die Manifestationsacte ausgefertigt war, durf-
rafen nur ganz Saragoza zum Gefängniß angewiesen
m ihn vor allen Verfolgungen zu sichern, welche von
alb der Stadt liegenden Aljaferia ausgehen konnten.
merkwürdigeres Beyspiel wurde in der Person eines
ardo de Castro gegeben. Die Inquisition hatte ihn
ibunal gezogen, verurtheilt, und dem weltlichen Arm
, als seine Freunde ihn manifestirten. Das Tribunal
a von Aragonien fertigte sogleich die Acte der Mani-
us, und verhinderte dadurch die Hinrichtung des Ver-
in eben dem Augenblick, wo sie unvermeidlich schien.
iche Beyspiele waren vorhergegangen, als sich folgen-
eignete: Ein gewisser Antonio Gamir manifestirte sich,
rm der Inquisition zu entrinnen. Da er nicht von Adel
aubte die Inquisition ihn nur fordern zu dürfen, um
heilen zu können. Die Manifestation verweigerte in-
Auslieferung Gamirs. Hierüber entstand ein Streit,
Rom geschlichtet werden konnte. Das Königreich schick-
avalier dahin ab, der seine Vorrechte vertheidigen soll-
tscheidung verzögerte sich. Unterdessen starb dasjenige
er Manifestation, welches zu Gamirs Gunsten die Ac-
tigt hatte. Die Inquisition wollte nicht gestatten, daß
eihter Erde begraben würde. Sogleich beschloß man,
ichnam einbalsamirt werden sollte. In diesem Zustan-
, bis die Entscheidung von Rom anlangte. Der Papst
Vortheil der Manifestation entschieden, weil dieses
n päpstlichen Interesse näher lag. Der manifestirte
amir wurde also nicht ausgeliefert und den Leichnam
iebs der Manifestation begrub man mit allem Pomp
ien davon getragenen Sieges. Seit dieser Zeit war,
igen Collisionen zu entgehen, mehr als einmahl von
cordat zwischen der Manifestation und dem Inquisi-
die Rede gewesen; allein es war nie zu Stande ge-
den. Die Grundsätze der Manifestation mußten also
yn; und wenn sie in Beziehung auf Antonio Perez
ich, so konnte der Grund ihrer Nachgiebigkeit nur in
he liegen, sich eines Schützlings zu entledigen, dessen
re Vertheidigung das Verderben der Verfassung des
zu werden drohete. In diesem Sinne gestattete die
ion die Auslieferung Antonio's.

gefährlichere Wendung konnte Antonio's Schicksal
ehmen; sie lag in der Bestimmung der Inquisition.
ohne Rettung verloren gewesen seyn, hätte er diese
e nicht vorhergesehen, und seine Maaßregeln so genom-
elbst die Macht des Inquisitionsgerichts an ihm schei-
e. Für einen Mann, der, wie er, der Gewalt preis
ar, gab es nur einen einzigen Stützpunct: nähmlich
oder, wenn man lieber will, den Pöbel. Die Gunst
u gewinnen, durfte sich Antonio nur so weit herab-
er mit denjenigen sprach, welche die Neugierde in sei-
ührte. Dieß that er, und die Folge davon war, daß
er ein Gegenstand des allgemeinen Wohlwollens wurde. So leb-
haft wurde der Antheil, den man an seinem Schicksal nahm, daß
die Mehrzahl der Einwohner von Saragoza sich beeiferte, ihn
mit allem zu versehen, was zur Leibesnahrung und Nothdurft
gehörte; ja, daß selbst Fruchthändlerinnen ein Vergnügen darin
fanden, ihm ihre Waare unentgeldlich zu überlassen. Diese vor-
theilhafte Stimmung der Gemüther wurde durch zwey Freunde
unterhalten, welche den großen Haufen unablässig zu Antonio's
Gunsten bearbeiteten. Der eine war Gil de Mesa, eben derselbe,
der Antonio aus seinem Gefängniß zu Villa de Pinto nach Sa-
ragoza begleitet hatte; der andere war ein gewisser Martin de
la Nuza, ein Aragonier, der zu den angesehensten Bürgern
Saragoza's gehörte. Beyde standen unter ganz verschiedenen An-
trieben. Was in Gil de Mesa Vorliebe für Antonio war, das
war in Martin de la Nuza Patriotismus, der einmahl errunge-
ne Vorrechte nicht aufopfern will, und Ideen in Gefühle ver-
wandelt, weil es nur auf diesem Wege möglich ist, eine wichti-
ge Sache zur Entscheidung zu bringen. Wie verschieden aber auch
beyde in ihrem Innern seyn mochten, so waren sie sich doch in
dem Eifer gleich, womit sie Antonio'n überall das Wort rede-
ten; und der 24. May des Jahrs 1591 zeigte, wie viel ihre
Verwendung bewirkt hatte.

Es war nähmlich an diesem Tage, als Antonio aus dem
Gefängniß der Manifestation nach der Aljaferia gebracht wur-
de, um von dem Inquisitionsgericht vernommen und verurtheilt
zu werden. Die Überantwortung wurde in aller Stille vollzo-
gen, weil man wußte, daß Antonio nicht ohne Anhang war.
Gleichwohl verbreitete sich das Gerücht, daß der berühmte Staats-
gefangene, dessen Rettung die Manifestation übernommen, aber
nicht zu Stande gebracht habe, vor das Tribunal der Inquisi-
tion gestellt worden sey, nur allzu geschwinde, und sobald es
Gil de Mesa und Martin de la Nuza erreicht hatte, war die
Empörung organisirt.

Es gab für aragonische Gemüther ein Zauberwort von un-
endlicher Kraft. Dieß Zauberwort hieß C o n t r a f u e r o. Mehr
als einmahl hatte man Wunderdinge durch dasselbe bewirkt, weil
es eine Aufforderung zur Behauptung alter Vorrechte enthielt.
Indem nun auch gegenwärtig dieses Contrafuero von Gil de
Mesa und Martin de la Nuza auf öffentlichem Markte ausgeru-
fen wurde, versammelte sich um beyde der größte Theil der Ein-
wohner von Saragoza, und sobald dieser erfahren hatte, daß die
Manifestation den Antonio habe verabfolgen lassen, strömte er
unaufhaltsam der Aljaferia zu, um in Antonio seine Vorrechte
zu retten.

Nach wenigen Minuten war der Wohnsitz der Inquisition
mit mehr als vier tausend Menschen umgeben, welche dieß Tri-
bunal von Grund aus zu zerstören droheten, wofern Antonio
nicht auf der Stelle nach den Gefängnissen der Manifestation
zurückgebracht würde. Mit jedem Augenblick wuchs der Lärm
und mit dem Lärm die Gefahr. Schon wurden Brennstoffe her-
beygeschleppt, als der Vicekönig von Aragonien ins Mittel
trat und sich anheischig machte, den Angeklagten zurückzuführen.
Freylich weigerten sich die Inquisitoren die einmahl erhaschte
Beute fahren zu lassen; allein als das Verlangen des Vicekönigs
durch die Bitten der angesehensten Personen der Stadt unter-
stützt und durch den wüthenden Tumult des Pöbels bekräftiget
wurde, so gab das Tribunal endlich nach. In Freyheit gesetzt,
zeigte sich Antonio dem Volke. Ein tausendstimmiges: Es leb

die Freyheit! Es lebe Antonio Perez! erscholl von allen Seiten. Von dem Vicekönig, von mehreren Grafen und andern Edelleuten begleitet, trat Antonio aus der Aljaferia. Der Volksschwarm ergoß sich um ihn; und wer in seine Nähe kommen konnte, küßte ihm die Hände und das Haupt. Der Vicekönig wollte ihn in seinem Wagen nach der Manifestation zurückbringen; aber das entzückte Volk verlangte, daß er ein Pferd besteigen sollte, um von allen gesehen zu werden. So wurde er mit lautem Jubel zurückgeführt.

So allgemein auch der Aufstand gewesen war, durch welchen man Antonio's Befreyung aus den Händen der Inquisition bewirkt hatte, so war doch Don Diego de Mendoza, Marquis von Almenara, der Einzige, welcher dabey zu Schaden kam. Dieß hing mit der Rolle zusammen, die er gespielt hatte. Da nähmlich der Marquis Gouverneur von Saragoza war, so konnten die Befehle des Hofes von Madrid nur durch seine Hände gegangen seyn. Diese Vermuthung, daß er alles eingeleitet habe, erhielt Gewicht durch die Unterhandlungen, die er seit einiger Zeit mit dem Inquisitionsgericht gepflogen hatte. Das Volk forderte Genugthuung. Als Castillianer verhaßt, als Werkzeug des Königs verabscheuet, und als persönlicher Feind Antonio's verwünscht, konnte der Gouverneur dem Augenblick der Rache, der jetzt gekommen war, nur dadurch entgehen, daß er sich unter den Schutz des Justitia von Aragonien begab. Doch selbst das Ansehen des Justitia vermochte unter den gegenwärtigen Umständen nicht alle Mißhandlungen abzuwenden. Das Volk nannte den Marquis einen Verräther und versetzte ihm so viel Stöße und Hiebe, daß er vierzehn Tage darauf im Gefängniß der Manifestation starb.

Die Autorität des Inquisitionsgerichts war gekränkt, die Majestät des Königs in der Person des Gouverneurs verletzt, der Credit des obersten Gerichtshofes vermindert, der große Haufen zum Gefühl seiner Stärke hingeleitet — dieß alles um eines Einzigen willen, dessen Angelegenheit von so sonderbarer Natur war, daß sie keine Genugthuung zuließ. Wie sich die letzten Auftritte ganz von selbst gemacht hatten, begriff man nicht; aber eben deßwegen erschien Antonio als der alleinige Urheber derselben. Es war daher kein Wunder, wenn alle diejenigen, welche Antheil an der Regierung des Königreichs hatten, sich nach und nach gegen ihn verschworen; denn, um ihm gewogen zu bleiben, hätten sie allem eigenen Interesse entsagen müssen. Mehr als alle Übrigen waren indessen die Inquisitoren erbittert. Zur Wiederherstellung ihres Ansehens mußte irgend etwas geschehen; und nachdem alles mit dem Hofe verabredet war, schritten sie muthig zum Werke.

Dreyzehn Rechtsgelehrte wurden aufgefordert, die Frage zu beantworten: Ob die Auslieferung Antonio's an das Inquisitionsgericht gesetzwidrig gewesen sey, oder nicht? Eigentlich war diese Auslieferung nur dem Herkommen entgegen, und so gefaßt, mußte die Frage mit Ja! beantwortet werden. Auch waren die Rechtsgelehrten im Begriff, diese Antwort zu ertheilen, als das Gericht der Siebzehner, d. h. die Mitglieder des obersten Tribunals, sich in die Beantwortung mischten, und durch Aufstellung eines Unterschiedes zwischen Aufhebung und Aufschiebung eines Endurtheils die Rechtsgelehrten zu einem verneinenden Ausspruch bewogen. Dieser Ausspruch wurde ohne Zeitverlust bekannt gemacht, und die Absicht der Bekanntmachung konnte keine andere seyn, als das Gemüth [...] Haufens für eine zweyte Auslieferung zu gewinnen.

Da man aber durch Distinctionen nichts über die [...]gen des Volkes vermag, so blieb Antonio im Besitz [...]gunst. Dieß bewog die Inquisitoren zu dem Entschlu[...] Antonio auf eine solche Weise zu bemächtigen, da[...] nicht in Versuchung gerathen könnte, ihn zum zwey[...] zu befreyen. In dem Pallast des Vicekönigs wurde, [...] Betrieb und mit Genehmigung der Regierung, eine [...]lung veranstaltet, an welcher, außer den Consistorien[...]sen, Herrn und Edelleute des Königreichs Theil nah[...]

Der Vicekönig stellte ihnen die Nothwendigkeit [...]ferung des Antonio Perez an das Inquisitionsgericht [...]nige ausgenommen, machten sich die sämmtlichen Mi[...] Versammlung anheischig, mit Rath und That dabey [...]tig zu seyn. Festgesetzt wurde, daß der 24. Sept. de[...] Ausführung dieses Unternehmens seyn sollte; und n[...] Versprechen gegeben war, daß man alle nur ersinnl[...]kehrungen treffen und sich einander nicht entstehen wo[...] man sich getrost nach Hause. Dieß geschah den 20. [...] Jahrs 1591.

Gegen den 24. Sept. versammelten sich in Sa[...] vornehmsten Grafen, Herrn und Edelleute mit ihre[...] zur Verstärkung des unter den Befehlen des Gouver[...]henden Militärs. An die Stelle des Don Diego de [...] Marquis von Almenara, welcher in dem Gefängniß der Mani[...]festation gestorben war, hatte der König den Don [...] Gurrea, einen Mann von entschlossenem Muthe, zum [...]neur von Aragonien gemacht. Die Nacht vom 23. [...] Sept. verstrich unter mannigfaltigen Rathschlägen u[...]nungen. Vor Tages Anbruch stellte der Gouverneur d[...]liche Militär in Schlachtordnung. Auf dem Markte [...]fängniß der Manifestation gegenüber, waren 800 M[...] Das übrige Militär besetzte die Ausgänge der Ha[...] um das Hinströmen des Volks nach dem Markte zu [...] Den großen Haufen noch mehr in Schrecken zu setzen, [...] einige Flintenschüsse, deren Wirkung der Gouverneur [...]ne Drohungen verstärkte. Groß war das Getümmel [...]bar der Anblick, nachdem sich das Chaos geordnet ha[...]

Die Stunde der Rathsversammlung schlug. In de[...] des Obertribunals erschienen die Officianten der In[...] die Auslieferung des Antonio Perez und des Juan [...] Majorini begehrend. Ihre Forderung wurde gewährt. [...]lieferung sollte auf der Stelle vollzogen werden. Zu di[...]zweck begaben sich nach dem Gefängniß: der Vicekönig[...]glied des Obertribunals, ein Deputirter des Königreic[...] Geschworne mit ihrem Gefolge, der Herzog von Ville[...]sa, die Grafen von Aranda, Morata Sastago und vi[...] und Ritter, an welche sich die Officianten und Inquisi[...]schlossen. Dem Volke zu gebiethen, beobachtete man [...] dieser Gelegenheit das strengste Ceremoniel.

Das Mitglied des Obertribunals, den Deputirte[...]nigreichs, einen Geschwornen und die Officianten der [...]toren ausgenommen, blieben die Übrigen am Eingange [...]fängnisses stehen. Jene begaben sich mit einem Gefolge [...]daten in den großen Saal. Von hier aus ließ Micer [...] Mitglied des Obertribunals, den Antonio Perez und

cisco Majorini vor sich fordern. Sie erschienen. Claveria
das Wort, indem er sagte: „Da die Herrn Inquisitoren
beyden Personen in Glaubenssachen vor sich fordern, so er-
ihre Auslieferung mit Aufschub der Manifestation.“ Anto-
ragte: Wie es um seine Rechte als Manifestirter stände und
nan über ihn richten könne, ohne ihn gehört zu haben? Die
ort war: diese Frage gehöre nicht hierher, da nur von ei-
Aufschub die Rede sey. Die bewaffnete Macht nahm die
n Gefangenen in ihre Mitte und ihr Anführer ertheilte den
l, daß die Kutsche, worin sie nach der Aljaferia gebracht
en sollten, sich dem Gefängniß nähern möchte. Dieses ge-
, und Antonio mußte mit seinem Gefährten einsteigen.

Das Volk war bisher ein müßiger Zuschauer des ganzen
anges gewesen. Verloren in dem Anblick der bewaffneten
t, schien es ein großer Körper ohne Seele. Alles würde den
schen der Inquisition gemäß ausgeschlagen seyn, wäre nicht
Martin de la Nuza mit entblößtem Degen unter die gro-
Menge getreten, um ihr in dem Tone der Verzweiflung zu
: daß es jetzt auf die Rettung theurer Vorrechte und auf
Befreyung des Vaterlandes von dem unerträglichsten Des-
mus ankäme. Er fügte hinzu: „Es sey nicht Antonio Pe-
es sey ihr Eigenthum und ihre Freyheit, die sie in seiner
n vertheidigten. Auf einen Stillstand der Eingriffe in die
ilegien des Königreichs sey fortan nicht mehr zu rechnen,
denn, daß Gewalt mit Gewalt vertrieben würde, welche
allen göttlichen und menschlichen Gesetzen erlaubt wäre.“
große Menge kehrte auf diese Anrede zur Besinnung zurück.
ntstanden Bewegungen. Contrafuero! rief Martin de
uza; Freyheit! antwortete das Volk. Und nun war alle
t und Achtung verschwunden. Das Musketenfeuer der be-
eten Macht brachte keine Veränderung in den Gesinnungen
Volks hervor. Unaufhaltsam strömte es dem Markte zu. Hier
te ein kräftiger Widerstand; allein für den Wüthenden gibt
ne Gefahr. Von Gil de Mesa angeführt, brachte man das
är nur allzu bald zum Weichen, und sobald Victoria! ge-
wurde, strömten selbst Weiber und Kinder aus den Häu-
hervor, in welchen sie sich verborgen gehalten hatten, um die
erlage der Unterdrücker des Vaterlandes vollenden zu hel-
Unter diesen Umständen ergriff der Gouverneur die Flucht.
em Beyspiele folgten alle Grafen, Ritter und Edelleute.
nend, daß sie sich in den Pallast des Vicekönigs zurückge-
hätten, steckte das Volk denselben in Brand. So sehr hat-
die Scene verwandelt, daß eben diejenigen, die noch vor
Stunden mit Galgen und Rad gedrohet hatten, ihr eige-
eben nur durch die Milde der Volksanführer retten konn-
Indessen wurden doch mehrere von denen niedergemetzelt,
welche das Volk am meisten erbittert war. Dahin gehörte
Deputirter des Königreichs, Nahmens Juan Luis Moreno,
iner von den vornehmsten Bürgern Saragoza's, Nahmens
o Geronimo de Bardaxi. Überhaupt blieben von den soge-
ten Feinden der Freyheit mehr als 50 auf dem Platze, und
als 150 waren so stark verwundet, daß sie früher oder spä-
ihren Wunden starben. Die Kutsche, in welcher Antonio
der Aljaferia hatte gebracht werden sollen, wurde verbrannt
groß war die Erbitterung des Pöbels, daß selbst die un-
lgen Maulthiere nicht verschont blieben, welche vorgespannt
.

Antonio Perez war unterdessen in das Gefängniß der Ma-
nifestation zurückgeführt worden. Seine Umgebung gerieth in
keine geringe Verlegenheit, als sie die Fortschritte sah, welche
das Volk im Kampf um Freyheit und Privilegien machte. Jetzt,
nach vollendetem Siege, wandte sich die große Menge nach dem
Gefängnisse und rief Antonio's Nahmen. Im Inneren verlangte
man, daß er sich zeigen sollte. Er weigerte sich, weil er eine Hin-
terlist befürchtete; aber man sprach ihm Muth ein. Er trat ans
Fenster. Ein allgemeines Freudengeschrey bewillkommnete ihn.
Er dankte dem Volke. Dieses wünschte ihn in Freyheit gesetzt zu
sehen, und bath, daß er auf dem Markt erscheinen möchte. An-
tonio's Umgebung gerieth darüber in eine neue Bestürzung. Nach
einer kurzen Berathschlagung forderte sie Antonio'n auf, her-
abzusteigen, damit ein noch größeres Unglück verhüthet werde.
Antonio verlangte eine schriftliche Erlaubniß. Keiner getraute
sich, ihm dieselbe zu geben. Unterdessen wurde das Volk immer
dringender: schon sprach es von Bestürmung des Gefängnisses.
Es war kein Augenblick zu verlieren. Antonio stieg herab. Das
Verlangen des Volks war gestillt, sobald es ihn in seiner Mitte
erblickte. Alles drängte sich zu ihm, als er von dem Glückswech-
sel des Tages zitternd da stand. Man führte ihn über den Markt
und durch verschiedene Straßen. Überall wurde er mit Glück-
wünschungen überschüttet, und so bestimmt sah man in ihm das
Symbol der tapfer errungenen Freyheit, daß man bey seinem
Anblick Thränen der Freude vergoß. Als es anfing dunkel zu
werden, brachte man den Geretteten in der Wohnung eines ge-
wissen Diego de Eredia unter, welcher einen wesentlichen Antheil
an seiner Befreyung hatte. Noch ein Mahl mußte er sich am Fen-
ster zeigen, damit das Volk von ihm Abschied nehmen möchte.

In diesem Augenblicke erinnerte sich das Volk, daß Majo-
rini im Kerker zurückgeblieben sey. Es stürmte sogleich von neuem
nach dem Markt, um auch diesen Gefährten Antonio's zu retten.
Niemand antwortete auf seine Forderung. Die Thüren des Ker-
kers wurden also eingestoßen und Majorini nebst noch einigen
andern Gefangenen in Freyheit gesetzt. Nun war das Tagewerk
vollendet. Ein jeder begab sich zur Ruhe; und so groß war die
Stille in allen Straßen Saragoza's, daß man nur die Geistli-
chen und Mönche vernahm, welche mit dem Sacramente die
Stadt durchzogen und ihr Friede, Herr! Erbarmen,
Herr unser Gott! riefen.

Ein Volksaufstand gleicht einem Erdbeben, das unwider-
stehlich wirkt, so lange es anhält, aber seine zerstörende Kraft
nur allzu bald erschöpfet. Antonio hatte Leben und Freyheit aus
den Händen des Volkes erhalten; wollte er aber beydes behaup-
ten, so mußte er sein eigener Retter werden. Auch nicht ein Au-
genblick war zu verlieren; denn sobald die Anarchie aufhörte und
die Autorität der Regierung wieder hergestellt war, lag es in
der Natur der Sache, daß Antonio als Sühnopfer verbraucht
wurde.

Dieß beherzigend, verließ Antonio die Hauptstadt Arago-
niens noch am Abend desselben Tages, an welchen er den Hän-
den der Inquisition war entrissen worden. Außer Gil de Mesa
und Juan Francisco Majorini begleitete ihn Martin de la Nu-
za. Sie nahmen ihren Weg nach den fünf Städten, welche an
der Gränze von Aragonien und Navarra liegen. Hier trennte
sich la Nuza von seinem Freunde, um spornstreichs nach Sara-
goza zurückzukehren, wo seine Gegenwart nur allzu nothwendig
war. Antonio konnte mit sich selbst noch nicht darüber einig wer-
den, ob er sein Vaterland verlassen sollte, oder nicht. In [illegible]

Unentschlossenheit verweilte er drey Tage und drey Nächte im Gebirge, nicht ohne an den Nothwendigkeiten des Lebens harten Mangel zu leiden. Er hatte endlich den Entschluß gefaßt, sich in das Königreich Navarra zu begeben, als er die Nachricht erhielt, daß der Gouverneur ihn in eigener Person verfolge und ihn unfehlbar verhaften würde, wofern er seinen Schlupfwinkel verließe. Die Verlegenheit, in welche Antonio durch diese Nachricht gesetzt wurde, war indessen von kurzer Dauer; denn unmittelbar darauf kehrte Martin de la Nuza mit dem Vorschlag zurück, daß er sich nach Saragoza begeben möchte, um vollkommen sicher zu leben.

La Nuza's Vorschlag stützte sich auf dem Conflict, in welchen die Politik mit dem Rechte nach dem 24. Sept. gerathen mußte. Die Auftritte dieses Tages mußten Philipp dem Zweyten herzlich willkommen seyn. Die ganze Staatsorganisation des Königreichs Aragonien war von einer solchen Beschaffenheit, daß sie die Souveränität der spanischen Könige vernichtete; und wenn sie bisher in ihrer Integrität geblieben war, so rührte dieß unstreitig nur daher, daß es an einem hinlänglichen Bewegungsgrund zur Abänderung derselben fehlte. Ein solcher Bewegungsgrund war aber durch den Volksaufstand vom 24. Sept. gegeben, und Philipp hatte um so mehr Ursache, ihn zu ergreifen, da er den Folgen des Abscheues, welcher der Prozeß des Antonio Perez in den Gemüthern der Aragonier entzündet hatte, nur durch Offenbarung seiner ganzen Macht entrinnen konnte. Es gibt Fälle, wo das Vertrauen nur durch die Furchtbarkeit desjenigen zurückgeführt werden kann, der es verloren hat. In einem solchen Falle befand sich Philipp. An seiner Bereitwilligkeit, Aragonien mit einer Heeresmacht zu überziehen, war nicht zu zweifeln; wie früh oder spät aber auch seine Generale vor Saragoza erscheinen mochten, so schien dem Umsturz der Verfassung des Königreichs Aragonien ein Kampf vorangehen zu müssen, dessen Dauer sich nur nach der Vorliebe berechnen ließ, welche die Aragonier für ihre Privilegien hatten. Und indem auf diese Weise, die Sache des Antonio Perez die des ganzen Königreichs geworden war, hatte Martin de la Nuza nicht Unrecht, wenn er sich von dem Aufenthalt in Saragoza für seinen Freund die meiste Sicherheit versprach.

Antonio folgte diesem Zuge. Den 2. October langte er in der Nähe von Saragoza an. Don Martin führte ihn in seine Wohnung ein. Dieß geschah so verstohlen, daß nur zwey Freunde um das Geheimniß wußten. Gleichwohl verbreitete sich nur allzu bald das Gerücht, daß Don Martin um Antonio's Aufenthaltsort wisse. Die Inquisitoren gaben sich alle ersinnliche Mühe, den Don Martin zum Eingeständniß zu bewegen; allein die ritterliche Denkungsart dieses Mannes vertrug sich so wenig mit einer Verrätherey, daß alle Bitten und Schmeicheleyen, die man an ihn verschwendete, ohne den gewünschten Erfolg blieben.

Antonio war erst seit wenigen Tagen nach Saragoza zurück gekommen, als es bereits entschieden war, daß Philipp ein Heer von zwölftausend Fußknechten und zweytausend Reitern mit der nöthigen Artillerie gegen Saragoza anrücken ließ. Agreda, eine an den Grenzen Castiliens und Aragoniens gelegene Stadt, war diesem Heere zum Sammelplatz angewiesen. Um die Aragonier bestimmter zu überraschen, verbreitete man das Gerücht, daß es zur Verstärkung der französischen Ligue bestimmt sey; allein die Aragonier hätten minder eifersüchtig auf ihre Vorrechte seyn müssen, um von einem solchen Gerüchte getäuscht zu werden. Das ganze Königreich kam in Bewegung. Die Deputirten reichten bey dem Obertribunal, als der natürlichen Behörde in allen Streitigkeiten zwischen dem König von Aragonien und seinen Vasallen, eine Schrift ein, wodurch der Justitia aufgefordert wurde, den Privilegien des Königreichs gemäß, die Waffen zu ergreifen, und dem kastilianischen Heere, welches einzurücken im Begriff wäre, entgegen zu ziehen. Das Obertribunal, welches alle Ursache hatte, sein verlornes Ansehen wieder herzustellen, versäumte keinen Augenblick, ein allgemeines Aufgebot bekannt zu machen. Die Städte Aragoniens lieferten ihre Contingente. Saragoza wurde der Sammelplatz der Vaterlandsvertheidiger. Die Fahne des heiligen Georgs, ausschließlich zu dergleichen Gelegenheiten aufbehalten, flatterte auf dem großen Markte der Hauptstadt. Die Gemüther zu erhitzen, erinnerte man die Aragonier daran zurück, daß Philipp die Privilegien, gegen welche er gegenwärtig mit Knechten und Kanonen anrückte, bey seinem Regierungsantritte beschworen habe. Mit Vergnügen ergriff man die Waffen, und sobald sich das cistilianische Heer in Bewegung gesetzt hatte, rückte auch der Justitia an der Spitze eines zahlreichen Adels und einer nicht unbedeutenden Armee aus Saragoza.

Was mit so viel Feyerlichkeit begonnen war, endigte sich nach zwey Tagen auf eine wahrhaft lächerliche Weise, indem die Anführer des patriotischen Heeres die Flucht ergriffen, und dadurch das Heer zur Auflösung zwangen. Vielleicht lag die Hauptursache dieser auffallenden Erscheinung in dem Charakter des Justitia Don Juan de Lanuza verborgen. Ein junger Mann von 26 Jahren, war er seinem Vater, welcher wenige Tage vor dem 24. September gestorben war, in einer Würde succedirt, die, besonders unter den obwaltenden Umständen, ungemeine Eigenschaften erforderte, in deren Besitze er gar nicht war. Doch selbst abgesehen von dem Charakter des Justitia und der Rückwirkung desselben auf so stolze Gemüther, wie die der Herzoge, Grafen und Herren waren, welche sich ihm bey einem Kampfe um theure Privilegien unterordnen sollten, lag ein hinreichender Bewegungsgrund zur Flucht in der Betrachtung, daß das Königreich Aragonien, auch mit dem besten Willen, seine Vorrechte zu behaupten, den Angriffen nicht gewachsen seyn würde, welche Philipp auf dieselben machen konnte, sobald er einmahl über die Nothwendigkeit dieser Angriffe mit sich selbst einig geworden war. Was verschlug der unglückliche Ausgang einer Schlacht einem Könige, dessen Tendenz nur dahin gehen konnte, die Hindernisse seiner Souverainetät hinweg zu räumen? Unermeßlich, wie seine Streitkräfte waren, mußte er zuletzt doch den Sieg davon tragen, und je hartnäckiger der Widerstand gewesen war, desto härter fielen bey einer endlichen Ausgleichung die Bedingungen aus. Zugleich sprang es in die Augen, daß Aragoniens Verfassung durch die Länge der Zeit veraltet, mit der Organisation der übrigen Monarchie in einem Widerspruche stand, der irgend einmahl aufgehoben werden mußte; und hieraus folgte, daß die Vertheidigung dieser Verfassung etwas sehr überflüssiges war. Der große Fehler, den man begangen hatte, bestand nicht in der Flucht, sondern in den Anstalten, die man zum Widerstande gemacht hatte.

Sobald der Justitia sammt den übrigen Hauptanführern des patriotischen Heeres nach Saragoza zurück gekommen war, mußte Antonio, dessen Existenz von der nachdrücklichen Verthei-

..gung der Privilegien des Königreiches abhing, die Flucht er..eifen, weil sich vorher sehen ließ, daß das königliche Heer ..verzüglich in Saragoza einrücken werde. Don Martin de la ..nza, welcher in dem Vertheidigungsheere die Würde eines ..aestra de Campo bekleidet hatte und nach der Auflösung des..ben nach Saragoza mit zermalmtem Herzen zurückgekehrt war, ..urde ihm dazu behülflich, indem seine Autorität es war, was ..ntonio'n das Stadtthor eröffnete. Dieser nahm den Weg nach ..allen, während jener in der Hauptstadt zurück blieb, um einen ..ten Versuch zur Vertheidigung seines Vaterlandes zu machen. ..it ritterlichem Ernste erschien er gleich am folgenden Tage in ..er Versammlung der Deputirten des Königreichs, um anzu..igen, daß, wenn man sich dem Einrücken des kastilianischen ..eeres in Saragoza's Thore widersetzen wollte, er bereit sey, ..in Leben für die Erhaltung der Gerechtsame seines Vaterlan..es aufzuopfern; daß er aber, im entgegengesetzten Falle, auch ..tschlossen sey, sich auf sein Stammgut zurückzuziehen, um ..aselbst den Ausgang der Unternehmungen des Despotismus ..bzuwarten. Die Versammlung gestand ihre Schwäche. So..leich ließ Martin sein Roß satteln, und verließ, von zwey ..reunden begleitet, einen Ort, an welchem er mit ganzem Ge..müthe hing. Indem er durch Saragoza's Straßen ritt, ver..perrte ihm das Volk mehr als ein Mahl den Weg, und bath ..it rührender Geberde, daß er daheim bleiben möchte, ein Ret..er und Vertheidiger seiner Rechte, wie er sich immer gezeiget. ..ieser Anblick erschütterte den edlen Ritter in seinem Innersten, ..nd helle Thränen vergießend, sprach er diese Abschiedsworte: ..Bleiben würde ich, und mit Freuden sterben, könnt' ich glau..en, daß ich dadurch den Geringsten von euch zu retten im Stande ..äre. Es ist alles verloren, und weil ich nur schimpflich endi..en könnte, so laßt mich ziehen, wie ich Keinen von euch ver..indern würde, seine Rettung in einem so allgemeinen Elende ..u suchen." So sprengte er von dannen, den Freund aufzusu..hen, in welchem er allein einen Ersatz für den Verlust seines Vaterlandes erhalten konnte.

Antonio hatte sich mit Gil de Mesa und einem andern Freunde ..eit einigen Tagen im Gebirge umhergetrieben, um allen Nach..tellungen zu entgehen. Da man sich in der Mitte des Novem..ers befand, so litten die Flüchtlinge doppelte Beschwerde. An..onio, zart und von Jugend an in Weichlichkeit und Luxus ge..wiegt, glaubte jeden Augenblick zu unterliegen. Endlich erschien Don Martin und führte ihn in ein festes Schloß, welches er an ..er Gränze von Navarra besaß. Von diesem Hafen aus sahen ..ie dem Schiffbruch zu, welchen das Königreich Aragonien in ..einer Verfassung litt. Durch einen Vertrauten des Don Mar..in, der in Saragoza ein unschuldiges Amt bekleidete, erfuhren ..ie Philipps ganzes Verfahren, gegen die vornehmsten Mitglie..er der Regierung.

Alfonzo de Vargas war kaum an der Spitze eines 16000 Mann starken Heeres von Saragoza erschienen, als ihm die Stadtthore geöffnet wurden. Seinen Versicherungen nach wollte ..r auf seinem Durchzuge nach Frankreich nur zwey bis drey von ..en Unruhstiftern bestrafen und dem Magistrat zur Wiederher..tellung der Ordnung und Ruhe behülflich seyn. Doch kaum be..and er sich in den Ringmauern der Stadt, als die wahren Ur..achen seiner Ankunft auch schon am Tage lagen. Es geschahen Verhaftungen über Verhaftungen, bey welchen selbst der geist..liche Stand nicht verschont blieb. Vor allen übrigen mußte der Justitia das Verbrechen seiner Würde büßen. In besonderer Beziehung auf ihn hatte Philipp dem General Alfonzo de Vargas gemeldet, daß er Don Juan de Lanuza's Hinrichtung eben so schnell zu vernehmen verlange, als seine Verhaftnehmung. Dem gemäß mußte ein Hauptmann den Justitia in eben dem Augenblick verhaften, wo er nach geendigter Sitzung die Manifestation verließ. Der General, dem er unmittelbar darauf vorgestellt wurde, ertheilte den Befehl, daß man ihn in die Wohnung des Don Juan de Torrellas bringen sollte, wohin schon mehrere andere Staatsgefangenen waren gebracht worden. Auf dem Wege dahin, stieß der Justitia auf einige Jesuiten, welche ihm ihren geistlichen Beystand antrugen. Auf die Frage: Was sie zu einem solchen Anerbiethen veranlaßte, antworteten sie: „seine nahe Hinrichtung!" Der Justitia erschrak. Wer ist der Urheber einer solchen Sentenz? fragte er: „Der König selbst," antwortete man ihm, indem das königliche Schreiben an den General vorgezeigt wurde. Der Justitia meinte zwar: Nur die Cortes könnten ihn verurtheilen; allein die bewaffnete Macht war an die Stelle der beschützenden Formen getreten, und sein Tod erfolgte, ehe er noch zur Besinnung gekommen war. Wurde in seiner Person alles verletzet, was Vorrecht genannt werden konnte, so zeigte der König noch auf mannigfaltig andere Weise, wie fest er entschlossen war, die Scheidewand aufzuheben, welche bisher die Einheit des Reichs verhindert hatte. Der Herzog von Villa Hermosa und der Graf von Aranda wurden nicht nur verhaftet, sondern auch, gegen allen Brauch, nach Castilien geschleppt und ins Gefängniß geworfen, wo sie nach Verlauf von anderthalb Monathen starben. Ein ähnliches Schicksal hatten viele andere Herren und Edelleute, und außer diesen verhaftete man selbst Advocaten und Procuratoren, bloß weil sie in ihrem Gutachten sich zum Vortheil der Privilegien erklärt hatten. Die Gewalt des Adels für immer zu brechen, geschahen nicht nur zahllose Confiscationen, sondern man zertrümmerte auch alle festen Schlösser und Burgen, als der Souveränität des Staatschefs entgegenwirkend. Die ganze Regierungsmaschine wurde aufgelöst, weil nur auf diesem Wege die Privilegien des Königreichs zu vernichten waren. Tausend Familien fanden in diesem Umsturz wo nicht ihr Grab, doch wenigstens ihr Elend; allein um keinen geringen Preis konnte die königliche Autorität aufrecht erhalten werden, welche, durch die Verfassung geschwächt, zu einem Schattenbilde herabsank, sobald Antonio Perez ihr das Vertrauen geraubt hatte, das ihre einzige Grundlage war.

Mit Schaudern vernahm dieser, was in Saragoza vorging. Don Martin theilte seine Gefühle. Die Unsicherheit seines Aufenthaltes an der Grenze des Königreichs brachte einen Entschluß zu Reife, den er bisher immer unterdrückt hatte; nähmlich seine Flucht nach Frankreich. Um diese desto sicherer zu bewerkstelligen, mußte sich Gil de Mesa mit einem Schreiben an die Prinzessinn Catharina, Schwester Heinrichs des Vierten, Königs von Frankreich nach Pau begeben; Antonio bath darin um den Schutz des französischen Königs. Doch ehe Gil de Mesa mit einer Antwort zurück kam, vertrieb die Nachricht von der Ankunft des Herrn von Con..as mit drey hundert Mann, den unglücklichen Antonio aus der festen Burg seines Freundes. Von zwey Bedienten begleitet, erstieg er in der Nacht vom 23. bis 24. Nov. die Pyrenäen. Er hatte sich vorgenommen, sich zu St. Savin in ein Kloster zu begeben, und von hier aus neue

Unterhandlungen mit Philipp anzuknüpfen; da er aber sah, wie rastlos man ihn verfolgte, und wie wenig folglich an einen Frieden mit seinem König zu denken war, so setzte er seine Reise muthig fort, bis er den 26. Nov. in Pau anlangte. Beim Eintritt in das Stadtthor wurde er von dem Wachehabenden Officier angehalten, weil sein Anzug ihn verdächtig machte; doch die Verlegenheit, in welche er hierdurch gerieth, wurde, wenige Minuten darauf, durch Gil de Mesa's Erscheinung gehoben, welcher ihm ein sehr günstiges Schreiben von der Prinzessinn Catharina überreichte. Kaum mit dem Inhalt dieses Schreibens bekannt gemacht, setzte der Officier den Verhafteten in Freyheit, der sich sogleich zu den Füßen der Prinzessinn warf, und bey ihr alle die Theilnahme fand, die sein sonderbares Schicksal verdiente. Gleich einer Lavine hatte es sich, nach einem unbedeutenden Anfange, immer weiter fortgewälzt, bis es in seinen Sturz die Privilegien eines Königreichs verwickelte und endlich jenseits der Pyrenäen zu einem erträglichen Stillstand gelangte.

Wie dringend auch Philipp gefordert hatte, daß man dem Antonio Perez nicht entfliehen lassen möchte, so hatte doch seine ganze Allmacht diese Flucht nicht verhindern können. Antonio's Aufenthalt in Frankreich war um so gefährlicher, je größer die Spannung war, worin die Höfe von Madrid und Paris sich befanden. Da es darauf ankam, Staatsgeheimnisse zu sichern, so both das spanische Cabinet seine ganze List auf, selbst den Entflohenen am Hofe der Prinzessinn Catharina zu erreichen. Es würde zu weit führen, wenn hier, der Reihe nach, alle Versuche zu Antonio's Ermordung erzählt werden sollten; allein der folgende ist vor allen andern der Mittheilung werth, sowohl wegen seines Ausganges, als wegen der Person, die man in Bewegung setzte.

In der Nähe von Pau lebte eine Edelfrau von hohem Wuchs und seltener Schönheit. Auch in ihren Neigungen und Liebhabereyen glich sie einer Amazone des Alterthums. Ihr größtes Vergnügen war die Jagd; ihre höchste Freude der Besitz schöner Rosse. Nie hatte sie sich der Liebe hingegeben, und aus allen ihren Erklärungen ging hervor, daß sie die Freyheit einer Jungfrau als das höchste Gut betrachtete. An sie wandte man sich mit der Bitte, den Antonio durch den Reitz ihrer Schönheit auf ihr Gut zu locken; und um sie zur Auslieferung des Entflohenen zu bewegen, versprach man außer 10000 Thalern, sechs der schönsten Andalusischen Rosse. Das ehrliche Gemüth der Amazone verwarf einen Antrag, der eine Verrätherey zum Endzweck hatte; allein indem die Neubegierde, den Antonio Perez kennen zu lernen, die Oberhand behielt, nahm sie die Miene an, als ob sie wohl einer Schändlichkeit fähig sey. Ohne Zeitverlust begab sie sich nach Pau. Antonio's Bekanntschaft war bald gemacht. Die Amazone sah in ihm einen kleinen, magern Mann, dessen blasses Gesicht den Gram verkündete, der ihn verzehrte, und dessen milder Ausdruck jedes Herz gewann. Einen Herkules hatte sie sich gedacht, und so ganz das Gegentheil angetroffen. Wie hätte sich die Neugier nicht in Mitleid und Erbarmen verwandeln sollen? Kaum hatte sie Antonio'n zwey Mahl gesprochen, als sie ihn bereits in seiner eigenen Wohnung besuchte, um ihn mit dem Auftrag bekannt zu machen, der ihr geworden war. Antonio dankte ihr für ihre Großmuth, wiewohl er sich der Amazone nur gegenüber stellen durfte, um zu begreifen, daß er nur ein Gegenstand ihres Mitleids war, und die Edelfrau kehrte unbefangenen Herzens in ihre Fluren zurück.

Auf gleiche Weise scheiterten alle andere Entwürfe, welche man bis zum Jahre 1598 (wo Philipps des Zweyten Tod erfolgte), zu Antonio's Ermordung machte. Das Schicksal des Entflohenen wurde durch den Hintritt des Monarchen nicht gemildert; denn Philipps Nachfolger sah in ihm nur den Verräther. Nur seine Familie wurde in Freyheit gesetzt. Fern von seinem Vaterlande und seinen Lieben, führte Antonio das Leben eines Verbannten, der überall eine Stütze sucht, an welche er sich lehnen möge, aber das Unglück hat, keine dauerhafte Stütze finden zu können. Er ging von Frankreich nach England, und von England nach Frankreich. Man empfing ihn überall als einen unschuldigen Exulanten, und seine persönlichen Eigenschaften weckten in mehreren Personen ein lebendiges Interesse; allein, da Neugierde und Mitleid so vorübergehend und flüchtig sind, so gewährte man ihm keinen Ort der Ruhe. In der Sammlung seiner Briefe befinden sich mehrere an seine Gattinn und Kinder. Diese sind der treueste Abdruck seines innern Zustandes, dessen allgemeinster Charakter die Sehnsucht nach seinem Vaterlande war und blieb. Er starb in Frankreich. In welchem Jahre ist unbekannt. Der letzte Brief in der von ihm selbst veranstalteten Sammlung ist von 1600. Unstreitig aber lebte er noch mehrere Jahre später.

Ankündigung.

Mit allerhöchster Bewilligung ladet der Endesunterzeichnete die Freunde der Kunst- und Geistesbildung ein, zu Vorlesungen über die Geschichte der Literatur.

Die Literatur in ihrem vielfachen Einflusse auf das wirkliche Leben, auf das Schicksal der Nationen und den Gang der Zeiten darzustellen, ist die vornehmste Absicht dieser Vorträge. Nur durch die innere Geschichte des menschlichen Geistes wird die äußere Staaten- und Völker-Geschichte zu einem vollständigen Gemählde der Menschheit vollendet.

Den Plan des Ganzen werde ich in der ersten Vorlesung darlegen, und nach einer allgemeinen Einleitung vorzüglich die neuere Literatur ausführlich darstellen.

Diese Vorlesungen, deren in allem etwa fünfzehn seyn, werden wöchentlich zwey Mahl, Montags und Donnerstags von 12 bis 1 Uhr im Gasthofe zum römischen Kaiser auf der Freyung gehalten, und nehmen ihren Anfang den 24. Februar.

Die Einlaß-Charten sind in der Wohnung des Unterzeichneten (Neuthor-Bastey, Nr. 1244) oder auch in der Camesinaschen Buchhandlung am hohen Markt um den Preis von 12 Gulden W. W. zu haben.

Wien, den 30. Januar 1812.

Friedrich Schlegel.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch den 26. und Freytag den 28. Februar 1812.

Aus dem Soldaten kann Alles werden,
Denn Krieg ist itzt die Losung auf Erden
Auf der Fortuna ihrem Schiff
Ist er zu segeln im Begriff.
Die Weltkugel lieget ihm offen,
Wer nichts wagt, der darf nichts hoffen.

Schiller. (Wallensteins Lager).

Über Beförderungen, mit vorzüglicher Hinsicht auf den Soldaten.

Von R. von L.

Um was immer für einem Amte würdig vorzustehen, werden drey Dinge: nähmlich Wille, Kraft und Fähigkeit erfordert. Ohne einen ernstlichen, entweder aus reinem Pflichtgefühl, oder aus Liebe für den erwählten Stand entspringenden Willen, seine Obliegenheiten auf das beste zu erfüllen, ohne hinlängliche Gemüthskraft, trotz aller äußern und innern Hindernisse, seinen guten Willen zur That werden zu lassen, ohne die Talente und Kenntnisse endlich, die zur Erfüllung eines Berufes nothwendig sind, ist keine würdige Vorstehung eines Amtes denkbar.

Guter Wille ohne Einsicht und Kraft wird das Spiel eines andern; Kraft und guter Wille ohne Einsicht befolgt hartnäckig falsche Maßregeln, Einsicht ohne Kraft bleibt bey allem guten Willen in den entscheidendsten Augenblicken nutzlos; und Einsicht und Kraft ohne guten, oder gar mit bösem Willen wirkt schädlich oder verderbend. Wille, Kraft und Fähigkeit müssen sich also bey dem vereinen, der einem Amte würdig vorstehen soll.

Für das höchste, wie für das niedrigste, für das schwerste, wie für das leichteste Amt wird ein gleich guter Wille, aber nicht gleiche Kraft und gleiche Fähigkeit erfordert. Mit der Wichtigkeit und Ausdehnung der Pflichten muß die Kraft und die Fähigkeit zu ihrer Erfüllung steigen, was für eine niedere Stufe hinreicht, erscheint ganz unzulänglich in einer höhern, und so leidet der Staat, der ein Individuum aus einem Posten, dem es vollkommen vorsteht, an einen, dem es nicht gewachsen ist, versetzt, nicht nur selbst einen doppelten Nachtheil, da er in der nähmlichen Person einen geschickten Diener verliert, und einen unbrauchbaren erhält, sondern er beeinträchtigt selbst das Individuum, das die verdiente Achtung, die es sich in dem kleineren Wirkungskreise erworben, in dem größern, dem es nicht vorzustehen vermag, verlieren muß.

Ein Staat braucht zu seiner bestmöglichsten Verwaltung nur sehr wenige genialische Köpfe, einige große Talente, viele talentvolle Männer; und hat eine Menge von Stellen, zu deren Verwaltung eine ganz gewöhnliche Geisteskraft zureicht. Diesem Bedürfniß des Staats entspricht, wie die Erfahrung lehrt, vollkommen die Natur. Sie zeugt nur wenige Genie's, mehrere große Talente, viele talentvolle Köpfe, und ertheilt den meisten eine für minder wichtige Geschäfte zureichende Geisteskraft; man kann daher mit Zuversicht schließen, daß die Köpfe, die ein Staat zu seiner Verwaltung benöthigt, sich in dem Lande wirklich finden, und es entsteht nun die Frage, wie man sie aus der Menge hervorsuchen, und in den für sie angemessenen Wirkungskreis versetzen soll.

Bey einem kleinen Volke, wo die Regierung die Individuen gleichsam überschaut, wird es ihr nicht schwer, diejenigen unmittelbar kennen zu lernen, welche die nöthigen Eigenschaften zur Verwaltung der erforderlichen Ämter besitzen; bey einem großen Volk, wo die zahlreichen Individuen auf einem weiten Raum verbreitet sind, kann sie nur, wenn sie hierzu den rechten Weg einschlägt, mittelbar zu dieser Kenntniß gelangen. Wie wichtig übrigens diese Kenntniß sey, bedarf wohl keines Beweises; zwischen zwey Staaten, deren Verhältnisse sonst gleich sind, wird gewiß derjenige im Innern der glücklichste, von außen der geachtetste und mächtigste seyn, der die würdigsten Diener hat, selbst dann noch, wenn seine Grundverfassung an Güte der des andern nachstehen sollte.

Wenn es also für den Staat überhaupt von der größten Wichtigkeit ist, würdige Diener zu besitzen, so folgt natürlich, daß er vorzüglich seine höhern Stellen, nur mit Talentvollen, sie zu verwalten fähigen Köpfen besetzen müsse.

In allen cultivirten Staaten wird mit mehr oder mindern Beschränkungen das Princip anerkannt, daß man die Fähigsten und Würdigsten befördern müsse, in der Ausübung wird jedoch gemeiniglich dasselbe nicht selten hindangesetzt, und bloß auf Dienstjahre und Protection Rücksicht genommen. Die Ursachen dieser Inconsequenz liegen theils in falschen Ansichten, theils in absichtlichen Verdrehungen, theils darin, daß man nicht weiß,

wie man es anfangen soll, um wirklich die Verdienstlichsten zu befördern, eine Sache, die, wie wir in der Folge sehen werden, auch nicht so leicht ist. Unter den falschen Ansichten, die auf Beförderung verderblich einwirken, gehört vor allen der allgemein verbreitete Glaube, daß man durch gute Verwaltung einer niedrigern Stelle, sich ein Recht auf eine höhere erwerbe, abgesehen ob man auch die hierzu nöthigen Eigenschaften besitzet. Auf diesem Irrwahn beruht das System der Beförderung nach dem Rang, wo immer der, so einer niedrigern Stelle am längsten ohne bedeutenden Tadel vorgestanden ist, in eine höhere erledigte befördert wird. Dieses falsche System ist um so verderblicher, da sich seine Gebrechen erst spät, aber dann auch unheilbar zeigen. Die erforderlichen Fähigkeiten zur Verwaltung der zunächst an einander stoßenden Grade scheinen dem gewöhnlichen Beobachter nur wenig oder gar nicht verschieden; er zweifelt gar nicht, daß ein guter Unter-Lieutenant einen guten Hauptmann machen werde, er fordert von dem Major nur ein geringeres Maß höherer Fähigkeiten als von dem Hauptmann, er hält jeden guten Major ein Regiment zu führen geeignet, er achtet nicht auf den ganz verschiedenen Wirkungskreis eines General und eines Obersten, und sieht in jedem braven Brigade-General, der den Muth seiner Truppen durch sein Beyspiel erhebt, den künftigen Feldherrn, und so geschieht es, daß mancher Staat in dem Augenblick, wo nur höhere Talente ihn retten können, sie da, wo er sie sucht, nicht findet, und da, wo sie sind, nicht finden kann.

So lange alle benachbarte Staaten ein gleich fehlerhaftes Beförderungs-System ausüben, fällt der hieraus entspringende Nachtheil weniger in die Augen; wenn aber ein Staat durch besondere Umstände aus dem gewöhnlichen Kreise gerissen, auf einmahl ein anders System befolgt, wenn nach chaotischer Gährung aller Kräfte das Geistige steigt, und die Masse sinkt, und jeder den Platz, der ihm gebührt, einnimmt, dann muß ein solcher Staat eine Überlegenheit zeigen, die das Daseyn und die Selbstständigkeit aller benachbarten Staaten bedrohet. In solchen Augenblicken fühlt man allgemein den Nachtheil und die Unzulänglichkeit des Beförderungs-Systems nach dem Rang; man beschließt die Würdigsten hervorzuziehen; verfällt aber, da man dieß nicht anzufangen weiß, aus einem schlechten System in ein noch schlechteres, indem immer derjenige der Würdigste ist, den gesellschaftliche Talente, Figur und Vermögen, und das Vorwort mächtiger Gönner empfehlen, und wo derjenige gewiß zurückbleibt, der bloß durch seine intellectuellen und moralischen Eigenschaften auf Beförderung rechnet. Das wahre Beförderungs-System ist schon gefunden, sobald man die Mittel ausfindig macht, das wahre Verdienst zu erkennen. Wir wollen vorerst die Mittel prüfen, welcher man sich dermahlen zur Erreichung dieses Zweckes bedient, und dann diejenigen vorschlagen, welche wir hierzu geeignet glauben.

Unter den Mitteln, welcher man sich bedient, das Verdienst kennen zu lernen, stehen die Conduitlisten, unter welchen Nahmen sie nur immer erscheinen, oben an; die Vorgesetzten reichen nähmlich zu gewissen Zeiten den höhern oder der höchsten Behörde einen Ausweis über ihre Untergebenen ein, worin die Fähigkeiten und die Verwendung eines Jeden bemerkt sind. Die Verfassung dieser Conduitlisten hängt mehr oder minder jederzeit von dem ersten Vorgesetzten ab; dieser muß also ein höchst gerechter, einsichtsvoller, und mit seinen Untergebenen vollkommen bekannter Mann seyn, wenn die Conduitliste Wahrheit enthalten soll; aber wie viel derley Männer darf man si[ch] versprechen zu finden? — Jede Einrichtung, die nur [bey] Vollkommenheit der Ausübenden gut ist, ist schon an [und für] sich schlecht; die besten Einrichtungen sind, wo die in de[r Aus]übung unvermeidlichen Fehler sich wechselseitig aufheben; [durch] diese allein wird man sich dem Ziel, das man doch nie [er]reicht, so weit es möglich ist, nähern, da hingegen sol[che sich vom] Ziele ganz entfernen, deren Werth nur auf menschliche[r Voll]kommenheit beruht. Aber angenommen, daß Gerechtig[keit und] Einsicht allen Vorstehern eigen sey, wird es ihnen auch [möglich] werden, alle ihre Individuen kennen zu lernen? — [Werden] sie Gelegenheit haben, sie in Augenblicken zu sehen, i[n denen] Geistes- und Seelenkraft blitzartig erscheinen, die, [besonders] im Frieden, oft Jahre lang keinen Anlaß finden, sich z[u zeigen,] und in tiefen Gemüthern sich oft unter der Maske kalte[r Gleich]gültigkeit verbergen. Ein Oberer, der nur selten mi[t seinen] Untergeordneten einen freundschaftlichen Umgang hat u[nd haben] kann, wird bey aller Einsicht von selben am Ende do[ch nicht] mehr wissen, als wie sie ihrem Amte vorstehen, ob sie [...] besitzen, und ob sie sich anständig betragen, das eigentli[che Maß] ihrer Kräfte, das was sie zu leisten fähig sind, worauf [es doch] eigentlich ankommt, wird nur der richtig beurtheilen, [der sie] in verschiedenen Augenblicken sieht, oder durch fortgesetzte[n Um]gang in ihr Inneres blicket. Wenn man aber auch zugebe[n woll]te, daß ein Vorsteher nicht nur, was seine Untergeordnet[en lei]sten, sondern auch was sie zu leisten vermögen, kennen zu [ler]nen im Stande ist, so kann sich dieses doch nur auf jene I[ndi]viduen beziehen, die unter seinen Augen leben, nicht auf [jene,] die von ihm Jahre lang entfernt sind, die er oft gar nich[t oder] nur auf Augenblicke gesehen, alles was er von diesen w[eiß und] anführt, muß er auf Treu und Glauben empfangen und [da nun] und da bey Verfassung der Conduitelisten die Fälle häu[fig vor]kommen, wo ein Vorgesetzter Individuen schildern soll[, die er] nicht kennt und kennen kann, so sieht man leicht, da[ß, wenn] die Conduitliste nur Wahrheit enthalten soll, es noch [nicht ge]nug ist, daß der Vorgesetzte ein vollkommen gerechter [und ein]sichtsvoller Mann sey, sondern diese Eigenschaften mi[ssen] alle jene besitzen, welche er bey Verfassung der Cond[uitliste zu] Rathe ziehen muß.

Bey dem Beförderungs-System nach dem Ran[g sind die] Conduitlisten von geringer Bedeutung. Der Officie[r] weiß, daß bis inclusive Hauptmann, der Regiments[-Inhaber] die Stellen vergibt, auf dem Obersten aber, da jener s[eine Indi]viduen fast nie kennt, die Vergebung beruht, sieht es sehr [gleichgül]tig an, wie ihn die der höchsten Stelle eingereichte C[onduit]liste schildert; er ist schon im voraus überzeugt, daß[, wenn es] zur Beförderung kommet, man immer den im Ran[g Ältesten] befördert, wenn ihm keine schweren oder gehäuften [Vergehun]gen zur Last gelegt werden können, und so mag imm[er ein jün]gere Kamerad in der Conduitliste als ein zur B[eförderung] vorzüglich geeignetes Subject prangen; befördert wir[d er, trotz] mächtige Protection doch nicht eher, als ihn die Reih[e trifft;] ein Oberst kann auch ein solches Subject bey dem bes[ten Willen] nicht hervorziehen, indem das Gesetz einmahl den [Rang zur] Norm der Beförderungen macht, und eine Überschr[eitung des] Gesetzes, die sich nicht mit dem Strafprotocoll rechtfer[tigen läßt,] einem Obersten bey eintretenden Klagen gewisse Ahn[dung zu]zieht. Wenn bey dem Beförderungssystem nach dem Ra[ng]

geringer Bedeutung sind, so wird es auch nur
chtheil haben, wenn sie nicht vollkommen ge-
isichtsvoll, sondern nach den beschränkten Kennt-
der parteyischen Meinung der Vorgesetzten ver-
Sollte man aber abgesehen von dem Rang bloß die
d Würdigsten befördern, und dieser Beförderung
liste zum Grunde legen, dann würde diese voll-
chte und einsichtsvolle Verfasser erfordern; da es
zeigt worden ist, daß diese manche Individuen gar
venige aber vollkommen kennen zu lernen, Gelegen-
folgt daraus, daß die Conduiteliste nie eine siche-
e zur Beförderung nach dem Verdienste werden
ommen aber, daß eine Conduiteliste in dem streng-
vollkommen gerecht verfaßt sey, so ergeben sich doch
ehr bedeutende Nachtheile. Sobald nähmlich nach
d Würdigkeit zu befördern System, und die Con-
Grundlage dieses Systems wäre, so würde diese
ier eine Rangliste anderer Art, aus der jeder schon
nehmen könnte, wenn ihn die Reihe zur Beför-
hierbey würde die Eigenliebe die meisten verle-
erechter Weise zurück gesetzt zu glauben, welches ei-
Menge von Untersuchungen und schwer zu entschei-
hervor bringen, und endlich gänzliche Gesetzlosig-
un durch Auflösung oder Unterdrückung bewirken

eres oft vorgeschlagenes, und auch bey Besetzung
llen wirklich angewandtes Mittel, die Fähigkeit
kennen zu lernen, bestehet in öffentlichen Prüfun-
öffentliche Prüfungen von sachverständigen unpar-
nnern, gewähren vorzüglich, wo es sich um das
elt, großen Nutzen, und werden daher auch bey
n Professuren, bey Ertheilung juridischer und me-
rade, obschon nur selten mit nöthiger Strenge vor-
bey dem Militär handelt es sich jedoch nicht allein
en, es handelt sich um richtige und schnelle Beur-
nicht so leicht, wie das Wissen zu prüfen ist; es
um Entschlossenheit, Kaltblütigkeit und Muth, die
h Gelegenheit bewähren, und ohne welche Talente
n entscheidenden Augenblicken nur todte Schätze sind.
eraus, daß Prüfungen im Militär nie Norm der
werden können, indeß sind sie doch auch nicht ganz
, und wir werden in der Folge sehen, auf welche
h in Friedenszeiten beym Militär Kenntnisse und
prüfen kann und soll.

wir gezeigt, daß weder Conduitelisten noch Prü-
sichern Maßstab des Verdienstes geben, so wollen
Mittel anführen, was mit gleicher Sicherheit die
Civil- und Militärämtern offenbaret, und was
ist als die öffentliche Meinung.

es Individuum bildet sich nach und nach, von de-
mgeben, und täglich zu beobachten die Gelegenheit
öffentliche Meinung, die mit äußerst seltnen Aus-
n ganzen moralischen und intellectuellen Werth ge-
hr ausspricht. Die Erfahrung bestättigt diesen Satz,
ierbey nur die Frage, wie man es anzufangen ha-
ich die öffentliche Stimme, nicht die der Einzelnen,
istiger Laune gegeben, zu vernehmen.

atliche Meinung geht aus der Meinung der Einzelnen hervor, welche Gelegenheit haben, das Individuum genau kennen zu lernen; unter diesen nehmen die in gleichem Rang mit ihm stehenden, die mit ihm am öftersten und ungezwungensten umgehen, die erste Stelle ein. Wenn man die Meinung aller Kameraden über ein Individuum auf eine Art sammelt, daß Furcht oder Hoffnung sie nicht von ihrer wahren Überzeugung abzuweichen verleiten kann, so kann man beynahe gewiß seyn, die öffentliche Stimme über das Individuum zu hören; ich schlüge demnach vor, daß bey Erledigung einer höhern Charge die Individuen der zunächst angrenzenden niederen, aus ihrem Mittel 3 Individuen zu Besetzung der höhern Charge durch Stimmenmehrheit wählen, die Individuen der höhern Charge aber aus diesen, ihren künftigen Kameraden ernennen sollen. Wenn z. B. eine Oberlieutenantsstelle erledigt würde, so müßte jeder Unterlieutenant einen seiner Kameraden zur Erlangung dieser Stelle vorschlagen, aus den drey Individuen, welche die meisten Stimmen bekommen hätten, wählten dann die Oberlieutenants durch Stimmenmehrheit denjenigen, der die erledigte bekommen soll; eben so würde verfahren, wenn eine Hauptmann- oder Majorsstelle erledigt würde, in welchem letztern Fall die gesammten Stabsofficiers aus den drey vorgeschlagenen Hauptleuten den zum Major zu Befördernden erwählten. Wenn ein Individuum alle oder mehr als zwey Drittheile der Stimmen seiner Kameraden für sich hätte, so würde er ohne weitere Wahl in die erledigte Stelle befördert. Bey getheilten Stimmen entscheide der Rang. Um seine Stimme geben zu können, müßte man im Frieden wenigstens ein halbes Jahr im Regiment gedient haben, um wählbar zu seyn, wenigstens ein halbes Jahr die innehabende Charge begleiten. Im Krieg, wo eine Stunde oft mehr als Friedensjahre die Menschen kennen lernt, wäre dieses jedoch nicht nöthig, und jeder, der einer Affaire mit dem Regimente beygewohnt hätte, wäre sowohl zu stimmen fähig, als wählbar. Bey dieser Beförderungsart könnte man auch schwerere Vergehungen der Officiers dadurch ahnden, daß man sie auf ein Jahr oder auf länger für unwählbar erklärte; eine solche Strafe dürfte jedoch nur das Kriegsrecht, nie der Oberste erkennen; letztern müßte es jedoch frey stehen, die Strafe zu erlassen. Übrigens müßte jeder Officier unter einem Eid geloben, ohne alle Rücksichten dem seine Stimme geben, der ihm der Würdigste scheint, und nie gegen jemanden zu äußern, wem er seine Stimme geben wird, oder gegeben hat. Es würde nicht schwer seyn, die Stimmengebung so einzurichten, daß es auch für die Stabsofficiers, welche der Wahl vorstehen, unbekannt bleibet, wem jeder einzelne seine Stimme ertheilte.

Diese hier vorgeschlagene Beförderungsart ist die einzige, durch die ohne Zwang, Sturm und Unruhen, jeder am Ende den Platz der ihm gebührt, einnehmen wird, die frey von Partheylichkeit nur das Verdienst berücksichtigen, und den Souverän und die obersten Stellen eine Menge gegründeter und ungegründeter Klagen überheben wird, die, da sie oft gar nicht gehört werden können, einen Samen des Unmuthes und des Mißvergnügens ausstreuen, der den Diensteifer und die Liebe für Souverän und Vaterland erkaltet. Außer obangeführten Vortheilen wird das vorgeschlagene Beförderungs-System, noch einen andern unschätzbaren gewähren; es wird nähmlich in die Officierscorps einen Geist bringen, wie man ihn nicht selten noch zu wünschen gezwungen ist. Alle werden sich bessern, wer-

dienstlich zu seyn, nicht bloß in den Augen der Obern es zu scheinen, da sie ihre Kameraden zu täuschen nicht hoffen können. Die Individuen vom gleichen Range werden ferner im Umgang unter sich nicht mehr, so leicht die Achtung, die sie sich wechselseitig schuldig sind, vergessen; ein männliches, freymüthiges und freundschaftliches Betragen, wird an die Stelle einer oft rohen und achtungslosen Vertraulichkeit treten, die eine Quelle von Zweykämpfen wird, durch welche mancher talentvolle junge Mann aus Ursachen, die er sich nachher zu erwähnen schämt, nicht nur für den Dienst des Staates verloren geht, sondern auch dem Staate zur Last bleibt. Ferner wird durch dieses Beförderungs-System mit der Wichtigkeit der nächsten höhern Chargen, die Achtung für selbe auf eine dem Dienst höchst vortheilhafte Art vermehrt, und in dem Officierscorps eine Nacheiferung erweckt werden, die vorzüglich im Kriege von den wichtigsten Folgen seyn muß.

Bey allen Vortheilen, die das vorgeschlagene Beförderungs-System hat, ist doch nicht zu läugnen, daß dadurch die Stabsofficiers und vorzüglich der Oberste, von dem jetzt die Beförderung größten Theils abhängt, ein bedeutendes Mittel verlieren würden, die Officiers in den Schranken der Dienstpflicht und Ordnung zu erhalten, um nun diesem Einwurf zu begegnen, und zugleich jenen Individuen, welche bey geringen Talenten doch durch Fleiß sich auszeichnen, nicht ganz den Weg der Beförderung zu verschließen, schlage ich vor, daß von vier erledigten Stellen zwey auf oberwähnte Art durch die Kameraden, eine durch die Stabsofficiers ersetzt, die vierte aber immer dem im Rang ältesten gehören soll. Bey der Beförderung durch die Stabsofficiers hätte der Oberste zwey Stimmen; sowohl den durch die Stabsofficiers gewählten, als den im Rang ältesten, dürften die Officiers der höhern Charge nur dann als Kameraden aufzunehmen sich weigern, wenn sich dessen Unwürdigkeit gerichtlich zu erweisen vermögen.

Übrigens dürfte die Beförderungsart durch die Stabsofficiers, und nach dem Rang nur bis inclusive Hauptmann Statt finden; zum Major aber müßten immer drey Subjecte von den Hauptleuten vorgeschlagen, von den Stabsofficiers aber aus diesen das Verdienstlichste gewählt werden. Eine Armee, die das hier vorgeschlagene Beförderungs-System befolgt, wird ihre talentvollsten Individuen im kurzen an der Spitze ihrer Bataillone sehen, sie wird nur Stabsofficiers haben, die von ihrer Truppe geachtet und gefürchtet sind; sie wird nicht von abgelebten Greisen, sie wird von Männern geführt werden, deren Körper und Geisteskräfte in voller Reife stehen. Über den Hauptmann darf keiner hinaus, der nicht durch Talente sich auszeichnet; die gewisse Aussicht Hauptmann zu werden, muß aber jeder haben, der mit Muth, Eifer und Treue, wenn auch mit beschränkten Fähigkeiten dienet. Mit dieser Charge, die das höchste erreichbare Ziel für die Meisten ist, muß der Staat einen bedeutenden Gehalt, und so viel Ansehen als möglich verbinden. Er muß alle Mittel hervorsuchen; einen würdigen Hauptmann, den aber die Natur nicht mit den zu höhern Stellen erforderlichen Talenten begabt hat, die Zurücksetzungen vergessen zu machen, die er des allgemeinen Wohls wegen erfahren muß, wozu Verdienstorden, Personal-Zulagen, bessere Versorgungen etc. dienen können. Nur wenn der Staat sich gerecht gegen solche gute Diener erweist, werden diese ihrer Seits wieder billig denken, nicht nach Stellen, denen sie nicht gewachsen sind, streben, sondern allein in [illegible] Erfüllung ihrer Pflichten die wahre Ehre suchen und [illegible] Das Talent ist ein Geschenk der Natur; wenn man Talent[illegible] hervor zieht, so geschieht es nur, weil man Talentvolle brauch[t]. Das wahre Verdienst liegt aber in dem Eifer, mit dem [illegible] das Maß seiner Kräfte zum Wohl des Staates verwendet. Di[e] höchste Achtung verdient, wer mit edler Selbstverläugnung [illegible] freywillig dem höhern Talente unterordnet, und seine [illegible] wie Aristides bey Marathon in die Hände desjenigen leg[t], der wie Miltiades das Vaterland zu retten vermag.

Obschon die vorgeschlagene Beförderungsart unfehlbar ein[e] Armee mit tüchtigen Stabsofficieren versehen wird, so ist [illegible] doch bey Besetzung höherer Stellen nicht anwendbar, und [illegible] bleibt daher zu untersuchen, auf welche Art man aus der Re[ihe] der Majors die Oberstlieutenants und Obersten, und aus die[illegible]sen diejenigen wählen müßte, welche ganzen Corps oder Ar[illegible]meen vorstehen sollen. Es ist nicht zu läugnen, daß auch hi[illegible] die öffentliche Stimme das sicherste Criterium der Verdienstlich[illegible]keit wäre, da man jedoch um die öffentliche Meinung üb[er] Männer in höhern Stellen zu vernehmen; die Untergebenen fragen müßte, eine Abstimmung der Untergebenen über ihre Vorgesetzten aber, der so nothwendigen Subordination Eintrag thun würde, so darf auf Vergebung höherer Stellen die öffentliche Meinung nur mittelbar einwirken, daher zu ihrer Besetzung nur der Rang, die Kenntniß der Obern *von ihren Untergebenen*, und als Mittel diese zu erlangen, öffentliche Prüfungen erübrigen. Da die Dienstverrichtungen eines Majors und Oberstlieutenants im Wesentlichen gar nicht verschieden sind, so kann ohne Nachtheil bey der Beförderung zum Oberstlieutenant der Rang zu Grunde gelegt werden, nicht also bey der Beförderung zum Obersten. Diese Stelle ist für den Geist und die Beschaffenheit der Armeen von höchster Wichtigkeit. Um ihr würdig vorzustehen, muß man mit vorzüglichen Talenten und vollkommener Dienstkenntniß eine vor Mißbrauch der anvertrauten Macht sichernde Mäßigung vereinen. Sehr leidenschaftliche Gemüther taugen für eine Stelle nicht, mit der die endliche Entscheidung der wichtigsten Angelegenheiten verknüpft ist, von der Leben und Tod und das Wohl und Weh von Tausenden abhängt. Solche Gemüther können indessen doch vorzügliche Feldherrn-Talente besitzen, um sie daher weder auf einen Posten, für den sie nicht geeignet sind, zu stellen, noch von einem den sie mit Auszeichnung vorstehen können, auszuschließen, muß man sie zu zweyten Obersten, und dann zu Generals befördern; ob in einem Regimente statt einem Obersten und Oberstlieutenant zwey Obersten sind, ist ganz gleichgültig. Aber nicht gleichgültig ist es, ob ein Oberst und Regiments-Commandant die für diesen Posten nothwendige Eigenschaften besitzt oder nicht; ob ein mit Feldherrn-Talenten begabtes Subject, bloß weil es sich nicht ganz in die Regel fügt, Zeitlebens seinem wahren Wirkungskreis entrückt wird. Daß es übrigens Subjecte gibt, die nie einen guten Obersten, wohl aber einen guten General zu machen vermögen, lehrt die Erfahrung. Wer soll aber bestimmen, ob ein Oberstlieutenant zum Obersten tauglich sey oder nicht? Hierauf antworte ich: Die Regiments-Commandanten, der Brigade- und Divisions-General, die Commandirenden. Aus den Urtheilen dieser verschiedenen Individuen wird die höchste Stelle abnehmen können, ob ein Oberstlieutenant für eine Regiments-Commandanten-Stelle tauge,

n ihn zum zweyten Obersten befördern, oder in seiner
abenden Charge lassen müsse; indeß darf die oberste Mi-
Stelle sich nicht unbedingt auf die Meinung der Genera-
nd des Regiments-Commandanten verlassen, sondern der
erselben muß es selbst als eine seiner wesentlichsten Pflich-
sehen, die Stabsofficiers der Armee persönlich kennen
en, wozu ihm die Exercier-Lager vorzüglich, wenn in
en das vor dem Feind Anwendbare geübt wird, die beste
nheit geben. Übrigens ist bey der Beförderung der Stabs-
s noch darauf Rücksicht zu nehmen, daß man sie so viel
h bey den Regimentern, wo sie einmahl sind, belasse. Es
auf ein Officierscorps den nachtheiligsten Eindruck, wenn
einmahl von lauter Stabsofficiers befehligt wird, die
t kennt, und von denen es nie gekannt wird.

o mancher Officier, der auf dem Exercierplatz keine glän-
Rolle spielt, zeigt vor dem Feind in Augenblicken der
r seinen im Frieden unscheinbaren Werth. Solchen Offi-
thut es wohl, Stabsofficiere über sich zu sehen, die mit
vor dem Feind dienten, und in Hinsicht ihrer geleisteten
dienste ihre Fehler und Schwächen in Friedenszeit mit
sicht zu behandeln wissen.

Wir kommen nunmehr auf die Beförderung der Obersten
enerals: Bey dieser darf der Rang gar nicht in Betrachtung
en. So wie die Hauptmannsstelle das Ziel für den größ-
Theil der Officiers seyn muß, so muß es die Obersten
für einen großen Theil der Stabsofficiers seyn. Ein
kann sein Regiment in der besten Ordnung halten, im
und Frieden seinen Officiers zum Beyspiel dienen, und
zum General gar nicht geeignet seyn. Für diese Stelle
ht man entweder Männer die bey ruhigem Muth große
rische Talente und Kenntnisse mit Selbstvertrauen und
hlossenheit verbinden, oder solche, die von Natur mit ei-
keine Gefahr kennenden Kühnheit begabt, in Augenblicken
Entscheidung den Truppen voran sich in den Feind stürzen,
diese durch ihr Beyspiel unwiderstehlich mit fortreissen. Ob
Oberst ein oder andere dieser Eigenschaften besitze, muß
bloß auf den Ausspruch der Generalität ankommen. Der
te Militär-Befehlshaber muß den ganzen militärischen
eines Regiments-Commandanten und seine bereits geäu-
n Eigenschaften kennen; er muß ferner seine weiteren Fä-
iten durch Aufgaben prüfen, die er ihn auf der Stelle oh-
le Vorübung mit seinem Regimente ausführen läßt. Wohl-
udierte Exercierzettel, mit denen gewöhnlich die Regimen-
vor ihren Obern paradiren, erlauben nicht einmahl einen
uß auf die Exercierkunst eines Regiments, geschweige auf
Fähigkeiten seines Anführers; dazu werden Übungen erfor-
die im Frieden den Krieg vorstellen, und die wenigstens
Einsicht und Schnelligkeit des Blickes schließen lassen, wenn
uch nicht das Wichtigste, die ruhige Besonnenheit in der Ge-
, zu bewähren vermögen.

Übrigens sollte man im Frieden, um das zu häufige Wech-
der Regiments-Commandanten zu vermeiden, auch den ge-
testen Obersten zwey Jahre in dieser Charge belassen,
Kriege aber auch nach zwey Tagen zum General befördern,
er während diesen seine Fähigkeit zu dieser Stelle auf
entscheidende Art beweist. So wenig als wie bey der Be-
rung vom Obersten zum General, sollte man bey der von
jade-zum Divisions-General auf dem Rang Rücksicht neh-
men. Von den Divisions-Generalen hängt selbst dann, wenn
sie unter den unmittelbaren Befehlen des Commandirenden
stehen, nicht selten das Heil der Armee ab, und wie oft com-
mandiren nicht Divisions-Generale Corps, die man in ver-
flossenen Jahrhunderten für große Armeen gehalten hätte; ihrer
Einsicht, ihren Talenten, ist dann das Wohl des Staats an-
vertraut. Kann man wohl mit zu großer Vorsicht ein Indivi-
duum prüfen, in dessen Hände man das Wohl und Weh von
Millionen zu legen gedenkt. Die beste Prüfung militärischer
Talente ist aber der Krieg; hier muß man genau auf das Be-
tragen der Generale merken. Nicht ein glückliches noch ein un-
glückliches Gefecht, sondern die Art, wie er sich bey beyden be-
nommen hat, verbürgen die Talente eines Befehlshabers. Han-
nibal wird durch die verlorne Schlacht bey Zama nicht klein,
Lucius Scipio durch den Sieg bey Magnesia nicht groß.

Aber auch im Frieden gibt es Mittel, die Fähigkeiten der
Generale zu prüfen. Der Chef der Militair-Stelle braucht nur
Theils im Gespräch, Theils schriftlich ihre Ideen über Kriegfüh-
rung zu erforschen, ihnen besondere Fälle vorzulegen, und
darüber ihre Meinung zu vernehmen; es ist keine Folge, daß
der über den Krieg richtig urtheilt, ihn auch gut zu führen im
Stande seyn wird, aber gewiß ist es, daß wer in seinen Ur-
theilen, nicht einmahl gemeinen Menschenverstand verräth, nicht
zur Führung von Tausenden geeignet sey. Wenn die Wahl der
Divisions-Commandanten die größte Vorsicht erheischt, so for-
dert die der Corps-Commandanten und Commandirenden sel-
be noch in weit höherem Grade. In unsern Tagen, wo bey ei-
nem Krieg nicht mehr eine unbedeutende Provinz, sondern die
Fortdauer des Staates, Nationalität, Sicherheit und Eigen-
thum auf dem Spiele stehet, darf man über Feldherrn-Talente
keine Versuche anstellen; man muß den Commandostab in die
Hände desjenigen legen, den die allgemeine Stimme als wür-
dig ihn zu führen bezeichnet, der durch Siege seine Talente er-
probt hat, der die Achtung der Feinde, Liebe und Vertrauen
des Heeres und der Bürger besitzt. Aber der Feldherr, der einen
unumschränkten Herrscher gegenüber mit Glück ein Heer befeh-
ligen soll, muß unumschränkt in seinem Heere, in dem Lande
wo er Krieg führt, und selbst über die Mittel zum Kriege ge-
biethen; er muß nur seinem Souverän verantwortlich seyn,
der ihm sein unumschränktes Vertrauen schenken, oder nie wäh-
len muß. Hätte Ferdinand II. dem Wallenstein nie das Com-
mando seiner Heere genommen, (1630!!) so hätte ihm dieser
Fürst höchst wahrscheinlich die Herrschaft vom Rhein bis zur Ostsee
errungen, und somit in Stand gesetzt, auch den unmäßigsten
Ehrgeitz seines Feldherrn zu befriedigen; er nahm es ihm, das
war der erste Fehler; er gab es ihm wieder, das war der zwey-
te. Die unglückliche Folge war, nebst dem Verlust seines ein-
zigen Feldherrns, die gebrochene Kaisermacht. Die Römer, so
eifersüchtig auf ihre Freyheit, wählten in Zeiten der Gefahr ei-
nen Dictator, vor dem alle Gesetze schwiegen. Die Noth ist
das oberste Gesetz; im Kriege müssen alle Civilgewalten eines
Landes dem untergeordnet seyn, der das Heer in selben be-
fehligt.

Eine Armee, bey der man auf die hier vorgeschlagene Art
die Besetzung der Stellen bis zum Major die Wahl der Kame-
raden, bey Besetzung der höhern Stellen das Urtheil der Obern
und Prüfungen zum Grunde legt, wird bald an ihrer Spitze
nur solche Generale zählen, die durch persönliche Talente, nicht

bloß durch die begleitende Charge, sich über ihre Untergebenen erheben, und die dabey in einem Alter sind, das ihnen noch kraftvolle Äußerung ihrer Talente gestattet, dann wird man nicht mehr gezwungen seyn, zu ganz unzureichenden Mitteln seine Zuflucht zu nehmen, den General bloß zum Nahmenträger herabzuwürdigen, und seine Macht in die Hände eines Rathgebers zu legen, der oft weniger Talente hat, als der, dem er rathen soll, und der, wenn er auch die größten Talente besitzt, doch nichts wirklich Großes ausführen kann, weil ihm die freye Wirksamkeit fehlt, und er gleichsam eine Seele ist, die durch einen fremden Körper wirken soll.

Was zu geschehen hat, muß der General gebiethen; für die beste Ausführung seiner Befehle zu sorgen, ist die Sache seiner Umgebungen. Der Krieg will Schnelligkeit, Entschlossenheit und Verschwiegenheit. Wo jede Unternehmung lange berathschlagt wird, wird keine gelingen, ja es wird sogar nie zu einer entscheidenden Unternehmung kommen. Rathsversammlungen gehören für den Frieden, der unbedingte Wille eines Einzigen für den Krieg.

Im Kriege muß man alles wagen, nur das Heil des Staates nicht; steht dieses auf dem Spiele, dann bedarf es eines Feldherrn, der wie Fabius Maximus die entscheidende Schlacht, den Wunsch seines Gegners, zu vermeiden weiß; ist aber einmahl der Staat aus der größten Gefahr befreyet, hat er wieder Heere, und haben diese Heere wieder Selbstvertrauen und Muth, dann bedarf es eines Scipio, der kühn wagend den Krieg in Feindes Land trägt und siegend beendet. Ich kann diese Abhandlung nicht schließen, ohne auf das dringende Bedürfniß der Zeit aufmerksam zu machen, die gebietherisch die genaueste Erwägung alles dessen fordert, was sich auf den Krieg, auf die Erhaltung des Staates bezieht. Armeen geben für den Staat keine hinreichende Sicherheit, ihn muß der kriegerische Geist des Volkes schützen, die Menschen müssen wieder werden, was sie in den schönen Tagen von Griechenland und Rom waren, Bürger, die von Liebe für das Vaterland beseelt, in Zeiten der Gefahr ihre friedlichen Beschäftigungen mit dem Schwert vertauschen, die ihren höchsten Ruhm in Waffenthaten setzen, und wie Aeschilos mit mehr Stolz auf bewiesenen Muth, als selbst auf unsterbliche Geistes Werke zurückblicken.

Über die Furcht vor den Cometen.

Stat sua cuique Dies.

I.

Die Furcht vor den Cometen, als Vorbothen von Krieg, Pest, und andern Unglücksfällen, ist durch das Licht der Wissenschaft, besonders durch die Newtonische Lehre von der wechselseitigen Wirkung der Anziehung aller Weltkörper unter sich und gegen die Sonne längst zerstreut worden. Diese nun allen Gebildeten wenigstens in ihren ersten Gründen bekannte Lehre zeigt, daß sie keine vorübergehende Erscheinungen, sondern Weltkörper seyen, die, wie die Planeten, sich in einer Ellipse, um die in ihrem Brennpuncte liegende Sonne bewegen, nur daß die Bahnen der Planeten von einem Kreise weniger abweichen, als die Bahnen der Cometen. Eine Folge davon ist, daß sie in ihren sehr ablangen Bahnen selten in die Grenzen unsers Sehens kommen, und eine sehr lange Zeit zu ihrem Umlaufe brauchen. Diese Meinung ist dadurch zur Gewißheit gebracht worden, [illegible] Halley's Voraussagung, daß die zwey Cometen von [illegible] und 1682, deren Elemente er verglich, einer und derselbe sey, und daß derselbe also im Jahre 1759 wieder erscheinen werde, eingetroffen ist. Daß die Wiederkunft eines Cometen, der [illegible] erste Mahl erschienen ist, aus den über ihn angestellten Beobachtungen sich gar nicht, oder doch nur sehr unzuverlässig berechnen läßt, woran sich noch manche Ununterrichtete stoßen, hat seinen Grund darin, daß die Cometen im Verhältniße gegen ihre lange Umlaufszeit nur eine sehr kurze Zeit uns sichtbar sind, und oft unter Umständen, wo ihre scheinbare Bewegung wegen der wahren Bewegung der Erde sehr verwickelt ist. Das Stück der elliptischen Bahn eines Cometen während seiner Sichtbarkeit ist so klein, daß der geringste Fehler der Beobachtung die große Axe der Ellipse um viele tausend Meilen verlängern oder verkürzen kann. Dennoch sind die Astronomen im Stande, seinen Lauf während seiner Sichtbarkeit ziemlich genau zu bestimmen, und die große Erweiterung der Theorie durch die Arbeiten eines la Place und Gauß gibt Hoffnung, daß auch die ganze Bahn eines Cometen in Zukunft genauer als bisher werde bestimmt werden können.

Indem aber die Newtonische Lehre die Furcht von der einen Seite entfernte, so zeigte sie uns die Cometen von einer andern Seite desto gefährlicher. Die *Bahnen der Planeten* liegen nähmlich beynahe in einer *Ebene (die vier neu* entdeckten ausgenommen); sie sind zwar elliptisch, aber mit geringer Abweichung vom Kreise; auch bewegen sich die Planeten in einerley Richtung von Westen gegen Osten um die Sonne. Ganz anders verhält es sich mit den Cometen. Zwar befolgen sie in ihrem Laufe dieselben Gesetze, die Keppler und Newton entdeckten, aber ihre Bahnen sind nicht nur sehr in die Länge gezogene Ellipsen, sondern es sind auch die Neigungen ihrer Bahnen nicht, wie die der Planetenbahnen, in *eine* gerade Zone (den sogenannten Thierkreis) eingeschlossen; vielmehr findet man bey ihnen alle Verschiedenheiten der Neigung, von der Bahn an, die in der Ebene der Ecliptik liegt, bis zu der, die auf ihr senkrecht ist; endlich bewegen sich nicht alle von Abend gegen Morgen, sondern nach allen ihren möglichen Richtungen. Es wäre also sehr wohl möglich, daß die Bahn eines oder mehrerer Cometen die Bahn der Erde berühren, oder der eine oder der andere Knoten der Cometenbahn genau in der Erdbahn liegen, oder wenigstens nahe an derselben vorbeygehen könnte, so wie z. B. die Bahn der vier neu entdeckten Planeten in einander geschlungen sind. Wie, wenn nun die Erde gerade in dem Zeitpunct in diesem Puncte ankäme, wo ein Comet durch denselben geht? Daß, so weit die bekannte Geschichte unserer Erde geht, dieser Fall noch nicht eingetreten ist, ist kein Beweis gegen die Möglichkeit. Die Cometen brauchen zu ihrem Umlaufe um die Sonne eine sehr lange Zeit, manche mehrere hundert Jahre; ferner kann die Erde zu der Zeit, wo ein Comet durch die Erdbahn ging, im entgegen gesetzten Puncte ihrer Bahn, mithin damahls um den ganzen Durchmesser ihrer Bahn von ihr entfernt gewesen seyn; welcher Fall bey der Wiederkunft des Cometen nicht nothwendig wieder Statt finden muß.

Whiston und Halley wollten durch, freylich obenhin angestellte Rechnungen gefunden haben, daß der Comet von

so, der größte von allen jemahls gesehenen, um die Zeit der
enannten Sündfluth erschienen sey, und sie vermuthlich ver-
acht habe. Kann dieser Fall nicht wieder kommen, um so
r, da die Erde überall Spuren einer bereits schon mehr-
ls erlittenen Revolution zeigt?

„Kann er gleich kein Land durch Krieg und Pest verheeren,
So könnt' er wohl vielleicht die ganze Welt zerstören,
Wahr ist es, daß wir noch dergleichen nicht gesehen,
Allein, wie folgt der Schluß: Drum könn' es nie geschehen."

Kästner.

II.

Das Zusammentreffen eines Cometen mit der Erde, oder
h nur eine große Annäherung würde auf derselben sehr trau-
e Verheerungen anrichten. Newtons Schüler äußerten da-
diese Furcht beyzeiten. Auch in neuern Zeiten berechnete
B. la Lande die Wirkung eines Cometen, der sich der
de bis auf acht Erd-Diameter nähern würde, und fand,
er das Meer auf 6000 Ellen hoch erheben würde. La Place
t in seiner Darstellung des Weltsystems, II. Th.
64: „Veränderung der Erdaxe und ihrer Rotation, Aus-
en der Meere aus ihren vorigen Beeten, um sich gegen den
en Äquator hinzustürzen, Ersäufung eines großen Theils
Menschen und Thiere in dieser allgemeinen Überschwemmung
r Zerstörung derselben durch die der Erde beygebrachte Er-
itterung, Vernichtung ganzer Gattungen, Zertrümmerung
r Denkmähler des menschlichen Kunstfleißes, dieß ist die Rei-
der Unglücksfälle, die das Zusammentreffen eines Cometen
der Erde verursachen müßte." — In der Folge vermuthet
Verfasser, daß die sichtbaren Spuren einer Revolution, (wo
t mehrere), die die Erde bereits erlitten, von einem solchen
sammentreffen entstanden seyen. Man sieht, warum das Welt-
er die hohen Berge wieder bedeckte, auf welchen er unwider-
bare Merkmahle seiner Anwesenheit zurück gelassen hat; man
t, warum die Thiere und Pflanzen der mittägigen Gegen-
in den nördlichen Climaten vorhanden seyn konnten, wo
n noch ihre Abdrücke findet; endlich erklärt sich hieraus die
heit der moralischen Welt, deren Denkmähler nicht leicht
r dreytausend Jahre hinauf steigen. Das Menschengeschlecht,
seine kleine Anzahl von Individuen herunter gebracht, und
den kläglichsten Zustand versetzt, mußte in allem wieder von
nen anfangen, als ob die Menschen erst auf die Erde wären ver-
t worden. — Dieses wären nun die von der Anziehungskraft
rührenden Folgen. Eine zwar nicht so auffallende, aber doch
das animalische und vegetabilische Leben auf der Erde gleich
theilige Folge würde durch die chemischen Wirkungen seiner
r großen und dichten Atmosphäre, auch seines Schweifs, ent-
en.

Die Bestandtheile derselben mögen seyn, welche sie wollen,
sind sie unserer Natur nicht angemessen; auch könnte durch
rmischung derselben mit den Bestandtheilen unserer Atmo-
äre entweder eine Überschwemmung der Erde durch Erzeu-
ng von Wasser, oder auch eine Verbrennung durch Feuer
stehen. Wir haben ja schon auf unserer Erde viele Beyspiele
er durch bloße Mischung entstehenden Erzeugung von Was-
, und unter andern Umständen von Feuer.

Mehrere Astronomen, z. B. Lambert in Berlin, und
n neuern Zeiten Schubert in Petersburg suchten diese Furcht
rch teleologische und kosmologische Gründe zu entfernen, in-
dem sie annahmen, daß die Cometenbahnen im unermeßlichen
Weltraume nicht nach allen möglichen Richtungen, sondern nach
einem Gesetze also ausgetheilt seyen, daß die Cometen und Pla-
neten einander immer ausweichen. Von den neuentdeckten Pla-
neten Ceres, Pallas, Juno, Vesta, könnte allenfalls
ein analogischer Beweis geführt werden, deren Bahnen in ein-
ander geschlungen sind, wo die Planeten beynahe einerley mitt-
lere Entfernung von der Sonne haben, aber sich in einer Ord-
nung bewegen, daß, wenn sie nicht von einer äußern Ursache
gestört werden, ein Zusammenstoßen derselben nie Statt haben
wird. Allein analogische Beweise sind immer unsicher; und eben
so auch die teleologischen. Zu geschweigen, daß ein solches Ge-
setz doch wohl schon hätte entdeckt werden müssen, und daß es,
wenn es ja ursprünglich wäre festgesetzt gewesen, indessen durch
die Störungen, welchen die Cometen mehr als die Planeten
unterworfen sind, auf mannigfaltige Art wäre abgeändert wor-
den, so kennen wir ja den Zweck der Einrichtung und der Dauer
des Weltgebäudes nicht, und es entsteht billig die Frage: „Kann
nicht die endliche Zerstörung, wo nicht des ganzen Weltgebäu-
des, doch einzelner Sonnensysteme, und noch mehr einzelner Welt-
körper, sogar im Plane der Vorsehung liegen?" Höchstens kann
man behaupten, das Weltgebäude im Ganzen ist zur ewigen
Dauer geschaffen; daraus folgt aber nichts für die Dauer ein-
zelner Theile desselben.

„Der Mensch ist nicht der Zweck von Millionen Sternen,
„Die er Theils kaum erkennt, Theils nie wird kennen lernen."

Kästner.

Dieser Beweis ist um so ungültiger, da ja unsere Erde,
wie so eben bemerkt wurde, sichtbare Spuren von bereits erlit-
tenen, sehr gewaltsamen Revolutionen zeigt. Man kann als bey-
nahe gewiß annehmen, daß die Erd-Axe ehedem eine andere
Lage gehabt habe; und es liegen in der Beschaffenheit unsers
Erdkörpers Gründe, die es wahrscheinlich machen, daß die letzte
Revolution noch nicht vorüber sey. Ob nun ein Comet sie be-
schleunigt, oder gar veranlaßt, oder ob sie durch die Beschaffen-
heit der Erde selbst herbey geführt wird, ist gleichgültig, und
stoßt jeden teleologischen Beweis immer um. Schelling der
Jüngere führt in seiner Schrift: Über das Leben und sei-
ne Erscheinung S. 31, Gründe für eine dreyfache Periode
des Lebensalters der Erde an, wo der Eintritt von einer Pe-
riode in die andere immer durch eine gewaltsame Revolution
herbey geführt werde, nähmlich: die magnetische, die elek-
trische, und die noch bevorstehende vulkanische, chemi-
sche, eine Revolution durch Verbrennung. „Wir befinden uns
in der elektrischen Periode: die Erde verließ die magnetische Pe-
riode zu jener Zeit, wo die gar nicht in Zweifel zu ziehende
große Revolution, welche mit der Neigung der Erd-Axe in
Verbindung steht, auf ihr vorging; in der vulkanischen aber
befindet sie sich noch nicht, wenigstens nicht in der Acme dieser
letztern, indem wohl jener Zeitpunct wenig Zeit zum Fragen-
aufwerfen übrig lassen wird." — Was von der Erde gilt, gilt
auch von andern Himmelskörpern, ja von ganzen Sternen-
Systemen, indem die sonderbare Gestalt einiger Nebelsterne
Spuren von einer Umwandlung zeigt. Herschel schließt aus
seinen Beobachtungen: Mehrere seyen keine Sternhaufen von
bereits gebildeten Sternen, sondern Massen, mit Lichtstoff ver-
webt, der zur Ausbildung neuer Systeme wirke; einige seyen
im Stande der Kindheit, andere im jugendlichen, männlichen

und Greisen-Alter; der Himmel gleiche daher einem üppigen Garten, der eine große Mannigfaltigkeit von aufsprossenden, blühenden, fruchttragenden und verwelkenden Producten in verschiedenen Beeten enthalte. Zwar hat Schubert durch Rechnung gefunden, daß die aus der Newtonischen Gravitations-Lehre hervorgehende allmählige Abnahme der Schiefe der Ecliptik, welche eine totale Revolution bewirken würde, periodisch, und in gewisse Gränzen eingeschlossen sey. Keineswegs folgt aber hieraus, daß unsere Erde und System sich nach einer stäten Norm richten müsse, zu welcher jeder Theil nach unzähligen Schwankungen wieder zurück kehre.

Aus den geheimen Protocollen der venetianischen Staats-inquisitoren und des Zehner-Rathes *).

Im Jahre 1514 am 4. des Monaths Jänner. Im Rath der Zehen. In Gegenwart der Weisen von beyder Hand **).

Ward vorgelesen nachfolgender Antrag, nähmlich:

Der Bruder Johann von Ragusa biethet verschiedene Gifte ***) an unterm 15. December 1513.

Der Minoriten Bruder Johann von Ragusa, kam zu den erlauchten Herren Häuptern, nähmlich zu Hieronymus Duodo, und zu Peter Querin, und erboth sich durch gewisse Künste: Jeden, den man wollte, aus dem Wege zu räumen, und er verlangt für die erste Probe 1500 Ducaten jährliche Provision auf Lebenslang, die sollen ihm bar ausbezahlt werden, wenn er jenen ersten Versuch glücklich vollbringe. Wollten die erlauchten Herren seine Kunst noch fernerhin gebrauchen, so müßten sie ihm jedes Mahl etwas an der Provision erhöhen, worüber sie schon insbesondere übereinkommen werden.

Die hohen Häupter sind alsdann nach gehaltener Berathschlagung mit allen Weisen beyderley Hand, und mit Einwilligung des durchlauchtigsten Herzogs übereingekommen, und haben zu ihm gesagt: Wenn er durch die That bewähre, was er versprochen, sie ihm auch leisten und halten werden, was er verlangt und oben geschrieben steht.

Und so wurde alsdann der förmliche Rathschluß gefaßt von allen Häuptern und Räthen, außer D. Andreas Trevisano, Ritter:

Daß die gemachte Verheißung von dem hohen Rath vollkommen genehmiget sey, und ihm aufgetragen werde, hinzugehen, und seinen ersten Versuch sogleich an der Person des Kaisers zu machen.

Abgestimmt haben:		
	Dafür	10
	Dawider	6
	Gar nicht	0

Außer der Pforte des hohen Raths wurde noch die außerordentliche Credenz anbefohlen mit dem Eide:

„daß von allen dem, was hier vorgegangen, weder durch Schrift, „Worte noch Winke das Mindeste geäussert werde, daß keiner „mit dem andern davon spreche; eben so wenig mit jenen, wel„che dieser Berathung nicht beygewohnt haben, obgleich sie das „Recht gehabt hätten, dabey zugegen zu seyn."

*) Secreta secretissima consilii decem Lib. AA.

**) Utriusque manus, das ist von der Stadt und von der Terra ferma.

***) Mirabilia ad interitum. Die Recepte liegen bey.

Der durchlauchtigste Herr Herzog (Leonard Loredan).

Häupter.

Ritter Zacharias Gabrielli.	Ritter Andreas Tr
— Paul Anton Emiliani.	— Marcus Ge
— Alois Grimani.	— Hieronymus
— Georg Pisani.	— Stephan C
— Lucas Trono.	

Räthe.

Ritter Niclas Donato von den Zehnen.
— Christoph Mauro.
— Alois Molino.
— Georg Cornel.
— Zacharias Delfino.
— Franz Bragadin.
— Franz Foskari.

Weise des hohen Raths.
— Johann Trevisano.
— Anton Condulmer.
— Victor Foscarini.
— Aloys Priuli.
— Bartolo de Musto.

Weise der Terra ferma.
— Dominik Benedetti.
— Marcus de Molino.
— Lorenz Pirola.
— Peter Quirin.
— Hieronymus Duodo.
— Johann Capello, Advocat.

Der Herr Kanzler Gasper von Vidua.
Nicolaus Aurelius.
Albert Thesaldino.
Johann Baptist Hadrian.

Sohin verlangte der Bruder Johann von nochmahls vor den hohen Rath gelassen zu werden, sich dann folgender Maßen.

„Braucht man mich, den Großsultan aus zu räumen, so verlange ich dafür 500 Ducaten."

„Sendet man mich gegen den Markgrafen tua, in allem nur 50 Ducaten.

Für den König von Spanien verlange ich Belohnung 150 Ducaten in allem.

Braucht man mich gegen den heiligen Vat stet es 100 Ducaten in allem.

Für den Herzog von Mayland in allem als 60 Ducaten."

„Überhaupt, je weiter die Reise geht, und je Mann, dem es gelten soll, die Mühe und Plage we man sich um ihn giebt, desto schwerer fällt er auch in

(Vom Jahre 1516 liegt in den secretis secretissi lii decem eine ähnliche Berathung, sich des Con von Bourbon zu entledigen, was auch dieser Johann von Ragusa (ein wahres Gegenstück tos Mohren) willig übernahm, aber nicht vollbrin te. Die Geschichte nennt uns zwar mehr, als einen Ve versuch auf Maximilian, die seine starke Natur gengifte fruchtlos machten, der Nahme des Bruders kömmt aber dabey nirgend vor).

Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 2. und Mittwoch den 4. März 1812.

(27 und 28)

Jaromirs Rettung.

Vorbericht.

Jaromir der 17te Herzog der Böhmen, wurde um's Jahr 1003 von dem unruhigen Geschlechte der Werßowecz, das unaufhörlich nach dem Throne strebte, unter seinem Oberhaupte Cochan auf einer Jagd am Berge Welitz bey Beraun meuchelmörderisch angefallen, und unter den in nachfolgender Ballade vorkommenden geschichtlichen Umständen von seinem getreuen Waidgesellen Howora gerettet. Zur Belohnung dafür erhielt dieser die Burg Krakow (Krokowetz oder Krakohrad, Kroks-Burg) im Rakonitzer Kreise, 7 Meilen von Prag, welche die Böhmen aus Dankbarkeit dem gütigen Herzoge Krock, Vater der berühmten Libussa, erbauet haben sollen, sammt dem Oberstlandjägermeisteramte, und Kaiser Heinrich ertheilte ihm auf Jaromirs Verwendung noch besondere Vorrechte. Diesen Howora macht die Sage zum Stifter der noch jetzt blühenden Familie Kollowrat, die zum Andenken der erwähnten Begebenheit auch zwey verschränkte Eichenäste in ihrem Wapen führt.
M. s. Cosmas Pragensis.
Crugerii Pulver. sacr. ad I. August. A. D. 1200.
Hayecks böhm. Chronik. Nürnberg 1647. S. 164. A. G. Meißners histor. mahler. Darstellungen aus Böhmen. Prag 1798. S. 56. Des Freyherrn von Hormayers öster. Plutarch. 13. Bd. Wien 1808. S. 26.

Wer stürmt, kaum ist der Morgen grau,
Zur Herzogsburg durch Thal und Thau?
Hunde klaffen, Hörner schallen,
Der Renner stampft, der Bogen droht.
Zur Jagd geladen von Vasallen,
Weckt Jaromir'n das Morgenroth.

Doch kaum erhebt er seinen Blick,
Hält ihn der Gattinn Flehn zurück.
„Muß ich deinen Frohsinn trüben,
Den treue Sorgfalt unterbricht,
Und wenn dich alle Böhmen lieben —
Die Werßowecz gewinnst du nicht."

„Wie leicht, bist du in ihrer Macht,
Wie bald bewährt sich mein Verdacht!
Daß kein böser Plan gelinge,
Vereitle selber die Gefahr,
Und spotte, Theurer! jeder Schlinge
Durch eine starke, treue Schar."

„Gewiß hat, Holde! den Verdacht
Ein böser Traum nur angefacht.
Sicher liebt in Böhmens Kreisen
Mich dankbar jeder Unterthan.
Stieg nicht, den milden Krock zu preisen,
Ein herrlich Denkmahl himmelan?"

„Stets blicke, trübet sich dein Sinn,
Gestärkt auf Krakows Mauern hin!
Edelmuth der Ahnenzeiten
Zieht auch den Geist der Mitwelt groß,
Und mein Vertrauen siegt, — begleiten
Mich Howora und Hrzlwecz bloß."

So tröstend scheidet Jaromir,
Und jauchzend hallt das Burg-Revier
Bey des Frühroths erstem Glühen.
Schnell vorwärts eilt der Jägerzug,
Und nur aus Cochans Blicken sprühen
Verrath und Bosheit, Hohn und Trug.

Denn stets auf Meuterey bedacht,
Haßt sein Geschlecht des Herzogs Macht.
Ihn, der nur Verrath erzeugte,
Nie seiner Fürsten Huld gewann,
Den rauhen, stolzen Cochan beugte
Umsonst der Kirche Fluch und Bann.

Umsonst, daß ihm der Morgen strahlt,
Und Thal und Hügel freundlich mahlt,
Stumm ist ihm das Lustgetöne —
Nur sein Befehl erschalle weit!
Ihm lacht das Land in seiner Schöne
Nur — wenn er herrschend ihm gebeut.

Je weiter sich die Jagd verliert,
Je besser wird sein Plan vollführt;
Denn dem Herzog nachzustellen,
Schloß, allen Werßoweczen kund,
Selbst einer seiner Waidgesellen,
Schloß Hrziwecz den Verrätherbund.

Kühn wird der Eber nun gehetzt,
Dem Schmalthier keuchend nachgesetzt.
Fort, wo Berg und Thal sich engen,
Folgt Jaromir des Wildes Spur,
Und kämpfend und verfolgend sprengen
Die Ritter fort durch Thal und Flur.

Und immer enger wird das Thal;
Getroffen von des Herzogs Stahl,
Färbt des Ebers Blut die Erde;

Doch weh! — kaum sinkt das grimme Thier,
Und frech mit wüthiger Geberde
Stürzt Cochans Schar auf Jaromir.

Wer löset des Gebieters Hand?
Wer bürgt für seines Lebens Pfand
In der Macht der Ungeheuer?
Schon jauchzet Cochan schadenfroh,
Weil auch des Herzogs einzig Treuer,
Selbst Howora schon längst entfloh.

Und gräßlich droht dem edlen Haupt
Das Meuchelschwert, das Rache schnaubt.
Hofft ihr noch, daß in Barbaren
Ein Funke des Erbarmens wohnt?
Bloß ihn zu Martern aufzusparen,
Hat seines Lebens man geschont.

Von Zorn entflammt und angefacht;
Wird jede bittre Qual erdacht.
An den Boden festgekettet,
Ist Er der Reiter grausam Spiel;
Dort an der Eiche Stamm, wer rettet
Der mörderischen Pfeile Ziel?

Verspottet von Verrätherwuth,
Erschöpft von schwerer Wunden Blut,
Einsam unter Henkershänden —
Kein Flehn, kein Klagelaut erhört —.
Laßt schleunig uns die Blicke wenden,
Vom höchsten Jammer tief empört.

Wer theilt mit ängstlichem Bemühn
Der Dichter Zweige schattend Grün
Dort durch Hecken und Gesträuche?
Du Howora? — Und du allein? —
Willst du Getreuer! — flieh, entweiche.
Der Mörder zweytes Opfer seyn?

Und kaum, daß sich der Diener naht,
Erspäht, entdeckt ist schon sein Pfad.
„Auf!" so schallt's, „beym Wiederkehren
Treff' ihn zuerst der Rache Plan!
Dem neuen Herzoge zu Ehren
Geh' er dem alten schnell voran!"

Vergebens, daß zum Tod bestimmt,
Gebunden sich das Opfer krümmt.
Hrziwecz selbst besteigt die Eiche,
Als Büttel dieser Henkerschaar,
Und ach! der Edelste vom Reiche
Beut seinen Hals dem Strange dar.

Da fleht für seine Waidmannskunst
Er um die letzte, kleine Gunst.
„Laßt mich, hört! dann mögt ihr rasen,
(Ein eitler Wunsch vielleicht, verzeiht!)
Nur drey Mahl noch das Jagdhorn blasen,
Das mir zum sterben Muth verleiht."

Wohl dünket, was der Thor begehrt,
Den Haufen keines Streites werth.
„Uns zu rühren, zu bethören,
Bist du Gesell' umsonst bemüht.
Drum laß dein Stückchen, laß es hören,
Es bleibt drum doch dein Schwanenlied."

Von Howora beseelet, schallt
Das theure Horn durch Flur und Wald,
Dröhnend in den tiefsten Gründen,
Lautklagend schon zum zweyten Mahl,
Und wie die Töne hallend schwinden,
Ach! so erlischt der Hoffnung Strahl.

Doch sehet, beym dritten, beym letzten Stoß,
Was wirbelt, was raffet vom Thale sich los? —
Ist's möglich? — Ein Haufe von starken [illegible]
Vorsichtig im nahen Gebüsche versteckt,
Schnell eilt er das leidende Paar zu befreyen.
Vom rettenden Horne des Führers geweckt.

Schnell siehe sich, eh sein Schall verklingt,
Die Brut der Werschowecz umringt.
Hrziwecz selbst, zum Lohn der Tücke,
Zermalmt von des Verbrechens Last,
Beschwert, erwürgt am eignen Stricke,
Für Howora den Eichenast.

Und kaum bewußt, wie ihm geschah,
Stürzt Jaromir zu Howora.
„Freund, für deiner Treue Proben,
Die von Verräthern mich befreyn,
Sollst du an meinem Thron erhoben,
Sollst ferner mir der Nächste seyn!"

Frohlockend über Bosheit, Trug,
Verrath und Hohn beginnt der Zug.
Ihn, der seinen Herrn befreyte,
Ihn sieht das freudentrunkne Prag,
Erhöht an seines Herzogs Seite,
Und preiset hoch den Rettungstag.

Und dankbar fordert Jaromir
Des fernen Kaisers Huld dafür.
Hört, wie seine Worte lauten:
„Es sey die Burg der Dankbarkeit,
Die treue Böhmen einst erbauten,
Dem neuen Retterstamm geweiht!"

„Für das Geschlecht, das sich verlor,
Erblühe Krakows Ahnenflor! —
Zu des Nachruhms Lohn berufen,
Glänzt dann im Feld und im Senat
Auf Östreichs höchsten Ehrenstufen
Noch spät der Name Kollowrat."

Joh. Bapt. Rupprec[ht]

Bemerkungen von J. W. Ridler.

Jedem gebildeten Deutschen sind die historischen Ta[schen-]bücher bekannt, in welchen Posselt in einer Reihe v[on Jah-]ren die Geschichte des Revolutionskrieges und der wi[chtigen] Staatsveränderungen in Frankreich bis auf die Frieden[sschlüsse] von Luneville und Amiens geliefert hat. Mit dieser höch[st wich-]tigen Epoche erweiterte der Verfasser seinen Plan, indem [er statt] der Zeitgeschichte von Frankreich die Staatsgeschichte von [Euro-]pa zu liefern versprach; allein kaum hatte er sein Werk [begon-]nen, als er, ein Opfer seiner Schwermuth, der gelehrte[n Welt] entrissen ward.

Schon der Nahme des beliebten Schriftstellers legte [dem je-]nigen, der diese literarische Arbeit fortzusetzen übernah[m, die] Pflicht auf, alle Kräfte aufzubiethen, um Posselts [Verlust] weniger fühlbar zu machen; allein hat jener Herausgeber [der eu-]ropäischen Annalen je literarischer oder politischer Sün[den sich] schuldig gemacht, so halten wir ihn für hinreichend gestr[aft]

einen so nachläßigen geschichtlichen Sammler, als der Verfasser dieser neuen historischen Taschenbücher ist, zum Fortsetzer seiner Staatsgeschichte Europa's erhalten hat.

Wir fühlen keinesweges den Beruf in uns, die höchst undankbare Arbeit zu übernehmen, die vielen Unrichtigkeiten, die in jedem neuen Taschenbuche immer zahlreicher werden, aufzudecken; allein wir halten es für eine heilige Bürgerpflicht, wenigstens die gröbsten Irrthümer, welche der Verfasser unmittelbar von unserm Vaterlande sagt, zu berichtigen. Wir lassen uns dabey in gar keinen Streit über den politischen Zweck des Verfassers ein, obschon keinem aufmerksamen Beobachter das hämische Bemühen desselben und noch einiger deutsch schreibender aber nicht denkender Schriftstellerlinge entgangen seyn kann, Dinge, die im Laufe des Krieges, in dieser oder jener politischen oder militärischen Absicht ausgestreut wurden, noch nach dem Frieden fortzupflanzen und ihnen einen Platz in der ernsten, reinen, keiner Parthey dienenden Historie zuzueignen, noch nach dem Frieden und nach der erfolgten großen Versöhnung und Vereinigung, die Gegenwart durch gehäßige oder traurige Erinnerungen zu trüben, und selbst unter deutschen Völkern eine Art von National- oder Provinzialhaß recht bleibend zu machen! — Wir haben den 6. Jahrgang dieses Taschenbuchs (Tübingen bey Cotta) vor uns, in welchem die Geschichte des Feldzuges im Jahre 1809 erzählet wird.

Den unermüdeten gründlichen Fleiß deutscher Gelehrten kann man dem Verfasser wahrlich in keiner Hinsicht zum Vorwurf machen, denn seine einzigen Quellen bey Verfertigung der Kriegsgeschichte waren die österreichischen und französischen Armeeberichte. Daß er den ersten nur geringen historischen Glauben beymesse, beweiset seine höchst sonderbare Äußerung S. 203, „daß sich der Verlust der Österreicher in der Schlacht bey Wagram nur allein nach französischen Angaben abmessen lasse!"

Überhaupt gilt wenigstens für den Historiker, daß alles, was während der Fehde von den kriegführenden Theilen erscheint, ihm nur als Gelegenheitsschrift, hiermit nur nach umsichtigem Prüfen, als unbedingte historische Quelle gelten kann. Viele sind im ersten Aufwallen der Leidenschaften abgefaßt, in den andern herrschet ein eigener politischer Tact; man sucht durch eine höchst glänzende Darstellung der Waffenthaten den Muth der Truppen zu beleben, und ihnen eine Verachtung des Gegners und zugleich die feste Idee, daß ein glücklicher Erfolg unfehlbar sey, einzuflößen. Außer diesem sucht man durch diese Berichte noch viele andere politische Zwecke zu erreichen; nach diesen werden daher die Begebenheiten gemodelt, gleichviel ob wahr oder unwahr, wenn nur das vorgesteckte Ziel erreicht wird. Die schärfste Critik ist daher dem Geschichtschreiber der Begebenheiten unserer Tage die erste und heiligste Pflicht, weil sich sonst nach wenigen Jahren — erdichtete Begebenheiten von geschichtlichen Thatsachen nicht mehr werden unterscheiden lassen.

Wir Österreicher befinden uns ohnehin seit dem Anbeginn der Reformationskriege durch allzu wenigen Gebrauch der Publizität in einer entschiednen Überstimmung. — So lange man über die wichtigsten Begebenheiten der beyden letzten Decennien immer nur Eine Stimme hört, muß uns die Menge um unseres Stillschweigens Willen contumaciren und den Äußerungen des jedesmahligen Parteygeistes beypflichten. Wie Mancher, weder durch Talente, noch durch Reichthum und Authenticität seiner Quellen zum Geschichtschreiber berufen, wäre längst verstummt, der, da er keine Widerlegung und Beschämung zu besorgen hatte, keck und vorlaut in die Schranken trat!

Die bisher über den letzten Krieg erschienenen Werke, die als Quellen vom zweyten Range zu betrachten sind, hat der Verfasser entweder gar nicht gelesen, oder wenigstens nicht benützt. Wir zählen vorzüglich dazu: 1. Das vortreffliche Werk des F.M.L. Bar. Stutterheim: Der Krieg im J. 1809. 2.) Den 4. Aufsatz im 3. Jahrgange der bey Göschen in Leipzig herausgegebenen Kriegskalender. Eine ziemlich gründliche Auseinandersetzung der Kriegsbegebenheiten in Bayern; nach dem Styl und andern innern Merkmahlen zu schließen, von einem ausgezeichneten Officier des österreichischen Generalstabs geschrieben; der Verfasser bezeichnet genau die Ursache, warum das Gefecht am 19. April, das die Unfälle der folgenden Tage vorbereitet hat, unglücklich für die österreichischen Waffen ausfallen mußte. 3.) Die Geschichte der Landwehr in Österreich ob der Enns, von Franz Kurz, reg. Chorherrn und Pfarrer zu St. Florian. Der Verfasser, ein aufmerksamer Beobachter und fleißiger Sammler lebte in der Nähe des Kriegsschauplatzes, und gibt in seinem Werke, das mit vieler Genauigkeit und hoher Ruhe geschrieben ist, über eine Menge Thatsachen eine befriedigende Aufklärung. 4.) Tyrol und die Tyroler, von D. Louis. Hamburg bey Vollmer. Eine kleine Sammlung blosser Actenstücke, aber doch von beyden Parteyen. 5.) Die Vertheidigung des Brückenkopfs von Preßburg. Was mit geringen Hülfsmitteln erreicht werden konnte, geschah hier. 6.) Die verschiedenen Berichtigungen und Gegenberichtigungen zur Relation von der Schlacht bey Wagram in den europäischen Annalen und einzeln, endlich die mitunter ganze Zahlen, chronologische Daten und Facta ziemlich willkührlich gestaltende Schrift: Warum benützten die Österreicher den Sieg von Aspern nicht, und war ihnen der Znaymer-Waffenstillstand nicht vortheilhaft?

Außer diesen Werken hätte der Verfasser auch noch einige Aufsätze in der Pallas und mehrern Flugschriften, in welchen verschiedene Individuen sich aussprachen, benutzen können.

Wir schreiten nun zur Berichtigung der Thatsachen selbst.

S. 85. „Österreich biethet den Insurgenten in Spanien 100,000 Gewehre an."

Der spanische Consul in Triest, v. Lelis, kaufte im Jahre 1806, als Carl IV. noch auf dem Throne saß, mehrere tausend Gewehre, stets ein bedeutender Handelsartikel für Kärnthen, in Triest auf; sie befanden sich längst in den königlichen Zeughäusern, bevor die Revolution ausbrach.

S. 125. „Über die wirkliche Stärke der (österr.) Corps ist nichts genaues bekannt geworden; doch wurde jedes einzeln auf 30,000 — 40,000 Mann angegeben."

Stutterheim gibt ihre Stärke genau an: das stärkste war das 7.: 30,000 Mann und 5200 Pferde, das schwächste das 8., 18250 Mann und 1942 Pferde, (jedoch ohne Landwehr und dem Corps, das nach Tyrol abgesandt wurde, und aus 9 Bat. und 5 Esc. bestand).

S. 126. „Der F. M. L. Graf von Giulay commandirte in Dalmatien." Dieser commandirte das 7. Armee-Corps, das zwischen Wurzen und Kronau stand. G. M. von Stoichevich war mit einer Brigade (6 Bat. und 1 Esc.) an der dalmatischen Gränze aufgestellt. — Auch die Angabe der beyden Reserven auf 20,000 und 10,000 Mann ist viel zu groß.

S. 134. „Den Kaiser von Österreich begleiteten alle seine Brüder." Nur der einzige Erzherzog Anton. S. 157 heißt es jedoch: „Der Erzherzog Rainer, der in Wien zurückgeblieben war."

S. 137. „Desto auffallender aber waren auf Seiten der Österreicher die Ausbrüche von Nationalhaß und Privatleidenschaft gegen einzelne, ihrem Könige und dem Vaterlande vorzüglich ergebene Bayern. Beschimpfungen, Mißhandlungen, Ermordungen sogar, waren an der Ordnung des Tages, und dauerten fort, so lange die Österreicher in Bayern hauseten. Vieles ist hierüber von bayrischen Schriftstellern aufgezeichnet worden, was die Nachwelt, wenn es jemahls zur Einheit und Harmonie unter deutschen Völkerschaften kommen sollte, mit gerechtem Erstaunen lesen wird."

Wir erklären diese Stelle so lange, bis der Verfasser auch nur einen gültigen Beweis für seine Behauptung angeführt haben wird, für die gröbste Verleumdung eines Heeres, das sich durch seine Mannszucht in Bayern selbst Achtung erworben hat.— Von den ungeheuren Forderungen der verbündeten Heere in Österreich und den Leiden und Mißhandlungen des dortigen Einwohners spricht der Verfasser klüglich kein Wort.

S. 137. „Das 1., 2., und 3. Armee-Corps drangen bey Amberg, Schwandorf und Kirn vor."

Das 3. Armee-Corps setzte bey Mühlheim über den Inn; kam also aus Österreich und nicht aus Böhmen.

S. 137. „Die ganze Armee setzte nach dem Übergange über die Iser ihren Marsch nach der Donau in der Richtung von Kehlheim fort, theils um sich mit dem 6. Armee-Corps, welches bis Neumark und Hemau vorgerückt war, in Verbindung zu setzen. . . . . . ."

Das 6. Armee-Corps stand immer am rechten Donauufer. Der Verfasser scheint Neumark auf der Strasse nach Landshut, mit Neumark auf der Strasse nach Nürnberg, oder die Bewegungen des 1. mit denen des 6. Armee-Corps verwechselt zu haben.

S. 142. „Die österreichische Division Benjowsky war eben damit beschäftiget, diese Brücke (bey Landshut) zu passiren, als sie von den Franzosen angegriffen wurde; ihr Verlust war sehr bedeutend."

Es soll heißen: Eine Division vom Reg. Benjowsky, was freylich einen kleinen Unterschied macht.

S. 143. Gibt der Verfasser die Stärke der bey Eckmühl aufgestellten österreichischen Armee auf 110,000 Mann an.

Die vier Corps, aus welchen sie bestand, beliefen sich beym Ausmarsch auf 85,125 Mann und 9170 Pferden, nehme man noch die Division Lindenau, 11 Bat. stark, hinzu, so käme doch nicht die Summe des Verfassers heraus. Allein was hatten die blutigen Gefechte der vorhergehenden Tage gekostet? Nach Stutterheim war die österreichische Armee bey Eckmühl ungefähr 72,000 Mann stark, und diese fochten nur sehr vereinzelt.

S. 145. „In Regensburg hatte der österreichische Generalissimus sechs Regimenter zurückgelassen."

Nur 2 Bataillon von Zach und Zedwitz unter dem General Fölseis.

S. 145. „Jenseits Neumarkt stießen die Bayern auf die Österreicher, die sich durch ein, vom Inn kommendes, Reserve-Corps verstärkt hatten: und hier kam es zu einem Gefecht, welches sich mit dem Rückzug der Bayern endigte."

Man sollte glauben, ein neues Reserve-Corps sey angekommen; das 2., welches der Verfasser vielleicht meinet, n allen frühern Gefechten, auch an dem bey Landshut, (21. schon Antheil.

S. 184. „Der österreichische Kaiser hatte sich von S nach Strengberg und Linz zurückgezogen."

Kennt denn der Verfasser nicht einmahl die Postkar

S. 150. „700 französische Conscribirte, welche d Pusterthal(!!) zu ihrem Regiment nach Augsburg wurden (10. Aprill) unter Chastellers Mitwirkung erst gebung gezwungen, und unmittelbar darauf, niederg darunter 80 Belgier, alle mit Chasteler in einer Stadt g

Fast mehr Unrichtigkeiten, als Worte! — Nicht du sterthal (denn durch dieses zog ja eben Chasteller) so Etsch und Eisackthal herauf, gegen das Innth nach Augsburg zu rücken, zogen nicht 700 Conscribirte, über 3800 Mann, worunter gegen 600 Pferde, von B Innsbruck, und kamen vor diese Stadt (zum Theil o Flintensteine und Munition, die sie erst bey der großen A sollten) am 13. Aprill gegen 6 Uhr früh. — Generall Kinkel hatte sich, als der kühne Oberst Ditfurt ge bereits am 12. um zehn Uhr Vormittags auf Disc geben. Nach wenigem Plänkeln kam am 13. gegen neun mittags die schriftliche Capitulation zu Stande, wo französische Truppe und die mit ihr von Brixen herb nen bayrischen leichten Bataillons Wreden und Donn an den Major Teimer kriegsgefangen ergaben. Kein ger Mann fiel, ausser in der Hitze des Gefechts. F. M. L steller, der die Ermordung jener angeblichen Conscribi feuert und belächelt(!!) haben soll, war an diesem T in Brixen und zog erst am 15. spät Abends in Inns als alle Gefangenen längst über Schwatz hinaus auf d nach Salzburg waren. Die eben gerügte Lüge*) ist üb schmählicher Undank gegen jenen, mit Wunden und nungen bedeckten, allgemein geschätzten General, der sten Stunden seiner Ankunft zu Innsbruck, durch Eil die Sicherheit und gute Behandlung der Kriegsgefange te, die Verwundeten in den Spitälern selbst besucht Obersten Ditfurt als er am 21. Aprill an seinen Wun zur Distinction seiner Bravour mit den Honneurs ein ral-Lieutenants beerdigen ließ.**) Marquis Chasteller Jänner 1763 auf dem Schlosse Mulbais in Henneg Dieses Schloß muß also von nicht geringerem Umfang ben mit den sieben Thoren und eben so fruchtbar seyn, wenn sich unter den angeblich Niedergemetzelten, geachtzig Belgier fanden, alle gerade an diesem boren.

S. 151. „Am 12. Aprill drangen die Bauern in di stadt Innsbruck ein, und lieferten hier den zurückge bayrischen Truppen ein Gefecht, in welchem, nach der des 23. französischen Armee-Bulletins, 1800 Bayern m Obersten Ditfurt ermordet wurden."

Sollte heißen: . . . . . in welchem nach Widerstande der Rest der bayrischen Truppen, nac Anführer, der Oberst Ditfurt die vierte Wunde sich auf Discretion zu ergeben genöthiget war.

*) Gleichwohl ist sie fast in alle bisher erschienenen Darstell Krieges von 1809, wovon eine die andere ausschrieb, als ausgemachtes historisches Factum übergegangen.

**) M. s. Archiv Nr. 92 von 1810, und Nr. 84 von 1811.

S. 151. „Unter den Mauern von Salzburg kam es den Aprill zu einem heftigen Kampfe, in welchem die Bayern ...ten." Nur lebhafte Vorpostengefechte fielen außerhalb Salzburg ..., in welchem 8 Comp. von Esterhazy und 4 Esc. von Oreilly die höchste Tapferkeit bewiesen und in bester Ordnung sich zurückzogen. Jellachich, der vergessen hatte, auch die Salzschiffe ... laussen zu verbrennen, aus welchen General Wreden in Eile ... Brücke herstellte, war dadurch der Gefahr ausgesetzt, daß ... der Rückzug abgeschnitten und die Scenen von Bregenz erneuert würden. Er verdankte seine Rettung außer der Tapferkeit ... genannten Truppen einem gefangenen Officier von Oreilly, ... dem bayrischen Feldherrn auf die Frage: "Wie stark wohl das Corps von Jellachich sey, erwiederte: er könne das nicht wissen, weil eben eine Verstärkung von 2 Husaren-Regimentern angelangt sey." — Die Bayern, anstatt rasch vorzudringen, verloren den günstigen Augenblick mit Recognosciren, und so entkam Jellachich hier glücklich der Gefahr, um einige Zeit später bey St. Michael wieder durch Zögern seine braven Truppen vom Feinde aufreiben zu lassen. — Was hätte ein kühner Partheygänger, des Gebirgskrieges kundig, bey dieser Stimmung des Landmannes nicht alles unternommen. Wie hätten Chastellers Operationen unterstützt, wie die Folgen des unglücklichen Treffens bey Wörgel vermieden werden können!

S. 152. „Schon drang die Hauptmacht (unter Erzh. Johann) nach einem bey Castelfranco gelieferten Treffen gegen Vicenza vor."

Also hinter sich; ein neuer Beweis, wie fleißig der Verfasser die Charte zu Rathe gezogen hat.

S. 158. „Schärding, von Dedovich vertheidigt, ward ein Raub der Flammen."

Sollte so heißen: General Le Grand forderte die Stadt auf, die vom General Dedovich abgetragene Brücke wieder herzustellen; dieß Begehren wurde natürlich abgeschlagen; le Grand beschoß nun den Ort mit Haubitz-Granaten und äscherte dieses wohlhabende Städtchen ein. Dedovich zog sich zurück.

S. 158. „Mit gleichem Glücke nahm der französische Escadrons-Chef Margaron an der Spitze von 50 Jägern zu Pferde tausend Mann von der österreichischen Landwehr gefangen, die von einem alten Artillerie-Officier geführt, in einem dichten, der Reiterey beynahe unzugänglichen Walde bey Ditmanning standen."

Es war ein schwaches Bataillon von der Salzburger Landwehr, auf welches die Kriegsunfälle so wie auf die Mehrzahl der Landwehrofficiers und Obrigkeiten Salzburgs, freylich einen schnell wendenden moralischen Eindruck gemacht hatten.

S. 159. Das Treffen bey Ebersberg ist ganz entstellt. Wir bemerken bloß, daß nicht 30,000 Mann, wie der Verfasser nachbethet, sondern nur wenige österreichische Bataillone, unter ihnen das 4. 5. und 3 Compagnien des 6. Bat. der Wiener Landwehr unter den wackern Küffel und Salis, aus eigenem Antrieb auf den vordringenden Feind eingedrungen sind; daß nicht die brennende Brücke, denn diese blieb ganz unversehrt, sondern eben dieser heldenmüthige Andrang der österreichischen Bataillone den General le Grand verhindert, über die Brücke vorzudringen; so wie das Vorrücken dieses Generals wieder die Division Claparede Stand zu halten gezwungen hat; daher sie auch größtentheils aufgerieben wurde. Über die Zahl der gebliebenen Franzosen geben die dortigen Landleute so wie über die Verwundeten die Bürger von Linz einer ganz andern Bericht als der Verfasser aus Mangel besserer Quellen geben kann. (300 Todte, 600 Verwundete).

Wer denkt hier nicht an den kleinen Finger des Chasseur à Cheval, in welchem der einzige Verlust des Kriegsministers Bournonville vor den Pellinger Schanzen gegen den Fürsten von Hohenlohe bestand? (1792)

S. 160. „Die französische Reiterey zog, gleich einem Waldstrom über Mölk und St. Pölten nach der Hauptstadt des österreichischen Kaiserstaats. Ihr folgte die Infanterie unter dem Herzog von Montebello und den übrigen Marschällen. Zeuge dieses Zuges war der Erzherzog Carl vom Bisamberg aus."

In der That, man bedarf guter Augen, um den Riederberg zu durchschauen. Übrigens befand sich der Erzherzog am Tage der Übergabe von Wien zu Mold, zwischen Horn und Meissau, also noch mehrere Posten von der Hauptstadt entfernt.

S. 162. „In dem kurzen Zeitraum von vier Stunden legten 1800 Haubitz-Grenaden und Bomben den Pallast des Fürsten Esterhazy nebst 40 Häusern in Asche."

Gottlob, so arg war es doch nicht. Mit Bomben beschoß man Wien keineswegs, weil man bey der französischen Armee noch gar keine hatte. Der Pallast des Fürsten Esterhazy steht auch noch, und von den 40 eingeäscherten Häusern lassen sich 2 Drittheile abziehen, von den übrigen (das Palais des Grafen Johann Palfy ausgenommen) ist auch nur das oberste Stockwerk zu verstehen.

S. 164. „Ob der Aufruf vom 15. May zur Kenntniß der Ungarn gelangte, ist ungewiß."

Ja, er gelangte zur Kenntniß der Ungern, brachte aber eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervor, wie General Narbonne in einem Berichte, der aber aufgefangen wurde, seinem Kaiser auch berichtet hat.

S. 165. „Der Erzherzog Carl hatte sich seit der Übergabe von Wien durch das Armee-Corps des F. M. L. Hiller und durch die von dem Erzherzog Maximilian aus der Hauptstadt geführten Truppen verstärkt."

Die kleine Besatzung von Wien bestand aus keinen neuen Truppen, sondern gehörte theils zum 5. 6. Armee- oder dem 2. Reserve-Corps. Das ganze österreichische Heer belief sich am Tage der Schlacht bey Aspern auf 75,000 Mann effectiven Standes.

S. 165 heißt Enzersdorf ein Dorf; allein es ist eine mit einer alten gothischen Mauer umgebene Stadt.

S. 166. „Die Österreicher zeigten sich nicht eher, als den 21. Nachmittags um 4 Uhr."

Ganz falsch; bereits am 20. um 4 Uhr Nachmittags bestand General Klenau ein sehr ernsthaftes Cavallerie-Gefecht mit dem General Lasalle. — Die Schlacht bey Aspern selbst begann den 21. zwischen 1 und 2 Uhr Nachmittags.

S. 168. Der Verfasser ist noch über die Ursache des Abbrechens der Brücke nach der Lobau in Zweifel. Es ist allbekannt, daß es auf Befehl des Erzherzogs Carl, der allzu früh verstorbene Hauptmann Magdeburg vom Generalstab, gethan hat.

S. 169 wirft der Verfasser in allem Ernst die Frage auf, ob dann die Österreicher, die mit Erstaunen den Rückzug der Franzosen wahrgenommen, auch bey Aspern gesiegt hätten, und S. 171 sucht er gar das Gegentheil zu beweisen!

S. 170. „Zwey Generale, die man für todt gehalten hatte, (Durosnel und Foulers) wurden den Tag nach der Schlacht mit mehr als 1500 Mann gefangen genommen."

Falsch; am 22. wurden beyde gefangen.

S. 170. „Am 17. May griffen vier österreichische Colonnen, von einer Reserve, welche Jellachich befehligte, unterstützt, den General Vandamme bey dem Dorfe Urfar, jenseits des Brückenkopfs von Linz, an."

Jellachich befand sich an diesem Tage zu Radstadt auf der Strasse von Salzburg über Spital nach Villach, und konnte daher unmöglich in der Gegend von Linz eine Reserve commandiren. Doch davon noch weiter unten.

S. 171. „Diese Absicht aber wurde dadurch vereitelt, daß gerade in dem Augenblick des Angriffs der Prinz von Ponte Corvo mit der sächsischen Reiterey und ersten Infanterie-Brigade bey Linz eintraf."

Dieser Umstand hätte wohl den Sieg der Österreicher erschwert, aber nicht vereitelt, und das ganze feindliche Corps würde dem Tode oder der Gefangenschaft nicht entgangen seyn, wäre nur jene Colonne, die dem Feinde in den Rücken fallen, und einen Theil der Brücke von Linz zerstören sollte, zu gehöriger Zeit, das ist den 17. May um 2 Uhr Nachmittags, angekommen, und auf diese Weise der, selbst von den Feinden allgemein gerühmte Angriffsplan auch ausgeführt worden. Sie traf am 17. um halb 9 Uhr des Morgens zu Helmonnsedt ein; — die Vorposten waren schon am 16. Abends dort angekommen. Die Ursache dieser schädlichen Verzögerung sollen, nach einer andern Nachricht, starke Regengüsse gewesen seyn, was aber von Augenzeugen für falsch erklärt wird. Ein Stratege mag übrigens entscheiden, welche Folgen ein Sieg der Österreicher bey Urfar gehabt haben würde; wenn Kollowrath nach dieser Schlacht über die Donau gehen konnte, und dem französischen Heere nach der Schlacht bey Aspern seine Hauptcommunicationslinie abgeschnitten hätte!

S. 173. „. . . . . während Macdonald Görz, Triest und Laybach besetzte, und die Forts der letztern sammt ihren Besatzungen eroberte."

Nur die letzte Stadt hat ein altes Schloß, das in Vertheidigungsstand gesetzt war. Es fiel durch eine unrühmliche Capitulation, welche General Moitelle einging. Sein Nahme stand dafür am Galgen, aber die Vertheidigung von Predil und Malborghetto durch die Heldenjünglinge Hermann und Hensel, (M. s. Archiv Nr. 51. v. 1811), entschädigt des Patrioten Herz reichlich für diese Schmach.

S. 173. „. . . . das Corps von Jellachich wurde auf dem Marsche von Salzburg nach Leoben in seiner durch die Natur äußerst festen Stellung bey St. Michael angegriffen, geworfen, und in allen Richtungen zerstreut, wiewohl so, daß Jellachich selbst entkam, und die Reserve der gegen Linz abgeschickten Colonne bilden konnte."

General Jellachich, von dem Anmarsch des Vicekönigs benachrichtiget, hätte durch einen Nachtmarsch seine Heeresabtheilung bequem retten können. Allein er brach erst gegen Morgen auf, stieß auf die Division Serras, und warf sie zurück.

Selbst jetzt noch konnte Jellachich über Troboch nach Leoben, oder (freylich ohne Gepäcke), über den Diebsweg nach Fronleiten gehen, und dem unvermeidlich nachtheiligen Gefecht ausweichen. Aber er rückte sogleich nach, als seine Avantgarde unter General-Major Ettingshausen mit Serras zusammen stieß, besetzte die Platte bey St. Michel, führte sein Geschütz auf und sendete noch 1 Bat. auf seinen rechten Flügel, auf die waldigten sanften Abhänge, statt eiligst weiter zu [...] und die Arriergarde hinter St. Michel, auf die felsig[...] und in die Enge zu stellen, wo er dann höchstens einige [...] verloren haben würde. Es war 11 Uhr Mittags. Der F[...] schäftigte ihn durch Plänkler längst seiner ganzen Front bi[...] mittags der Vicekönig selbst bey Kaiserberg anlangte. N[...] ging, gedeckt durch die Waldungen oberhalb Kaiser[...] ne starke feindliche Abtheilung den rechten Flügel der [...] cher. Dicht geschlossen rückte eine andere Colonne, wo[...] züglich viele Reiterey, auf der Heerstraße vor. Die Üb[...] drängte die Österreicher aus dem Walde, und auf der [...] drang der Feind in der Mitte ein. Die Attaque gesch[...] Uhr Abends. Dieß schöne Corps von 10,000 Mann wu[...] des tapfersten Widerstandes gänzlich zersprengt und v[...] Todten, Blessirten und Gefangenen 100 Officiere, 647[...] 18 Pferde. Mit kaum 3000 Mann kam Jellachich über [...] und Bruck, des Tages nach diesem Treffen (26. May 18[...] Gratz. Diese Niederlage vereitelte zugleich den Plan d[...] herzogs Johann, sogleich wieder angriffsweise gegen [...] nald vorzugehen, ihn, Broussier, Marmont u[...] ca im Detail zu schlagen, ihre Vereinigung mit der gr[...] mee hierdurch zu vereiteln, ganz Innerösterreich zu befr[...] durch das Drauthal wieder eine directe Communication [...] rol herzustellen. Daß bald darauf (2. Juny) Chasteller [...] rol herausbrach und außer Klagenfurth fast ganz Kärnt[...] cupirte, hätte das unfehlbare Gelingen dieses Plans noch [...] verbürgt.

Daß der Verfasser des Taschenbuchs den G. Jellach[...] Linz, das von den Franzosen schon seit dem 3. May bes[...] zurückziehen, und in dem Treffen bey Urfar die Reser[...] mandiren läßt, beweiset nur, daß er gar keine richtige [...] den Bewegungen der Armeen hatte, und nie einen Bli[...] Karte that.

S. 176. „Dieser Marktflecken wurde von den Tyrol[...] näckig vertheidigt, indem sie von allen Dächern und [...] Fenstern schossen. Zwey Mahl mißlang den Bayern der [...] zum dritten Mahl bemächtigten sie sich des Städtchens, d[...] Granaten in Brand gesetzt war."

Das Gefecht in der Vorstadt von Schwatz, am soge[...] Lahnbache hatte längst aufgehöret und der Nachtrab de[...] reicher unter dem Oberstlieutenant Taxis stand schon [...] der Stellung an der Voldersbrücke, als die wiederhohlte [...] legung in dieser schönen, unter Carl V. und Ferdinand [...] ihren montanistischen Reichthum so wichtigen Kreissta[...] an andern 14 Dörfern, begann. — Lefevre, der möglic[...] halt thun ließ, versicherte in der Folge in Wien, [...] Spanien keine solchen Scenen erlebt zu haben. Ein [...] fehl des Generals Wrede forderte schon einige Tage früh[...] Soldaten auf: „wieder Menschen zu seyn und bey Tod[...] nicht mehr zu plündern, anzuzünden und Unbewaffn[...] morden." Allein diese Aufforderung ist, wie der Erfol[...] ohne alle Wirkung geblieben.

S. 177. „Das Gefecht (25. May) war hitzig, doch [...] die Rebellen in ihre Berge zurückgeworfen."

Die Stellung der Österreicher unter General Bu[...] der Insurgenten unter Andreas Hofer blieb nach dieser [...] fen ganz unverändert, am Bergisel im Angesichte Innsb[...]

S. 177. . . . . . „Indeß verwarf Deroy die ihm v[...]

lerreichischen Major Teimer angetragene Capitulation, und zog h auf dem linken Inn-Ufer durch unwegsame Gebirge und Waldungen nach Kufstein zurück."

Das Treffen vom 29. May trennte um 5 Uhr Nachmittags, nachdem Oberst Ertel von Lusignan den General Deroy nochmahls hatte auffordern lassen, ein 24stündiger Waffenstillstand, welchen der bayrische General benützte, um in aller Stille und üle um 1 Uhr Nachts abzumarschiren.

Die bayrische Infanterie zeigte an diesem Tage eine bewunderungswürdige Standhaftigkeit in ihrer nachtheiligen Stellung. Im Rücken hatte sie nähmlich den Inn und war vorne, von den auf der niedrigsten dicht bewachsenen Kuppe des Berg Isel gedeckt stehenden Insurgenten, (worunter so viele treffliche Schützen) gleich Scheiben beschoßen, ohne Reiterey und Geschütz brauchen zu können, in mehreren Sturmangriffen zurückgeschlagen, von der kürzesten Communication mit München über die Scharnitz bereits abgeschnitten. — Inzwischen hätte diese Division trotz ihrer Tapferkeit, den ihr entgegengestellten allzugroßen physischen Hindernissen und der Überzahl dennoch unterliegen und das Loos, das ihre Waffenbrüder am 13. April und späterhin auch im August traf, theilen müssen, wenn nicht der Insurgenten Anführer Margreiter die ihm schriftlich gegebene Disposition wegen gänzlicher Verhauung und Besetzung des Angeterberges und der Schlucht bey Maria Stein, aus Insubordination und Feigheit unterlassen hätte.

Der Ort Hallbruck und das bayrische Corps, das dort geschlagen wurde, existiren wieder nur im Gehirn und auf der ganz eigenen Landkarte des Verfassers. — Vielleicht ist das Corps des Obersten Grafen Arco und der Paß Scharnitz gemeint.

S. 178. „Erzherzog Ferdinand wurde vom General Dombrowsky mit neu geschaffenen Truppen in täglichen Gefechten von der untern Weichsel zurückgedrängt."

Diese täglichen Gefechte fanden nicht statt, da die Pohlen keinen Stand hielten. Die Nachricht von dem Einrücken der Russen und dem Aufstande in Gallizien bestimmte den Erzherzog nach der Eroberung des Brückenkopfs von Thorn die untere Weichsel zu verlassen.

S. 148. „Was von königlichen Effekten in Dresden war, wurde nach Böhmen geschleppt."

Die gröbste und unverschämteste Verläumdung! Nichts als Kriegsbedürfnisse wurden mitgenommen; und diese wird man sich nicht dem Feinde zurücklassen. Die übrigen königlichen Effecte und großen Kunstschätze blieben alle unberührt, ungeachtet die Österreicher gar wohl wußten, daß die Bildergallerie, die kaiserliche Bibliothek u. s. w. geplündert wurden und die Dresdner Kunstschätze ein herrliches Unterpfand für die in Wien verlornen gewesen wären.

S. 186. „Die Streifereyen der Tyroler gingen bis nach Turnau."

Die äußersten Puncte, wohin die Tyroler und Vorarlberger mit österreichischen Abtheilungen streiften, waren: Costanz, Mößkirch, Memmingen, Kaufbeuern, Aussee, Malborghetto, Belluno, Bassano.

S. 187. „Vom Schwarzwalde bis zu den Alpenthälern der Schweitz ging die Sage: die Katholiken seyen zur Ermordung der Protestanten gerüstet; und ganz ungegründet war diese Sage nicht, da einzelne Tollköpfe in der Schweitz wirklich Anstalten trafen, den Unterschied des kirchlichen Glaubens zum Vorwande des Krieges zu gebrauchen, und durch heimliche Fahnenweihen ihr gräßliches Unternehmen heiligen ließen."

Was können die biedern Schweitzer in den kleinen Cantonen auf eine solche Erbärmlichkeit antworten? Man weiß nicht, soll man den Verfasser bedauern oder verachten, da er eine so schreckliche That auch nur für möglich hält. Eine Ermordung aller Protestanten zu Gunsten der protestantischen Engländer und zum Nachtheil der katholischen Franzosen! Welch' unsinniges Geschwätz! Es ist eine Anklage gegen das ganze Jahrhundert!

S. 191. „Die Armee des Erzherzogs Johann bestand nach seiner Vereinigung mit den Insurrectionstruppen etwa 16000 Mann, aus wenigstens 45000 Mann; denn einige reden sogar von 50,000. Die Franzosen . . . . beliefen sich hingegen nur auf 36,000."

Die Armee des Erzherzogs Johann belief sich auf 17,000, die unter dem Erzherzog Palatin auf 13,000 Mann, die französische hingegen nach der officiellen Angabe des General Charpentier auf 42,000 Mann.

S. 191. „Sein rechter Flügel (des Erzh. Johann) stützte sich an das befestigte Dorf Raab."

An den Fluß und die Vorstädte der Stadt Raab.

S. 192. „Die Österreicher aus allen ihren Stellungen zu vertreiben, waren zwey Stunden hinreichend; die Verfolgung unterblieb aber wegen des Defilees nach Comorn zu, das, indem es die französische Reiterey an ihrer Bewegung verhinderte, den Österreichern Gelegenheit gab, sich wieder aufzustellen."

Die Schlacht dauerte von 1 bis 7 Uhr. — Ein Blick auf die Lipskische Karte hätte den Verfasser überzeugt, daß die ganze Strecke zwischen Raab und Comorn eine ungeheure Ebene ist, ganz für die Angriffe einer Reiterey geschaffen. Die Überreste von Ott und Erzherzog Joseph Husaren deckten vorzüglich den Rückzug.

S. 192. „Nach den Angaben der Franzosen verloren sie 900 Mann."

Der Angriff auf den Schütboden allein, den der brave Oberstlieutenant Hummel von der steyrischen Landwehr heldenmüthig vertheidigte, hatte sie mehr als 900 Mann gekostet. Der Verlust beyder Theile an Mannschaft war beynahe gleich groß, über 4000 Mann.

S. 192. „Der Verlust der Schlacht wurde den ungarischen Truppen auf dem rechten Flügel zugeschrieben."

Die Insurgenten standen größtentheils auf dem linken.

S. 193. „General Macdonald ging mit seinem Corps über die Raab, und wandte sich nach Wesprim und Stuhlweissenburg."

Nur einzelne kleine Streifparteyen kamen gegen diese Städte bis Palotta.

S. 193. übergeht der Verfasser äußerst schnell das barbarische und zwecklose Bombardement von Preßburg; hier wäre der Ort gewesen, dem Biedersinne, der Treue und dem Patriotismus der braven Einwohner Preßburgs Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; mit ruhiger Ergebenheit sahen alle dem Brande ihrer Habe zu, freueten sich des tapfern Widerstandes der Besatzung im Brückenkopf, und theilten freudig mit ihr die geretteten Lebensmittel. Die Bürger Preßburgs sind die wärmsten Lobredner der österreichischen Landwehr. Der Vorschlag eines Bürgers, die gefangenen Franzosen von Stampfen her zu hohlen, sie auf die Böden der Häuser zu legen, und den französi-

schen General von dieser getroffenen Maßregel zu benachrichtigen, wurde von andern kaum angehört, daher auch gar nicht bekannt. Ein anderer Bürger sah gelassen dem Brande seines Hauses zu: „Besser du brennst nieder, hörte man ihn ausrufen, als daß ein Feind darin wohne.“ Nach geschlossenem Frieden war die Rede, diese rührenden Beweise der Bürgertugend durch ein Denkmahl zu verewigen. „Ach! uns kein Denkmahl, hörte man mehrere sprechen; wir thaten nur unsere Pflicht; aber den armen Bewohnern von Engerau, die alles verloren haben, ihre Häuser wieder, das wird unser schönstes Monument seyn! — Das ist echter Bürgersinn!

S. 200. „Denn noch immer wurde er (Erzh. Carl) von dem Gedanken regiert, daß er, um obzusiegen (in der Schlacht bey Wagram) den rechten französischen Flügel schlagen müsse.“

Soll heißen den linken. Übrigens ist auch die ganze Schilderung dieser Schlacht voll der plumpsten und lächerlichsten Unrichtigkeiten. So z. B. „läßt der Erzherzog am 6. das 1. Corps nach Stadlau marschiren, dagegen andere Corps die Stellung, welche das 1. inne hatte, besetzen. Der österreichische linke Flügel wird durch den Herzog von Auerstädt, der über Neusiedl nach Wagram schon um 10 Uhr Vormittags vorgedrungen, dort und um diese Zeit umzingelt; die Österreicher ergreifen, schon in den ersten Stunden des Vormittags, die offenbarste Flucht, und ehe die Nacht einbrach, sind sie aus dem Gesicht der französischen Armee; General Weissenwolf bath schon am 4. July um einen Waffenstillstand, der österreichische Kaiser geht nach der Schlacht mit einem Gefolge von etwa 200 Kutschen nach Böhmen; am 7. July war die französische Armee nach Korneuburg und Wolkersdorf in Bewegung, und durchzog in Gewaltmärschen einen Theil von Mähren.“

S. 209. „Der Kaiser von Österreich blieb bey der Armee in Böhmen.“

Er hatte sich nach Ungarn begeben. Comorn, später Dotis war das Hauptquartier.

S. 210. „Die Vertreibung der Österreicher aus dem Bayreuthischen und der umliegenden Gegend war mit um so geringern Schwierigkeiten verbunden. . . . .“

Sie wurden aus dem Bayreuthischen nicht vertrieben; denn noch am 12. July wurde der Herzog von Abrantes in dem Treffen bey Berneck mit bedeutendem Verlust von Kienmayer und Radivojevics geschlagen und das Bayreuthische wie Dresden nur in der Folge des Waffenstillstandes evacuirt.

S. 210. „Die Österreicher hatten überall Erpressungen ausgeübt.“

Die Bewohner von Franken sagen das Gegentheil, und loben ihre Mannszucht.

S. 212. „Eine Conferenz, welche der Oberst Thielmann in Dresden selbst mit dem General Am-Ende hatte, brachte die Wirkung hervor, daß die Österreicher sich zum Abzug entschlossen. . . . .“

Keineswegs in Folge dieser Conferenz; denn General Am-Ende war an Zahl überlegen und im Besitze des festen Platzes, den Thielemann mit 3 — 4000 Mann meist Cavallerie, nur auf dem linken Elbufer investiren konnte, sondern in Folge der Additional-Übereinkunft des Waffenstillstandes und der ihm zugekommenen Befehle. Als dieß geschah, war der König von Westfalen bereits wieder von Dresden in Erfurt, wo ihn der vom F. M. L. Kienmayer abgesendete Parla[...] Major Fürst Windischgratz antraf.

S. 213. „Von Halberstadt wendete sich der Herz[...] Braunschweig Oels) nach Braunschweig, den ehemahlige[...] sitz seiner Ahnen, wo er von dem Pöbel bewillkommt, [...] besseren Theile des Publicums mit Gleichgültigkeit em[...] wurde.“

Wäre diese Behauptung wahr, so würde di[...] dank gegen ihr altes Fürstenhaus den Bewohnern Brau[...] zur ewigen Schande gereichen. Allein diese hatten die [...] väterliche Regierung des Vaters noch nicht vergessen, [...] dem Sohne, schon durch sein Unglück ihres hohen Mitlei[...] ihre innigste Theilnahme zu zollen; eine Thräne dem [...] stenhause nachgeweint, ist noch kein Verrath an dem [...] genten. Das fühlte der König von Westphalen und ha[...] nach dieser Überzeugung.

S. 216 ist eine Schilderung von Hofer, die wi[...] unrichtig ist, ohne die fernste psychologische Kenntniß [...] derbaren Mannes, der nie selbstthätig, stäts Werkzeug [...] bol war und nähere Schilderung verdient. Nie hat[...] Theresienkreuz, nie die Würde eines österr. Ob[...] tenants erhalten. Unbedingtes Nachbethen der im [...] Krieges in Bayern erschienenen kleinen Flugblätter.

S. 221. „Nachdem Hofer den Paß Lofer erob[...] breitete er sich durch das Pinzgau im Salzburgischen [...] zwang die Einwohner gemeinschaftliche Sache mit ihm [...]chen.“ (im September)

Schon Anfangs May hatten die Bauern im Salzb[...] Gebirgslande die Waffen ergriffen. Wie könnte man [...] ganzes Volk zur Theilnahme einer Insurrection zwing[...] nicht freyer Wille es selbst dafür belebte! — In der [...]tembers wurde sogar zwischen Hofer und den Dep[...] salzburgischen Gebirges zu Innsbruck ein Tractat ab[...] der die Incorporation des letztern und die Ausdehn[...]ten 1807 aufgehobenen Verfassung Tyrols auch auf di[...]thäler stipulirte.

So schreibt man also in unsern Tagen die Gesch[...]serer Zeit!!! a)

Die Fortsetzung des Stutterheimischen We[...] daher bey solchen Verhältnissen für die Ehre Östen[...] allein wünschenswerth, sondern für das Sta[...] auch höchst nothwendig. — Der erste Theil dieses [...]delt nur von dem unglücklichen Feldzuge in B[...] ruhmvollere Periode für Österreichs Waffen[...] nun übrig; soll diese aus den trüben, ja schmutzigen [...] feindseliger Schriftsteller, wie der Verfasser des histo[...]schenbuchs ist, auf die Nachwelt übergehen? — Gewiß [...] Patrioten, für jeden Freund der Wahrheit ein höchst [...] Gedanke, der um so peinlicher durch die Bemerkung [...] durch das unvollendete Werk dem Auslande beyfallen [...] wähnen: Niemand unter der ganzen österreichischen Ar[...] so viele Talente, um in demselben trefflichen Geiste di[...]te des Feldzuges vom Jahre 1809 fortsetzen zu kön[...]

a) Auch die Geschichte des Feldzuges im Jahr 1805 ist [...] von demselben Verfasser nicht gründlicher geschrieben. [...] aber unsere Leser zu sehr zu ermüden, wenn wir alle [...] in jenem Taschenbuche berühren wollten.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 6. und Montag den 9. März 1812.

„Er hatte keinen Antrieb, als den Ehrgeitz,
Die blinde Wuth, die sich im vollen Anlauf
Selbst überstürzt, und jenseits ihres Zieles
Hintaumelt.

Schiller.

Nola di Rienzo.

Als die Päpste schon über die Meinungen und Gemüther der Menschen herrschten, waren sie dennoch in dem weltlichen Gebiete des heiligen Petrus selbst, meistens nicht geachtete, manchmahl sogar beschimpfte, vertriebene, und mit Hohn und Spott verfolgte Regenten.

Vieles hatten sie hierin mit andern Regenten in Europa gemein, die in einem oft mißlichen, oft mißlingenden Kampfe mit ihren Unterthanen begriffen waren. Diese Regenten waren die ersten unter einem Adel, der durch das Ritterthum erhoben, durch große Besitzthümer, durch das Gefühl seiner Macht und durch äußeres Ansehen ausgezeichnet war; und hatten mit diesem einen Wettkampf um Macht und Hoheit, bey dem die Kirche allein ein Gleichgewicht zu erhalten strebte, und nach der Weise, welche sie ihrem Vortheile am angemessensten erachtete, hob oder demüthigte, was erhoben oder gedemüthiget werden mußte, wenn die Kirche allein erhöhet werden sollte. Herrschend auf diese Weise mit anerkannter Macht und mit stets regem Selbstgefühle, waren die Päpste, als Regenten über das Erbtheil Petri, zu einem noch weit unsicherern Zustand als alle Regenten von Europa verurtheilt; weil ihnen eben die vermittelnde Macht fehlte, die, in ihnen selber, allen andern Ländern und Regenten der Christenheit zur Seite stand.

Sie allein waren dem politischen Geiste der Zeit, der sich in Italien immer zuerst entwickelte, in seiner reinsten Wirksamkeit ausgesetzt, und mußten sich von ihm treiben und drängen lassen, wohin er sie treiben wollte.

Dieser große Nachtheil für die Gebiether des Kirchenstaates diente der europäischen Welt zum Heil; denn Dreyerley verhinderte hauptsächlich, daß die geistlichen Regenten der Christenheit nicht ihre weltlichen Gebiether wurden: der Widerstand, den ihr weltliches Regiment in Rom fand; die Verlegung der päpstlichen Residenz von Rom nach Avignon, und die schismatischen Papstwahlen.

Willig hatten die Päpste Rom verlassen: widerwillig dachten sie an dasselbe; und während sie sich in Avignon aufhielten, befand sich, in ihrem Nahmen, ein Cardinal Legat als Statthalter in Rom, der ihre Rechte zu erhalten und auszuüben oder neue zu erringen suchen, und sich, aus Wahl oder Noth, an jede der politischen Parteyen hängen mußte, die abwechselnd über Rom herrschten.

Diese Stadt hatte einen mächtigen, reichen und gewaltthätigen Adel, der mit den Gesinnungen begabt war, die theils das Ritterthum, theils die Erinnerung an seine größern Vorgänger einflößte. Die Baronen Roms sahen sich nähmlich für der Senatoren des alten Roms Nachfolger an; wähnten, die Rechte und das Ansehen derselben sey auf sie übergegangen, und leiteten daraus große Ansprüche her.

Durch Reichthümer, Macht und gewonnene Anhänger war unter verschiedenen Familien, die nach und nach aus den übrigen hervortraten, eine Eifersucht und ein Wetteifer entstanden, der in unaufhörliche Fehden, in öffentliche Unsicherheit und in allgemeines Verderben ausschlug.

Das Volk, gedrückt und verachtet von den Großen; erniedrigt, wie der europäische Rittergeist, der nur dem Adel die Würde der Freyheit einräumte, das Volk überall erniedrigte, fing an, diese Erniedrigung und seine Schmach und Schande zu fühlen.

Dieß begab sich, seit das Andenken an die Römer und Griechen durch die Kenntniß und das Studium ihrer Schriften erwacht war; und man von nun an, mit einer wundersamen Schwärmerey, in den Ideen der Griechen und Römer wieder zu leben anfing; sich — wie es der Schwärmerey eigen ist — an Worte und Nahmen hielt, und darum wähnte, alles, was den alten Römern in irgend einem, willkührlich erlesenen, oder zufällig aufgefundenen Zeitpuncte zugestanden, das stehe nun auch den Einwohnern Roms im vierzehnten Jahrhunderte, und gerade darum zu, weil in ihnen das Andenken an ihre Vorfahren wieder erweckt worden und erwacht sey. Diese, von den Kreutzzügen eingeleitete Wiedererweckung geschah, als eine Kirchenvereinigung des Occidents mit dem Oriente von den Päpsten, wie immer, begierig gesucht, und von den römischen Kaisern des

Orients trügerisch versprochen und vorbereitet wurde. Diese schickten Gesandte; demüthig, und doch in griechisch-orientalischer Pracht, erschienen sie selber an den occidentalischen Regentenhöfen und auf den Concilien; hatten ein Gefolge von Geistlichen und Gelehrten bey sich, und versprachen die Annahme eines, zum Schein modifizirten Glaubensbekenntnisses der occidentalischen Kirche, damit für sie, als für rechtgläubige Glaubensgenossen, die Christenheit das Kreutz wider die Türken predigen und ergreifen möchte. Es geschah wenig für die griechischen Kaiser; aber viel für Europa, indem man anfing, die alten Schriftsteller zu lesen, zu studieren, im Andenken an die alten heroischen Völker, und in der Bewunderung und Lobpreisung ihrer Thaten zu leben. Die Einwohner des neuern anarchischen Roms wollten wieder das römische Volk heißen und seyn, und dachten Römer zu seyn, weil sie so hießen.

In Italien und auch in Rom waren zuerst die Begriffe von Bürgerfreyheit und von Bügerrechten entstanden. Obwohl abweichend von den Bürgerrechten des alten Roms, dienten sie doch dazu, die Erinnerungen an die alten Zeiten der Römer zu erwecken, die so vielfältig waren, als es Zeitpuncte in der römischen Geschichte gab, und als man an das römische Volk in den verschiedenen Zeiten der Republik oder der Kaiser dachte, oder als der Anblick der Ruinen und Denkmähler an diese oder an jene Periode der römischen Geschichte vorzüglich erinnerte.

Diese Denkmähler stammten beynahe alle aus den Zeiten der Kaiser her, die dem Volke, wenn auch nicht den einzelnen Gliedern desselben, eine äußere Würde des Nahmens und des Gepränges ließen. Obwohl gehaltlos, diente sie doch zum Gegenstande der Erinnerung, die in den modernen Römern an die Vorrechte des römischen Volks erwacht war.

Mit dieser Erinnerung stand die Übermacht der römischen Großen eben so im Widerspruch, als der Mißbrauch, den das neuere Rom mit den Denkmählern des alten trieb, von der politischen und ästhetischen Bestimmung dieser Kunstwerke abstach.

Rom zählte beynahe so viele Schlösser als adeliche, einander feindselige Familien. Ihre Clienten und Anhänger fanden darin gegen ihre Feinde und gegen die Gesetze auch dann Zuflucht, wenn sie jene und diese durch Raub und Mord verletzt hatten.

Wie noch heute die Peter- und Paulskirche in Rom, die auf den Säulen von Hadrians Tempel ruhet, und zur einzigen Verzierung die Bildnisse der Päpste hat — zum Sinnbilde dienen kann, wie in Rom die alte Macht der römischen Kaiser in die Hände der Kirche gediehen ist: so waren damahls — und es konnte dieß als ein Sinnbild der herrschenden Adelsgewalt angesehen werden — die Denkmähler des alten Roms von dem Adel zu Befestigungswerken angewandt worden.

Das Auge wurde durch diesen Anblick so sehr verletzt, als das Gemüth: da die Überreste des Alterthums, diese Beweise von der Größe des römischen Volks, und in dieser die alten und die neuen Römer beschimpft wurden; weil die letztern, wenn auch vergeblich, auf die Gleichheit mit den ersten und auf die Rechte und Vorzüge derselben Anspruch machten.

So geschah es, daß ein immerwährender Parteygeist zwischen Volk und Adel in Rom herrschte, und daß die Versuche zur Herstellung eines Volksregiments immer bedeutender wurden; daß die Herrschaft über Rom abwechselnd in den Händen des Adels oder Senats und des Volks, selten, oder nur dem Nahmen nach, in den Händen der Päpste war; daß diese sich bal

an die eine, bald an die andere von den Parteyen halten, die einander in der Herrschaft über Rom ablösten.

Auf der andern Seite suchten sich diese Parteyen d geistliche Macht der Päpste zu verstärken, indem sie sich Anhänger darstellten, und vorgaben, die Regentengew Papstes über Rom zu befestigen, wenn sie ihre eigen wollten.

Wie die Päpste meistens in allen Ländern von Euro Oppositionsparteyen gegen die Regenten stifteten, oder s von selber entstandenen, zuwendeten; bald die aristo Partey gegen die Regenten, bald die demokratische ge oder diese, oder gegen beyde ergriffen: so nahmen sie sel — während ihrer Residenz in Avignon — ihre Statth Rom, wo der Adel ihr natürlicher Feind war, meistent Partey des Volks, seltener die des Adels.

In diesem Zeitpuncte, nähmlich in der Mitte des v ten Jahrhunderts, lebte Kola di Rienzo, und die päpst litik ließ es geschehen oder mußte es geschehen lassen, d beyden Rollen, in der democratischen und aristokratische einander auftrat, obwohl er selbst beyder Parteyen A und Gesinnungen nur nach seinen eigenen Absichten, un scheinbar, nach denen der Päpste verwendete.

Kola verdankte alles, was er wurde, und was er th wieder erweckten Kenntniß des Alterthums und der Liebe Künsten und Wissenschaften, aus der sich alle seine Sch entwickelten, so wie aus der eigenen Art seines närrisch versteckten, demüthigen und hoffärtigen Charakters, der lär und herrschsüchtig, im Glücke ruhmredig gerecht, aber dem Scheine der Unpartheylichkeit, rachsüchtig, im Ungli in schwierigen Lagen anfangs verworren, und, wenn e kam, über kein Mittel bedenklich; im Besitz der Gew durch diese, sondern nur durch die äußern Zeichen der M friediget, und gegen die ererbten und erworbenen Vor Standes und des Ritterthums so sehr erbittert war, als ihnen rang.

Obwohl ein Zeitgenosse Petrarchs, schien ihn doch der romantisch-literarischen Bildung dieses Zeitgenossen nes Zeitalters zurück zu drängen; der Stand, die Leb und die Beschäftigung seiner Ältern, sogar die Gegend der Stadt, in der sie lebten und er geboren wurd sich in einem Bezirke, in dem nur Handwerker und Jude ten. Sein Vater, Rienzo, war ein Wirth; seine Mutt dalena, eine Wäscherinn und Wasserträgerinn.

Kola konnte von diesen Ältern weder Würden no thümer erben; aber sie gaben ihm, nicht ohne Aufopfer Erziehung, die besser war, als ihr niedriger Stand sie e ließ, und die auch zur Ursache wurde, daß Kola bald i doppelten Widerspruch zu leben anfing, wovon der eine Contraste seiner Bildung mit seiner Lage, der andere Contraste seiner Zeit mit der Zeit der Ideale entsprang sich durch die eigene Art seines Studierens bildete.

Von Jugend auf studierte er die Grammatik, Rhet die alten Autoren. Sich zum Redner zu bilden, dara sein ganzes Studium und den Menschen von obscurer H dem öffentlichen Aufsehen entgegen zu führen, dahin sch ganzes Schicksal gerichtet zu seyn.

) mit unglaublicher Geschwindigkeit, Livius,

und Valerius Maximus wurden seine Lieblingsschriftstel-
› seine Vertrauten. Am meisten zogen ihn die Thaten so-
als die Erzählungen Cäsars an.

;as seine Gedanken unaufhörlich beschäftigte, das suchten
ine Augen auf. Täglich betrachtete er die Denkmähler des
ums, deren seine Vaterstadt so viele darboth, obwohl
e mit einem schreyenden Mißverhältnisse durch den Ge-
, welchen der Adel, ohne Achtung für die Kunst, unter
chen Fehden, in aristokratisch-anarchischer Unordnung, zum
ben des Staats und mit Verachtung des gedrückten Volks
machte.

on dem, was er täglich las und täglich betrachtete, begei-
ünkte er sich aus dem niedrigen Kreise, in dem er geboren
id dem er angehörte, emporgehoben; aber, um sich selber
ı erheben, mußte er anfangen, eben das Volk, über das
emporzuschwingen suchte und begann, zu ehren; und er
dieß nur, wenn er es in seiner alten, von der Vergan-
idealisirten Größe dachte, die sich in den Denkmählern
erthums abspiegelte.

er dieses Andenken und sein eigenes Leben; die alten und
en Römer, die einander zu unähnlich waren, mußten ihm
oft bittere Demüthigungen bereiten, wenn er aus seinem
stischen in sein wirkliches Leben versetzt wurde. Beyde muß-
Übereinstimmung zu bringen suchen; und da dieß so leicht
öglich war, so kehrte er desto begieriger aus dem letztern
erste, und eben darum zur Anschauung der alten Denk-
zurück, welche er — der Einwohner einer armseligen
Roms — mehr aufsuchen mußte, als sie sich ihm dar-
Sie verstärkten dadurch den Contrast seines innern und
Lebens, und stellten sein hoffärtiges Verlangen desto
it jeder demüthigenden Fehlschlagung in Widerspruch.

irch sein tägliches Studieren brachte er es bald dahin,
mand so geschickt und erfahren, als er, im Lesen alter
riften und Inschriften war. Er konnte sie in's Italieni-
ersetzen, und verstand es, die Figuren der Denkmähler
zu erklären.

t, wenn ihn die Erwägung der Vergangenheit und der
ihrer Überreste ergriffen hatte, rief er, mit Verachtung
eitgenossen und mit gehobenem Selbstgefühle aus: „Wo
noch Römer? Wo findet man noch ihre hohe Gerechtig-
lich! wäre ich ihr Zeitgenosse gewesen!"

nn er so sprach, trat die Schönheit seiner Gestalt mehr
s gewöhnlich, hervor; und ein begeistertes Lächeln schweb-
r noch als sonst, um seinen Mund; denn Kola war ein
alteter Mann, und dieses phantastische Lächeln hatte er

is wohl sonst zu geschehen pflegt, das begegnete auch ihm:
nen Begebenheiten öffneten und schärften seinen Sinn
öffentlichen. Es war nämlich einer seiner Brüder ermor-
den, und der Mord war ungestraft geblieben. Dieses Un-
n der Rechtspflege und dieses Schweigen der öffentlichen
gkeit erbitterte ihn, und reitzte ihn zur Rache. Das Pri-
ht, welches er erlitten, stellte sich ihm als ein öffentli-
; der Haß gegen die, von welchen er Recht und Gerech-
egen seines ermordeten Bruders erwartet hatte, schärfte
Blick; und die Verbrechen der öffentlichen Staatsverwal-
lossen sich dadurch immer mehr vor ihm auf. Er fing an,
e Verbesserung nachzudenken, und bald auch das, was
er dachte, in That zu verwandeln. Dazu gab ihm sein eigenes Schicksal einen neuen Anlaß. Er hatte sich bis zum Notar emporgeschwungen, und als eine Gesandtschaft an den Papst Clemens VI. nach Avignon geschickt werden sollte, glückte es seiner Bewerbung, im Nahmen der Dreyzehn Männer, d. i. der Vorsteher von den 13 Districten der Stadt Rom, zum Gesandten erwählt, und sogar von der Gesandtschaft zu ihrem Redner erkoren zu werden. Er erwarb sich die Bewunderung und die Gunst des Papstes durch seine Beredsamkeit, und Clemens verlangte, ihn täglich um sich zu haben.

Die Großen Roms, diese Urheber der päpstlichen Unmacht in Rom, waren dem Papste so sehr zuwider, als sie dem beliebten Gesandten des römischen Volks verhaßt waren. Gleiche, wenn auch nicht öffentlich bekannte, doch gegenseitig errathene Abneigung, mußte auch ein gegenseitiges Zutrauen zwischen dem Papste und dem Notar, und in Kola den Muth zu Eröffnungen erwecken, die seinen Haß gegen den übermächtigen Adel ausdrückten und befriedigten. Auch rang er, wahrscheinlich ohne es sich bewußt zu seyn, darnach, sich durch alle Mittel bekannt und geltend zu machen, sogar durch das Urtheil und die Gunst derer, die er haßte, wenn nur ihre Meinung durch Stand, Ansehen und Macht von Einfluß war.

Er erzählte, daß die Baronen nicht aufhörten, die Straßen zu belagern und unsicher zu machen, und daß unter ihrem Schutze alle Verbrechen verübt würden. Sie allein, versicherte er dem — nicht zu Zweifeln geneigten — Papste wären die Urheber von dem Verfalle der Stadt Rom. Durch solche Nachrichten gewann Kola den Papst für sich, und vermehrte zugleich die Erbitterung desselben gegen die Großen Roms.

Andere Gesinnungen und Plane im Herzen, angetrieben von Freyheitsliebe oder Herrschsucht und Neid, ging er in die Denkungsart des Papstes, die seinige halb verläugnend, halb zeigend, mit gelingender Verstellung ein, und wurde so aus einem Abgesandten des römischen Volks ein geschmeidiger, um die Gunst des Papstes buhlender Höfling.

Aber es wurde ihm auch bald das Schicksal eines Höflings zu Theil, indem er abwechselnd die höchste Gunst und die höchste Ungnade des Papstes genoß.

Seine Beredsamkeit und die Annehmlichkeit seines Umgangs, wodurch er sich die erste erworben hatte, konnte ihn nicht gegen die letzte schützen, in die ihn der Cardinal, Johann Colonna, stürzte, der wahrscheinlich in ihm den gefährlichen Feind seines Standes und seiner Familie erblickt und bemerkt hatte, daß er jenen und diese dem Papste verdächtig zu machen suchte.

Den Bemühungen des Cardinals gelang es, daß Kola von dem päpstlichen Hofe verstoßen wurde. Er verfiel hierauf in Armuth und Krankheit; mußte eine Zeit lang unter freyem Himmel leben, und, außer den Lumpen eines Bettlers und der Zuflucht in ein Hospital, blieb ihm nichts übrig. War es Mitleid, oder Schwäche, oder eine andere Ursache, daß der Cardinal Johann glaubte, der gefährliche, tief gekränkte Mann könne gedemüthiget und leicht wieder gewonnen werden: die Ursache ist unbekannt, aber gewiß ist es, daß der Cardinal dem Notar, dem er die Ungnade des Papstes und großes Unglück zugezogen, den Zutritt bey dem Papste, sogar die größere Gunst desselben wieder verschaffte. Kola wurde hierauf von dem Papste zum Notar der R. Kammer ernannt, und mit Huld und Geschenken überhäuft, von dem päpstlichen Hofe entlassen.

Mit dem Schein freudiger Zufriedenheit, im Herzen aber die von neuem gereizte Rachgierde tragend, kehrte er nach Rom zurück.

Hier fing er an, das neue Amt mit großer Mäßigung und Gelindigkeit zu verwalten: nicht aus Neigung und Wahl, sondern weil es ihm der Drang der Umstände geboth. Denn die römischen Bürger kannten die Raubsucht und die Ungerechtigkeit der allgemein verhaßten Baronen, die ein gleichzeitiger Schriftsteller — vielleicht im Gegensatz mit den, Rom vormahls schützenden Gänsen — die Hunde des Capitols (li cani de Campituoglio) nannte; aber sie waren muthlos, ohne Willen und Kraft, sich der öffentlichen Sache anzunehmen. Kola selber vertraute mehr auf Worte, als auf Thaten; und da ihm die Neigung oder die Gelegenheit zu diesen fehlte: so suchte er durch seine Rednertalente zu glänzen.

So stand er in der öffentlichen Rathsversammlung auf, wendete sich gegen die Patrizier Roms und sagte: „Wahrlich! Ihr „seyd keine guten Bürger; Ihr lasset die Armen hülflos, und „trinkt ihr Blut." Dann ermahnte er sie, ein besseres Regiment zu führen. Der verachtete Plebejer fand kein Gehör. Seine vermessenen Worte dienten zu nichts, als ihm Verspottung, Beschimpfung und Züchtigungen durch Worte und Schläge zuzuziehen, die seinen Haß gegen die Baronen Roms vergrößerten, und wahrscheinlich den Mann zu Thaten trieben, der da zu bekehren gesucht hatte und vielleicht immer oder viel länger gesucht hätte, wo er nur überwinden mußte.

Er fing nun an, planvoller, aber auch versteckter zu handeln. Sein Betragen gewann das Ansehen der Narrheit und einer tollkühnen Unbesonnenheit, die mehr zu verachten und zu verlachen, als zu fürchten war.

Zu seinen Absichten wählte er nun Mittel, die seinem Charakter noch mehr zusagten, als das Auskramen seiner Rednertalente. Sie entsprachen mehr als diese seiner Alterthums- und Prunkliebe, und mußten auch einen tiefern und bleibendern Eindruck auf das Volk machen.

Er stellte nähmlich ein redendes, symbolisches Gemählde auf, wie sie in seinem Zeitalter gewöhnlich waren. Auf ihm war das weite, vom Sturm bewegte Weltmeer mit aufgethürmten Wellen abgebildet. Segel- und steuerlos, und dem Versinken nahe, trieb ein Schiff darauf umher, in dem sich eine trauernde Matrone in schwarzen Kleidern befand. Diese hatte sie bis auf die Brust zerrissen; ihr Haar flog verwildert umher; weinend lag sie auf den Knien, schlug ihre Hände über der Brust zusammen und flehte, sinkend, um Mitleid und Rettung. Über ihr las man die Worte: „Dieß ist Rom." Dieses Schiff umgaben vier andere, die nur noch aus den Wellen hervorragten; ihre Segel waren zerrissen, ihre Mastbäume zerbrochen, und ihre Steuerruder verloren. In jedem lag eine todte Frau, über die die Wellen hinstürzten. Die eine hieß Babylon, die andere Carthago, die dritte Troja und die vierte Jerusalem, und für alle gehörte die Inschrift: „Diese Städte sanken und gingen unter durch Ungerechtigkeit." Ihre vier Repräsentantinnen riefen gegen Rom die Worte aus: „Alle hast Du an Hoheit übertroffen; aber nun erblicken wir auch Dich in Deinem Untergange." Auf der linken Seite des Gemähldes zeigten sich zwey Inseln. Auf der kleinern von beyden war eine Frau, und über ihr die Überschrift: „Dieß „ist Italien!" Sie schien mit tiefer Beschämung die Worte auszusprechen, die von ihrem Munde ausgingen: „Alle Städ[illegible] „terwarfst Du Deiner Herrschaft, und ich allein blieb Di[illegible] „Schwester." Auf der andern Insel befanden sich vier Fra[illegible] Mit dem Ausdruck des höchsten Kummers rangen sie ihre H[illegible]de, erhuben sie an das Gesicht, oder ließen sie zu den Knie[illegible] dersinken, und riefen aus: „Vormahls besaßest Du alle T[illegible]„den, seit sie Dir fehlen, treibst Du unstät auf dem Meere [illegible] „um." Diese Frauen stellten die sogenannten vier Cardin[illegible]genden vor, die Enthaltsamkeit, die Gerechtigkeit, die Wei[illegible] und die Tapferkeit. Auf der rechten Seite des Gemähldes [illegible] auf einer kleinen Insel eine Frau in weißer Kleidung, die [illegible] Hände, bußfertig bethend, zum Himmel erhob. In ihr war, [illegible] die Überschrift angab, der christliche Glaube personifizirt, [illegible] sie sprach die Worte aus: „Allmächtiger Vater! mein Herr [illegible] „mein Führer! wo soll ich bleiben, wenn Rom untergeht?"

Um das Verderben Roms in allen seinen Ursachen zu zeigen und alle Stände, die, Kola's Meinung nach, daran Sch[illegible] waren, zu erschüttern, waren oberhalb des Meeres und der Inseln auf der rechten Seite des Gemähldes vier Reihen von Thieren dargestellt: in der ersten, wie die Inschriften sagten, als Bären, Wölfe und Löwen, die mächtigen Baronen und bösen Regenten Roms; in der zweyten, als Hunde, Schweine und Böcke, die Anhänger und Schmeichler des Adels und die treulosen Räthe der Stadt; in der dritten, als Drachen und Füchse, die lasterhaften Beamten, Richter und Notarien; und in der vierten, als Hasen, Katzen, Ziegen und Affen, die Räuber, Diebe, Ehebrecher und Mörder unter dem Volke. Alle diese Bestien hatten Hörner an den Mäulern, womit sie, als ob jede einen Wind aufbliese, den Sturm erregten und das Schiff in Gefahr brachten, in dem sich die wehklagende Roma befand.

Durch die Ausstellung dieses Gemähldes, das die alte und die neue Zeit romantisch in sich vereinigte, hatte Kola den Adel zu erschüttern und zu strafen, das Volk zu prüfen; zu erwecken und zu stimmen versucht.

Gerade so, wie der Bewunderer und Nachahmer des Alterthums hinter diesem zurück blieb, so stand seine Liebe zu symbolischen Darstellungen hinter der unschuldigen Kunstliebe des Alterthums; und so standen auch seine absichtlichen Bilder hinter den reinen Kunstwerken des Alterthums zurück, die, gleichsam zwecklos und doch inhaltsvoll, ohne alle Nebenbeziehungen nur sich selber aussprachen. Was ihn umgab und befeuerte, das deutete sich selber; was er ausstellte, das stand nicht für sich allein, sondern war zu fremden Zwecken aufgestellt, strebte mißlingend, als ein Werk der Nothdurft und des Bedürfnisses, nach Ausdruck und Deutlichkeit, und bedurfte daher immer einer Erklärung. So rang er vergebens darnach, im Geiste des Alterthums zu handeln; er mußte zu den armseligen Hülfsmitteln seiner Zeit greifen und sich mit Worten behelfen, die er auf seinen Bildern, den Figuren aus dem Munde gehend, mahlen ließ. Wie der Notar den Contrast seiner mißglückenden und dürftigen Bilder mit den Kunstwerken des Alterthums fühlen, und wie er von ihm betrübt und gedemüthiget werden mußte: so mußte in ihm auch das Gefühl des Abstandes geschärft werden, der zwischen seiner Zeit und der Zeit des verehrten, aber auch unerreichbaren Alterthums war. Aber die eigene Demüthigung — desto größer, je größer seine Eitelkeit war — rechnete er mit Hülfe der letztern seinem Zeitalter — dessen Frucht sie ja auch war — an; und so

'ang es ihm, sie zu vergessen; sich über sein Zeitalter erhaben dünken, und sich mit Planen eigener Vergrößerung über dasbe empor zu schwingen.

Als sich dieß begab, herrschte in Rom Anarchie und Sittenrderbniß; das allgemeine Elend war so groß, daß eine Retng daraus unmöglich schien. Täglich hörte man von nichts, s von Raub und von Verbrechen. Keine Jungfrau wurde in hren gehalten; auch der heiligste Ort konnte ihr nicht Sicherit verschaffen, die aber auch selten gesucht wurde, da man die ädchen schon im zartesten Alter der schändlichsten Wollust Preis b. Die Ackerleute, welche die Felder bestellen wollten, wurden st unter den Thoren Roms beraubt. Die Wallfahrer, die zu n heiligen Örtern nach Rom zogen, wurden ausgeplündert oder mordet. Wie eine Seuche herrschte Bosheit, Wollust und Lar unter allen Ständen, und besonders unter den Geistlichen. ur der konnte sich einer gerechten Sache rühmen, der stärker s andere, und geübter in den Waffen war; und nur die konnn sich einer Sicherheit erfreuen, die sich in Schutzbündnisse mit reunden und Anverwandten begeben hatten. Täglich rotteten h ganze Banden Bewaffneter zusammen, und täglich kam es iter ihnen zum Streit.

Jeder war an die allgemeine Verderbniß gewöhnt; alles ar erschlafft, und niemand dachte daran, ein Mittel gegen ein großes Unglück zu versuchen.

Kola wandte von neuem seine Rednerkünste an, mit denen jedoch symbolische Gemählde zu verbinden fortfuhr, um so bleinder durch die Augen zu sprechen, wo der Eindruck auf seine uhörer vielleicht vergänglicher seyn konnte; und so blieb er, mit ppelten Waffen gerüstet, bey seinen fortgesetzten Angriffen auf e Großen, und bey seinen Versuchen, das Volk zu stimmen nd zu gewinnen.

Er schritt nun näher zu seinem Ziele, indem er versuchte, e Römer auf den Standpunct zu führen, den er sich selber, der den er für sie bestimmt hatte. Er konnte es mit desto größerer Sicherheit thun, da alles sein Beginnen nicht höher, als as Thun eines tollkühnen Unbesonnenen, beynahe eines Wahnnnigen, von den meisten und besonders von dem Adel, dem er och am gefährlichsten war, geachtet wurde.

Hinter dem Altar zu St. Johannis ließ er eine eherne Tal mit einer alten Inschrift aufstellen, deren Erklärung er sich orgenommen hatte. Neben ihr befand sich, auf seine Veranstalung, ein Gemählde, welches darstellte, wie Vespasian von dem ömischen Volke die kaiserliche Würde empfangen hatte.

Schon dieß mußte überraschen; aber noch mehr die ganze Einrichtung, welche Kola in der Kirche hatte machen lassen. Mitten war ein Rednerstuhl, und um ihn herum waren über einnder empor ragende Reihen von Bänken für die Zuhörer anebracht, und Vorhänge von zierlichen Tapeten schmückten die Wände.

Allmählich versammelte sich das Volk; auch kamen viele angesehene Männer, viele Rechtsgelehrte und Baronen. Unter den etztern befanden sich Stephan und Johann, Vater und Sohn us dem hochberühmten und übermächtigen Hause der Colona's, die an Würde und Staatsklugheit leichtlich alle andere Baronen übertrafen.

Kola wollte durch alles, was er that, sprach, und um und n sich hatte, darstellen und überreden; darum suchte er in seiner Kleidung sogar einen sinnbildlichen Ausdruck zu geben, und schien sich selber in die Reihe der Gemählde einzuschieben, durch die er das Volk zu gewinnen und sich unterzuordnen strebte. Er trug auf seinem Haupte — und dazu paßte seine übrige phantastische Kleidung — einen weißen Hut, auf dem goldene Kronen angebracht waren, deren vorderste von der Spitze eines oben herabhängenden kleinen Schwerts in der Mitte zertheilt wurde. Es schien, als habe Kola ein Schwert der Gerechtigkeit angebracht, um sich mit Kronen schmücken zu können, und um anzudeuten, daß der Träger des Schwerts über Kronen eben so, als über dieses gebiethe.

In dieser phantastischen Kleidung bestieg Kola keck und kühn den Rednerstuhl. Er geboth Stillschweigen, und hielt nun eine studierte Rede. Rom, sagte er unter andern in derselben, sey zur Erde niedergeworfen, und könne nicht sehen, wo es liege; denn es habe seine beyden Augen verloren.

Unter den Augen verstand er den Papst und den Kaiser, die Rom, wie er sagte, durch die Verdorbenheit seiner Bürger verloren habe. Welche Hoheit, fuhr er fort, besaß sonst der römische Senat, als er noch die kaiserliche Würde ertheilte. Hierauf ließ er die Urkunde vorlesen, durch die sie der Senat an Vespasian übertragen hatte.

Dieser Kaiser — so wurde nun verlesen — habe von dem römischen Volke die Macht empfangen, nach eigener Einsicht Gesetze zu geben, Bündnisse zu schließen und Italien, Roms blühenden Garten, zu vergrößern und zu verkleinern.*) In seine Gewalt sey es gegeben worden, Städte zu zerstören und wieder aufzubauen; Flüsse abzuleiten und ihr Bette zu verändern; Abgaben aufzulegen und zu erlassen; Würden, und sogar die königliche, zu ertheilen und zu nehmen. Alle diese Gewalt habe das römische Volk eben so an Vespasian übertragen, wie sie schon Tiberius Augustus von ihm empfangen hatte.

Nach Verlesung der Urkunde fuhr Kola fort: „So groß „war sonst die Majestät des römischen Volks, daß es dem Kai„ser seine Würde verlieh! Aber jetzt, ihr Römer! fehlt Euch Si„cherheit und Friede. Eure Felder werden nicht mehr bestellt. Es „nahet das Jubiläum, und Ihr seyd ohne Lebensmittel. Wenn „nun alle Völker der Christenheit nach Rom kommen, und den „Mangel sehen und empfinden, der bey Euch herrscht: so wer„den sie, von Hunger, Wuth und Raubbegierde angetrieben, al„les zerstören und hinwegführen."

„Ich beschwöre Euch," setzte er zuletzt hinzu, „seyd einig „unter einander! Ich weiß es wohl, meine Worte und Hand„lungen werden, aus Haß gegen mich, von vielen gelästert; aber „ich danke dem Unendlichen, daß er diese Lästerer, wie ich gewiß „weiß, durch sich selber auf dreyerley Weise, durch Schwelgerey,

*) In dem Senatus-consulto heißt es: utique et fines pomoerii proferre, promovere, cum ex republica censebit esse, liceat. Es ist die Frage, ob die Verwechslung oder Vertauschung der Worte pomoerii und pomarii den Geschichtschreibern oder dem Notar selber zuzuschreiben sey? Das Letztere scheint wahrscheinlich, und die Vertauschung scheint nicht zufällig, sondern absichtlich geschehen zu seyn. Denn alles, was Kola in der Folge that, ging darauf hinaus, Italien als eine Dependenz von Rom zu behandeln und es scheint daher consequent zu seyn, daß er im voraus dem römischen Volke die Befugniß zuschrieb, dieses Gebieth Roms, das er den Garten der Stadt Rom nannte, zu erweitern und zu verengern. Darum wollte er, z. B. für seine Zeit andeuten, daß Vespasian von dem römischen Volke die Gewalt empfangen habe, das Gebieth von Rom in Italien und durch Italien zu vergrößern.

„Spiel, und durch ihre eigene haßerfüllte Gemüther verderben „wird."

Kola wurde von dem römischen Adel, als er durch seine Reden die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen anfing, verachtet, verlacht, und doch gesucht. Sie ergetzten sich an seinen Drohungen und Verkündigungen. Seine Beredsamkeit diente ihnen zur Unterhaltung; und oft nöthigten sie ihn, von der Tafel aufzustehen und eine Rede zu halten. Sein Betragen, das ihnen mehr närrisch als planvoll erschien, vergnügte sie. Es schien sie an dem Menschen von geringer Herkunft das Talent und die Kenntniß zu ergetzen; auch das unbesonnene Ringen und Streben gegen die hergebrachten Staats- und Standesverhältnisse schien sie zu belustigen. Sie sahen es als Mangel an Weltkenntniß, und als eine, mit Neid verbundene Sehnsucht nach dem an, wovon er durch Geburt und Lage ausgeschlossen war. Diese Ansicht schmeichelte ihrer Eitelkeit.

Durch dieses Dulden und Übersehen seiner Person wurde der verwegene Mann immer mehr gereitzt, und seine Reden wurden immer kühner und ungemessener. So pflegte er öfters zu sagen: „Wahrlich! ich werde noch ein großer Herr und Kaiser „werden; dann," fuhr er fort, „will ich alle diese Baronen „züchtigen." Er pflegte sogar die Strafen anzugeben, die er über einen jeden verhängen wollte. Wie viel Wahres er voraussagte, ahnete niemand. Zwar sprach aus ihm das Selbstgefühl eines nach höhern Dingen strebenden Gemüthes, aber noch mehr Stolz und Eitelkeit. Nur das Glück verlieh seinen prahlenden Worten mehr Bedeutung, als sie in den Augenblicken, in welchen er sie aussprach, haben konnten; wenn sie auch immer mehr Bedeutung bekamen, je mehr Kola's Gedanken zu Planen wurden.

Seine verlachten Reden beförderten sein Glück. Weil sie, wie es schien, unmögliche Dinge verkündigten, wurden sie als belachenswerthe Worte eines unzufriednen Phantasten angesehen; und diese Meinung, die Kola zufällig erweckte, gerne duldete, und vielleicht absichtlich beförderte, diente dazu, ihn sicherer und unbemerkter fortschreiten und zuletzt von Worten zu Thaten kommen zu lassen. Denn je mehr er verlacht und für einen unzufriedenen und über seine Lage mißvergnügten Schwärmer, beynahe für einen wahnsinnigen Menschen angesehen wurde, und je mehr seine Drohungen und Verkündigungen als unbesonnene, verächtliche Reden aufgenommen wurden; desto mehr wurde er erbittert, und desto mehr Anlaß fand er, beharrlich in der einmahl angefangenen Manier zu bleiben. Auch war er voll dunkler Erwartungen und voll des Glaubens an eine bessere Zeit und Zukunft. Da er jene Erwartungen darstellen, und die Römer aufmerksam auf ihren Zustand machen und erhalten wollte: so fuhr er fort, durch seine symbolischen Bilder ihre Gemüther theils zu erforschen, theils zu einer Zukunft vorzubereiten, die ihm gleichfalls von selber, und größten Theils ohne sein Zuthun immer näher rückte; seine Gedanken zu Planen, und diese immer deutlicher und bestimmter machte.

So ließ er wiederum an einer Kirche (Sancti Angeli in Piscaria), und an einem sehr besuchten Platze, ein symbolisches Gemählde aufstellen.

Auf der linken Seite desselben erblickte man ein loderndes Feuer, das bis zum Himmel emporstieg, der von dem Rauche verdunkelt wurde. In das Feuer waren viele Bürger und Regenten gestürzt. Einige lebten noch, die andern waren schon todt. Mitten in den Flammen stand eine betagte Frau; von al[...] ten war ihr Leib schon verbrannt und beynahe kein The[il] unversehrt. Auf der rechten Seite des Gemähldes zeigte [sich ein] Tempel, aus dem ein Engel, weiß gekleidet und bewaffn[et,] vortrat. In der rechten Hand ein entblößtes Schwert t[ragend,] ergriff er mit der linken die Matrone, um sie dem Feuer [zu ent-] reissen. Oben in den Schalllöchern der Thürme saßen die [Apostel] Petrus und Paulus. Es schien, als hätten sie sich ger[ade vom] Himmel niedergelassen, und sie riefen: „Komm, Engel, „Gastfreundinn zu Hülfe!" Viele Raubvögel flogen eilig [in die] Gluth des Scheiterhaufens zu, fielen aber todt hinein. [In] den Wolken zeigte sich eine glänzende Taube, welche di[e Raub-] vögel verscheuchte. Ein kleiner Vogel setzte einen Myrth[enkranz,] den er von ihr empfangen hatte, der Matrone auf da[s Haupt.] Unter dieses Gemählde war die Inschrift gesetzt: „Ic[h sehe] „die nahende Zeit der Gerechtigkeit; Zuschauer erwa[rtet] „diese Zeit!"

Das Volk strömte zu der Kirche hin, betrachtete [und be-] lachte das Gemählde. Es kam ihm das, worauf es [...] hindeutete, als ein eitles und thörichtes Unternehmen [...] war die Stimmung, mit der es angeschauet wurde, [...] mein; denn jeder urtheilte nach seiner Weise darüb[er ...] sagten verachtend: „durch alle diese Gemählde wird [...] „bessere Verfassung bekommen;" andere riefen mit eine[r ...] gen Miene aus: „Wahrlich! hier sind große Dinge ange[...]

Was von verschiedenen so verschieden beurtheilt wu[rde, be-] schäftigte doch alle; das Volk wurde nach und nach [...] heit erweckt, die das Gewohnte einflößt, und aufme[rksam auf] die öffentlichen Angelegenheiten. Zuletzt gewann Kola [...] fand sie geneigter, auf seine Worte zu hören und [...] folgen.

Nun fuhr er in dem, was er begonnen hatte, i[...] ner fort. Ein besserer Zustand Roms schien oder war [...] ges Ziel, das er immer lauter und öffentlicher zu v[...] begann. Er heftete deßwegen ein, mit eigner Hand ge[schriebenes] Blatt in den ersten Tagen der Fasten an die St. Ge[orgs-Kir-] che, auf dem die Worte standen: „Bald werden die [...] „der Römer seyn!"

Zu diesem kühnen Schritte hatten ihn wahrsch[einlich die] Verbindungen bewogen, in die er indessen mit viele[n der ach-] tungswerthesten römischen Bürger — unter denen sich [...] ronen und reiche Kaufleute befanden — getreten war [...] er, eine Reformation der römischen Verfassung sehnlich [...]

Diese Verbündeten hielten Versammlungen, un[d in einer] derselben, die auf dem aventinischen Berge gehalten w[urde, faß-] te man den Entschluß, das Regiment der Stadt Ro[m zu ver-] bessern, und ihr altes Ansehen wieder herzustellen. K[ola sprach] von der Knechtschaft, von dem Elende und von der [...] der sich die unterdrückte Stadt befinde. Er schilderte de[n jetzigen] und den vorigen Zustand Roms; wie nun alle umliege[nden Län-] der, über die sonst die Römer im Frieden und glorr[eich re-] giert hätten, von ihr abgefallen wären. Unter Se[ufzern und] Thränen sagte er dieses, und erweckte in seinen Zuh[örern] gleiche Rührung und Traurigkeit. Er ermahnte alle zur [Eintracht] und Gerechtigkeit. Als er bemerkte, daß seine Rede All[e ergriffen] und tief bewegt hatte, war er unter Allen, mitten in de[r großen] und allgemeinen Rührung, der Kälteste und Besonnen[ste geblie-] ben. Denn er fing nun an, nicht sowohl bestimmte P[...]

[..]egen, als die Mittel zu zeigen, durch die ein entschlossenes [..]ernehmen ausgeführt werden könnte.

Daher, gleichsam als ob in seinen Zuhörern die Sorge, wo Mittel zur Ausführung ihrer Beschlüsse herkommen sollten, [..]in Betrübniß und Thränen hervorgebracht habe, fuhr er fort: [..]orget nicht, wo wir Geld hernehmen. Die römische Kammer [..]t unschätzbar große Einkünfte." Er gab hierauf die einzelnen [..]aben an, schilderte den Ertrag, den die Kammer an Rauch[..]geld und Salzzoll habe, und rechnete unter die Hülfsquel[..], die seinen Verbündeten bey ihrem Unternehmen offen stän[..], auch die Zölle, die an den Thoren und Schlössern Roms [..] oben und an den Papst geschickt wurden. Damit dieß niemand [..]remden möchte, setzte er hinzu: „Wisset, daß wir nichts ohne [..]rlaubniß und wider den Willen des Papstes vornehmen; und [..]nkt nicht, daß wir uns, wie wohl manche ruchlose Bürger [..]un, gewaltthätig und kirchenräuberisch an den Kirchengütern [..]ergreifen."

Als Kola sah, daß durch diese Erklärung die ganze Versamm[..]ng noch mehr befeuert, und daß manche Zuhörer bis zu Thrä[..]n gerührt waren: so erklärte er seinen Vorsatz, die Verfassung [..]oms zu reformiren.

Aus gerührten wurden leicht beyfällige Zuhörer, und aus [..]esen eben so leicht Verbündete. Sie versprachen, durch einen [..]id auf das Evangelium Christi, seine Unternehmungen zu un[..]rstützen.

Kola, obwohl Notar des Papstes, fing nun an, in einer [..]ppelten Rolle, bald als ein Mann des Volkes, bald als ein [..]gent des Papstes zu handeln. Er war religiös, um dem Pap[..] und dem Volke zu gefallen. Wenn er dem letztern diente, woll[..]er dem ersten, bloß um die päpstliche Hoheit herzustellen; als [..]n Freund des Volks und als ein Gegner des verhaßten Adels [..]scheinen. Dieß war er von Herzen, obwohl nicht um des Pap[..]s und des Volkes, sondern um seiner selbst willen.

Bald fing er an, sich dem, nun auf Verbesserung begierigen [..]d neuerungssüchtigen Volke in dieser Rolle kecker zu zeigen.

Während nähmlich Stephano Colonna nach Corneto gegan[..]n war, um Getreide mit einer bewaffneten Bedeckung nach [..]om zu führen, ließ Kola durch einen Herold öffentlich bekannt [..]achen, daß auf das erste Zeichen, welches mit der Glocke ge[..]ben würde, alle Römer sich unbewaffnet versammeln sollten, [..]mit über die öffentlichen Angelegenheiten und über ein besseres [..]giment der Stadt berathschlaget werden könnte.

Um sich Gott und der Kirche ergeben, oder von allen Re[..]nabsichten — die er vielleicht auch noch nicht hatte — frey zu [..]igen oder sie zu verbergen; vielleicht auch um nur seinen Hang [..] öffentlichem, feyerlichem Gepränge zu befriedigen, ließ er sich [..]ch Mitternacht dreyßig Messen zu Ehren des heiligen Geistes [..]en. Erst am andern Morgen verließ Kola die Kirche. Indeß [..]tte sich das Volk, und besonders die Verbündeten versammelt, [..] der Wunsch nach Neuerungen, oder die Liebe zum Vaterlan[..] und die Hoffnung, sein Regiment zu verbessern, oder Eitel[..]t und die Sucht nach eigener Vergrößerung, dem Notar zu[..]führt hatte.

Als nun dieser in vollständiger Rüstung, aber mit unbedeck[..]n Haupte, aus der Kirche trat, empfing ihn eine große Zahl [..]n Jünglingen, die sich an ihn, unter lautem Zuruf anschlos[..]. Es begann hierauf eine feyerliche Prozession.

Drey Fahnen wurden vor dem Notar hergetragen. Die er[..]ste und größte war die Fahne der Freyheit, von rother Farbe, mit Gold gemahlt. Rom befand sich darauf, sitzend auf zwey Löwen, eine Erdkugel und eine Palme in der Hand haltend. Auf einer zweyten von weißer Farbe — es war die Fahne der Gerechtigkeit — war der Apostel Paulus abgebildet, stehend, das Schwert und die Krone der Gerechtigkeit in den Händen haltend. Auf der dritten war der heilige Petrus zu sehen, er trug die Schlüssel des Friedens und der Eintracht. Auch wurde die Fahne des Ritters St. Georg, aber, weil sie alt war, mit einem Überzuge umgeben, vorgetragen.

So zog Kola zu Ende des Aprills, im Jahr 1346, wegen des Ausgangs seines Beginnens besorgt, und nicht ohne innere Unruhe und Furcht, nach dem Capitol. Der Vicar des Papstes, die Sache des Notars wahrscheinlich für die des Papstes haltend, ging ihm zur Seite, und ein Gefolge von hundert Bewaffneten begleitete ihn.

Da versammelte sich das Volk in unglaublicher Menge. Kola bestieg den Rednerstuhl und hielt über die Noth und Sclaverey des römischen Volks, eine treffliche Rede, die er mit der Betheurung endigte, daß er forthin, aus Gehorsam gegen den Papst und zum Wohl des römischen Volks, sich willig jeder Gefahr Preis geben werde.

Nun ließ er die Gesetze vorlesen, die er zur Begründung einer bessern Verfassung der Stadt Rom entworfen hatte.

Sie gebothen, daß das Heerdgeld, die Einkünfte vom Salz, die Hafen- und Transitozölle, der Ertrag von Confiscationen, zur Herstellung einer bessern Staatsverwaltung verwendet werden; daß alle Schlösser, Brücken, Thore und Befestigungswerke Roms in der Gewalt des Staats seyn, und kein Baron irgend ein Schloß inne haben; daß für jeden Stadtbezirk 100 Mann zu Fuß und 25 Mann zu Pferde im Solde der Republik gehalten; daß zur Beschützung des Handels Schiffe ausgerüstet werden; daß die Erben eines jeden Römers, der im Kriege für die Stadt Rom fallen würde, eine Vergeltung aus dem öffentlichen Schatze empfangen; daß Witwen und Waisen und die armen Klöster aus der römischen Kammer unterstützt; daß in jedem Districte der Stadt ein Magazin angelegt und zu gelegener Zeit mit Getreide angefüllet werden; daß die Baronen für die Sicherheit der Landstraßen, und, bey Strafe von 100 Mark Silber, für die Zufuhr von Lebensmitteln sorgen, keine Räuber und Verbrecher aufnehmen, alle Städte und Ländereyen auf dem Gebiethe der Stadt Rom — die Gränzen dieses Gebieths behielt Kola seiner oder der Bestimmung des Glücks bevor — nach den Gesetzen des römischen Volks regiert werden; daß jeder Mord ohne Nachsicht mit dem Tode bestraft; kein Proceß verzögert und jeder innerhalb 15 Tagen entschieden werden; aber auch jeden, der den andern fälschlich angeklagt, eben die Strafen treffen sollten, die dem Angeklagten hätten zu Theil werden müssen, wenn er schuldig befunden worden wäre.

Dieß sind einige der Gesetze, welche die verlesene Urkunde enthielt, die von dem hocherfreuten Volke mit großem Jubel aufgenommen wurden.

Alles hob die Hände empor und verlangte, daß Kola zugleich mit dem päpstlichen Legaten das Regiment von Rom empfangen möchte. Willig, und die Volksstimme als Gottes Stimme ehrend, fügte sich der Notar in das Verlangen des Volks, das ihm hierauf die höchste Gewalt so freudig ertheilte, als er sie empfing, indem es ihm das Recht verlieh, zu verdammen und

lossprechen, Ehren und Würden zu ertheilen und am Leben zu strafen, Bündnisse zu schließen, die Gränzen des römischen Gebieths zu bestimmen und die Gerichtsbarkeit in dem Umfange dieses Gebieths auszuüben.

Kaum war die Nachricht von dieser Begebenheit nach dem Schlosse Corneto an Stephano Colonna gekommen, als er schleunig nach Rom zurück ritt.

Hier erklärte er auf öffentlichem Markte, er verwerfe alles, was in seiner Abwesenheit geschehen sey. Aber er erfuhr den Wechsel menschlicher Dinge: seinen Worten fehlte der Nachdruck der Macht, und er hatte das Ansehen verloren, das er noch vor kurzem durch Adel und Würde genossen, und, auf welches sich verlassend, er die kecke Erklärung gegeben hatte. Er ahnete dieß noch nicht; daher, als er am frühen Morgen des folgenden Tages von Kola den schriftlichen Befehl empfing, Rom sogleich zu verlassen, zerriß er ihn in tausend Stücke, die er in den Wind ausstreute und dazu im höchsten Unwillen ausrief: „Wenn dieser Narr mich zum Zorn reizt, so laß ich ihn aus den Fenstern „des Capitols herabstürzen." Kola erfuhr diese Drohungen, und erwiederte unmächtige Worte mit raschen Handlungen. Er ließ die Sturmglocken läuten, wüthend lief das ganze Volk zusammen. Jetzt erst erkannte Stephano die Gefahr, in welcher er sich befand und die immer größer wurde. Er bestieg sein Pferd und entfloh aus Rom, von einem einzigen Diener begleitet, der ihm zu Fuße nachfolgte. Seine Flucht war so eilig, daß er kaum vor dem Thore so lange verweilen durfte, um sich durch ein wenig Brod zu erquicken. Er war schon ein Greis, als er so nach Präneste, wo sein Sohn und sein Enkel war, flüchtete, und ihnen sein Unglück klagte.

So lernte Stephano seine Ohnmacht und sein entflohenes Ansehen in denselben Augenblicken kennen, in welchen Kola erfuhr, was er über das Volk vermöge.

Er machte einen entschlossenen Gebrauch davon. Er geboth allen römischen Baronen, deren Gesinnungen Stephano laut genug ausgesprochen hatte, sogleich Rom zu verlassen und sich auf ihre Güter zu begeben. Augenblicklich befolgten die Baronen diesen Befehl.

So hatte Kola seine furchtbarsten Nebenbuhler überwunden, und nun eilte er, sich durch Anhänger, die ihm ihr Glück zu verdanken hatten, zu verstärken, und das Volk enger und fester an sich anzuschließen. Denn schon am folgenden Tage bestellte er die öffentlichen Beamten. Er besetzte alle Brücken, die im Umfange der Stadt Rom sich befanden, und schreckte alle durch die Strafen, die er über viele verhängte. Er ließ bald diesen, bald jenen gefangen nehmen, ohne Barmherzigkeit einige kreutzigen, andere enthaupten, und richtete alle Angeklagte mit großer Strenge. Was er that, suchte er dem Volke zuzueignen, deßwegen hielt er öfters Volksversammlungen, und in diesen Reden, in deren einer er darauf antrug, daß er in dem Amte, welches er nun bekleidete, und in denen, welche er bis dahin geführt, bestätiget werde; auch bath er, daß das Volk ihm, m[...] dem Vicar des Papstes, den Titel eines Tribuns und des römischen Volks geben möchte.

Der Tribun bewies immer die lebhafteste Acht[...] Reinheit des Glaubens, und die größte Anhänglich[...] selben; er schärfte, bey schwerer Geldstrafe, die Pflich[...] ten ein, und indem er so über die ewige, wie über [...] Wohlfahrt des römischen Volks zu wachen suchte, [...] er die Winke, welche er von einer höhern Sendung [...] nem höhern Beruf zu der Würde gab, welche er emp[...] te. Auch suchte er diese Hoheit vorwurfsfrey zu mach[...] er sie mit dem päpstlichen Legaten zu theilen schien.

Anfangs hatte er, um das Volk zu gewinnen, [...] lem, was er gethan, auf den Papst berufen, und imm[...] päpstlicher Diener zu handeln gesucht; jetzt fing er an [...] die Autorität des Papstes aufzulehnen, indem er sich [...] würde von dem Volke verleihen ließ. Er theilte sie mit [...] lichen Legaten, den er dadurch, widersprechend genu[...] mit sich für einen Mann des Volks erklärte. Entwed[...] Kola absichtlich, oder es begab sich von selber, daß [...] des Legaten ganz gebrochen wurde, als er durch di[...] eines nichtigen, gehaltlosen Titels das Bekenntniß [...] gehöre die höchste Macht in Rom niemand anderm [...] Volke.

Die Baronen verbündeten sich gegen Kola und [...] von ihm eingeführte Staatsverfassung; aber sie waren [...] und gegen einander feindselig.

Der Tribun erfuhr dieß und sah ein, daß an ihre[...] keit jedes gemeinschaftliche Unternehmen und ihr Bün[...] tern müßte, und daß sie darum in seiner Nähe am [...] sten seyn würden. Er geboth ihnen daher, nach Ro[...] kehren.

Die stolzen Colonna's demüthigten sich zuerst [...] phanulo, Sohn des Herrn Stephano Colonna, wa[...] der in Rom erschien. Der neue Zustand der Dinge [...] ihn; was er sah, das flößte ihm Furcht und Bewun[...] Denn als er in den Pallast des Capitols trat, erb[...] in großer Zahl versammelte Volk, und wie jedem au[...] nigste Recht gesprochen wurde. Bald erschien auch [...] er war bewaffnet und geboth dem Herrn Stephanul[...] nen Eid auf das Crucifix und Evangelium, der neu[...] ten Verfassung Gehorsam zu versprechen und zu gel[...] nichts gegen den Tribun und gegen die Römer beg[...] er für die Zufuhr der Lebensmittel sorgen, die S[...] Landstraßen herstellen, weder Räuber noch andere [...] Menschen aufnehmen, Unmündige und Waisen be[...] nicht an den öffentlichen Einkünften vergreifen, auf [...] des Tribuns, bewaffnet und unbewaffnet, sich stelle[...] all nach den, von dem Tribun gegebenen Gesetzen ha[...]

(Die Fortsetzung folgt.)

Druckfehler im vorigen Blatte:

Seite 107 Spalte 2 Zeile 3 von unten hinauf, ist zu lesen, statt das 7te —, das 9te Armee-Corps.
— 109 — 1 — 24 ist die weiter zurück gehörige Anmerkung, also hinter sich rc. irrig gesetzt worden. Statt deren soll es heißen: franco fiel nie, weder im Vorrücken noch auf der Retraite, ein Treffen vor, sondern bey Venzone, Po[...] Alpon und auf dem Monte Cerrino, dann auf dem Rückzug an der Piave, bey Treviso und St. Daniele
— 111 — 1 — 5 ist nach Bassano ausgelassen: Edolo und Aprica im Veltlin.
— 112 — 2 — 10 steht Waffenruhm statt: Waffen.

Archiv
für
[G]eographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch den 11. und Freytag den 13. März 1812.

„Er war so tief in Blut hineingestiegen,
Daß die Gefahr dieselb', er mochte
Zurückeschreiten oder vorwärts gehn.
Seltsame Dinge wälzt sein Geist bey sich
Herum, die einen raschen Arm erfordern,
Und That seyn müssen, eh sie Worte sind.
Was blutig anfing, durch Verrath und Mord,
Das setzt sich nur durch blut'ge Thaten fort!"

Schiller.

Kola di Rienzo.

(Fortsetzung.)

[N]ach Stephanulo erschien Herr Rinaldo Ursino, dann Jo[ha]nn und Jordano, sogar Herr Stephano Colonna. Diesem [Be]yspiele folgten die übrigen Baronen, denn sie waren alle in [gr]oßer Furcht. Sie versprachen alle mit einem Eid dem Tribun [un]d seinem vortrefflichen Regimente Gehorsam, und gelobten [si]ch, ihre Schlösser und Vasallen zum Beystand der Stadt Rom. [S]ogar Franzesko Sabiello, Kola's Lehnsherr, versprach Ge[ho]rsam und Treue.

Diese glücklichen Ereignisse schienen den geraden Sinn des [T]ribuns nicht im mindesten zu beugen. Denn an demselben Ta[ge], an welchem und während er im Nahmen der Republik, die Huldigungen der Baronen empfing, fuhr er fort, über die [an]geklagten Gericht zu halten und ohne alle Schonung Recht [zu] sprechen, und für seine Anhänger und Gegner war immer [da]sselbe gleiche und unbestechliche Recht vorhanden. Nach den [B]aronen erschienen vor dem Tribun die Richter der Stadt, dann [di]e Notarien und die Kaufleute, und alle versprachen Gehorsam [de]n neuen Gesetzen und gelobten, das allgemeine Beste zu be[fö]rdern. Gleich nach den Baronen und nach ihrem Beyspiele, [ka]m jeder, wie ihn die Ordnung traf, friedlich und ohne Waf[fe]n, und schwur, daß er die eingeführte gute Regierung auf[re]cht erhalten wollte.

Es herrschte von nun an eine große Einigkeit; alle Befeh[du]ngen hörten auf; jeder schien der neuen Verfassung mit gan[ze]m Herzen beygefallen zu seyn.

Der Tribun veranstaltete nun in Rom eine große Consulta; [da]zu lud er die Fürsten und Städte Italiens, den Kaiser, Lud[wi]g den Bayer, und den Papst Clemens ein, und bath sie, ge[leh]rte und staatskluge Männer zu dieser Versammlung abzuord[ne]n, mit welchen er über alle Gegenstände einer weisen Staats[ve]rwaltung berathschlagen lassen wollte. Den Einladungsbrie-fen setzte er seinen Nahmen vor und gab sich prächtige Titel, indem er sich Tribunus Augustus, Kola, den Strengen und Gnädigen, der Freyheit, des Friedens und der Gerechtigkeit Tribun, den durchlauchtigen Befreyer der römischen Republik, den Beschützer Italiens und den Freund der Menschheit nannte: ein Titel, den er sich forthin immer beyzulegen pflegte. Er schilderte dann die gute und friedliche Regierung, die nun in Rom eingeführt sey, und versicherte, daß der Weg dahin, der noch vor kurzem so gefährlich gewesen, nun frey und sicher sey. Am Schlusse seiner Briefe lehnte er das, was in Rom geschehen war, indem er es dadurch — absichtlich oder zufällig — noch mehr erhob, von sich ab, und ermahnte jeden, Gott Lob und Dank für so große Wohlthaten darzubringen.

Von seiner Gelangung zum Tribunate an, war Kola sehr thätig; er stellte viele Kanzellisten und Secretarien an, welche Briefe entwerfen mußten, den berühmtesten Männern des römischen Gebieths gab er Ämter. Diese kluge Wahl verschaffte ihm ein großes Ansehen, weil die fremden Talente und Verdienste die seinigen zu werden oder zu erhöhen schienen. Seine Liebe zu äußerem Gepränge entwickelte sich immer mehr. Die öffentlichen Bothen, welche seine Briefe überbrachten, mußten in einem Aufzuge erscheinen, der zugleich den Zustand der neuen Regierung ankündigen, und einen Beweis der öffentlichen Sicherheit, welche durch sie gestiftet worden war, ablegen sollte oder konnte. Diese unverletzlichen Staatsbothen waren unbewaffnet und trugen hölzerne, bemahlte und versilberte Stäbe in der Hand. Sie wurden in großer Zahl ausgeschickt. Wo sie hinkamen, wurden sie freudig aufgenommen, geehrt und beschenkt. Einem, der an den Papst und an den Cardinal Johann Colonna nach Avignon geschickt worden war, wurde eine hölzerne Pilgertasche verehrt, die mit gediegenem Silber überzogen und mit dem Wappen des römischen Volks, des Papstes und des Tribuns verziert war, um gleichsam die Einigkeit und das Einverständniß des letztern mit den erstern auszudrücken. Er [illegible]

nach seiner Zurückkunft in Rom, daß sein Stab, den er durch Wälder und auf der öffentlichen Landstraße vor sich hergetragen, von dem, in Haufen zusammenströmenden Volke unter Freudenthränen und mit Frohlocken geküsset worden sey, weil nun einmahl die Wege sicher und auf den Landstraßen keine Überfälle von Räubern zu befürchten wären.

Zu diesem Lobe gab der Tribun allerdings Anlaß, indem er, in der Absicht allgemeines Schrecken zu verbreiten, einen der angesehensten Männer, der die Ursini's und einige Cardinäle zu Anverwandten hatte, aber seinen Adel zu Gewaltthätigkeiten und Räubereyen gemißbrauchet, und ein gestrandetes Schiff geplündert hatte, verhaften ließ. Dieß war Martino de Puorto, der vor kurzem geheirathet hatte und gerade krank war; aber weder sein Rang, noch diese Umstände konnten ihm einige Schonung verschaffen, und er wurde mit schreckenden Feyerlichkeiten vor dem versammelten Volke zum Tode verurtheilet. Denn auf den Knien und mit auf den Rücken gebundenen Händen mußte er sein Urtheil anhören. Kaum die Zeit zur Beichte seiner Sünden wurde ihm vor seiner Hinrichtung bewilliget, und man trieb die Unmenschlichkeit so weit, daß er auf dem Capitole an einem Orte gehänget wurde, wo seine Frau ihn aus ihren Fenstern sehen konnte; zwey Tage hing sein Körper an dem Galgen.

So regierte Kola mit Härte gegen die Großen; gerechter gegen das Volk, überall aber beflissen, gerecht mit Gepränge zu seyn, unparteyisch gegen alle zu scheinen und durch Beyspiele zu schrecken. Er ließ zwey Schreiber aus dem angesehensten Bürgerstande als Falsarien gefangen nehmen, ihnen öffentlich eine Schandmütze aufsetzen, und dictirte ihnen eine Geldstrafe von tausend Pfunden. — Ein öffentlicher Bothe, den er nach Neapel geschickt hatte, wurde auf dem Backen gebrandmarkt, weil er Geld als Bestechung, oder vielleicht nur als Belohnung empfangen hatte. — Ein anderer öffentlicher Bothe, der einen Brief an den Tribun überbrachte, wurde, als er des Nachts in der Herberge schlief, ermordet und seines Geldes beraubt. Den Mörder ließ der Tribun gefangen nehmen und lebendig, zugleich mit dem Leichname des Ermordeten begraben. — Pietro de Agapito, der vor kurzem das Amt eines Senators verwaltet hatte, wurde, da er eines Verbrechens beschuldiget war, wie ein Räuber zu Fuß durch seine Trabanten vor den Gerichtshof gebracht. — Eine strenge Aufsicht über die Handwerker wurde eingeführt, besonders über die, welche die Lebensbedürfnisse lieferten, und auch dadurch wurde für die letztern gesorgt. — Unter den Abgesandten, welche häufig nach Rom kamen, als sich der Ruf von den Thaten des Tribuns auszubreiten anfing, war auch ein Mönch, den eine benachbarte Stadt abgeordnet hatte. Während er eines Tages in einem Wirthshause speisete, hatte er seinen Mantel im Vorzimmer liegen lassen, wo er ihn nach Tische nicht mehr finden konnte, weil er indessen gestohlen worden war. Der Mönch gerieth mit dem Wirthe in Wortwechsel. Der letztere gab vor, es sey ihm der Mantel nicht übergeben worden. Der Mönch ging nun zu dem Tribun, erzählte ihm den Vorfall und sagte: „Herr! ich bin ein Mönch, der aus seinem Kloster verschickt wur„de. Ich ließ meinen Mantel im Vorsaale liegen, weil ich glaub„te, daß unter Deiner Regierung Alles gesichert sey; dennoch ist „er mir gestohlen worden." Der Tribun antwortete ihm: „dein „Mantel soll dir unverloren seyn!" Er ließ einen andern, von gleicher Farbe mit dem verlornen machen, und geboth eine strenge Untersuchung. — Als in dem Bezirke des Schlosses Capranica, auf offener Landstraße, ein Eseltreiber beraubt war, und sein Maulthier, mit einer Ladung Öhl, die verloren hatte, so schickte Graf Bertollo, Inhaber des ses Capranica, um seine rechtliche Denkungsart und sei fer für die öffentliche Sicherheit zu beweisen, vielleicht Verdacht einer eigenen Störung derselben von sich ab — 30 Florenen zum Ersatz des Schadens und 400, als dictirte, freywillige Strafe nach Rom; weil er für die che Sicherheit nicht genug gesorgt habe. — Einige Rä Herr Stephano Colonna aufgenommen hatte, ließ de gefangen nehmen und mit dem Galgen bestrafen.

Indem er Strenge übte, suchte er Schonung zu einzuflößen. Er ließ ein Gerichts- und Friedenshaus, der Gerechtigkeit und Eintracht errichten. Auf demselben eine Fahne des heiligen Paulus aufgesteckt. Ein entblöß gen und eine Siegespalme war in dieselbe gemahlt, um kündigen, daß Gerechtigkeit und Religion, im Bündniß ander, den Sieg davon getragen hätten.

Er gewann aller rechtlichen Männer Beyfall, indem Friedensrichtern rechtschaffene und volksbeliebte Bürger Hause vorsetzte, das bestimmt war, die Streitigkeiten der ger beyzulegen und der Privatrache Einhalt zu thun, Gefühl eigener Würde und eigenen Rechts zu schwächen war ein besonderes Verfahren vorgeschrieben. Die Streit mußten in dem Friedenshause erscheinen und Bürgen stellen, sie Frieden halten wollten, während ihre Sache verhandelt de. Nun mußte der Anlaß der Streitigkeit und der Beleidigte durfte dem Beleidiger eben das als auflegen, womit er selber beleidiget worden war; er ihm aber vollkommene Vergebung wiederfahren lassen.

So hatte sich's einmahl begeben, daß ein Römer andern ein Auge verloren hatte. Der Schuldige kam auf den Stuffen des Capitols nieder; auch der Unglück schien. Diesen bath unter Thränen und beschwor bey ligen der Beleidiger, daß er ihm vergeben möchte. Hier er sein Angesicht ruhig dar, damit ihn sein Gegner len eines Auges berauben möchte; aber das Mitleid diesem stärker als die Nachsucht; er erließ die Strafe

In bürgerlichen, wie in Kriminalsachen, wurde Geschwindigkeit und Strenge Recht verwaltet.

Wie das Gerichtswesen, so bekam auch die römi durch den Tribun eine neue Verfassung.

Jeder Stadtbezirk erhielt 30 Reiter, die so woh und bewaffnet waren, daß sie Rittern glichen. Auch eben so schönes und wohlgerüstetes Corps zu Fuß erri ches Fahnen nach den verschiedenen Abzeichen der St empfing. Diese Miliz bestand aus auserlesenen, gut und wohl bewaffneten Jünglingen; 1300 dienten zu zu Pferde; alle empfingen Sold und hatten einen Eid ablegen müssen, sich auf das erste Zeichen mit der Glo sammeln.

Diesen Anordnungen suchte der Tribun Kraft zu geben, durch Einführung einer bessern Finanzverfa le, die sich sonst den öffentlichen Abgaben entzogen hat ten sie nun entrichten. Er bestellte öffentliche Einne überall das Heerdgeld, eine von Alters her gewöhnl be, sowohl in Rom als in der Gegend umher eintrei ten. Die Städte und das Land zeigten sich auch willig

=selben. Die Vasallen der Baronen, sogar die Städte, und Dörfer Campaniens, der Seeküste und eines Toscana, unterwarfen sich dieser Abgabe; wie über= Adel und die Städte um Rom alle Verfügungen wil= n, welche der Tribun an sie erließ.

iglich wurden nun große Summen nach Rom ge= che die Einwohner der umherliegenden Städte und endeten, und wodurch die neue Verfassung immer rheit und Nachdruck, und Kola immer mehr Gewalt

diese neue Ordnung der Dinge wurden Räuber, d alle die, die sich eines Verbrechens bewußt waren ses Leben führten, in Furcht und Schrecken gesetzt. daß sie nur in der Flucht ihr Heil finden und den tgehen könnten, die täglich andere Verbrecher trafen. rließen nun Häuser, Äcker, Weinberge, Weiber und so wurden, durch Kola's Anstalten, die Verbrecher Gebiethe Roms vertrieben. Die öffentliche Sicherheit l wieder auf. Die Wälder sogar, rühmte man, wä= er und verbärgen in ihren Schlupfwinkeln keine Räu=

ndleute konnten ruhig ihre Felder bestellen, die Wall= n wieder an, die heiligen Örter um ihres Seelen= zu besuchen; die Kaufleute konnten wieder ruhig ih= treiben; die Fuhrleute konnten ihre Fracht auf der Landstraße abladen und liegen lassen, und fanden sie, , unverletzt und unangetastet, wenn sie zurück ka= wieder aufzuladen. — Schrecken und Furcht hatte einen Tyrannen gelähmt, welche ganz zu unterdrü= vernichten, Kola besonders zur Absicht gehabt hat= konnte nun, bey Tag und Nacht, mit der größten auf offener Landstraße reisen; niemand wagte es, führen; sogar einen Sclaven leicht zu schlagen, unter= n Herr.

ugen waren auf den Tribun gerichtet, in aller Mund ; alles war begierig, ihn zu sehen.

nblick flößte Schrecken ein. Jedem, der sich ihm nah= er eine treffende Antwort und geschwinder, als man nte, daß er den Antrag des Bittenden vernommen

dliebenden Bürger waren hoch erfreut, und wähn= der vorigen Sclaverey erlöset. Viele weinten Freu= über des Tribuns Thaten und bathen Gott, daß sei= gen und Unternehmungen immer auf so gute Pla= seyn möchten.

uch diese Züge, welche ein gleichzeitiger Schriftstel= mehr rednerische als historische Schilderungen seyn, die Ereignisse jenes Zeitalters als die Begriffe ent= n, die es sich von einem guten Regimente machte: ch in so fern historisch wahr, als sie die gute Mei= ücken, die man überall von dem neuen, durch den om eingeführten Regimente hatte.

f nannte ihn den weisesten Mann, und dieser Ruf überall aus.

nonienser, erzählt man, sey lange Zeit ein Sclave von Babylon gewesen, und sey, um der wieder reyheit recht froh zu werden, nach Rom, gleichsam der Freyheit geeilet, und hier habe erzählt, dem Sultan sey die Nachricht zugekommen, daß in der Stadt Rom der geachteste Mann das Regiment überkommen habe.

Der Tribun genoß dieses Ruhms und der Auszeichnung, die ihm seine Würde verschaffte, oder die er sich um derselben willen selbst zueignete. — Gerade nach der Hinrichtung des Martino de Puorto fiel das Fest St. Johannis des Täufers. Am frühen Morgen strömte das römische Volk zu der St. Johannis Kirche. Auch der Tribun ritt mit einem großen Gefolge von Rittern, wie ein König, auf einem weißen Zelter dahin. Er hatte ein weißes Kleid an, das mit Seide gefüttert und mit Pelzwerk verbrämt war. Sein Anblick zeigte Pracht und Anstand, und geboth Schrecken. Vor ihm gingen 100 seiner bewaffneten Söldlinge; eine Fahne schwebte über seinem Haupte; Männer und Weiber strömten, wie immer wenn er sich öffentlich zeigte, begierig zusammen, um ihn zu sehen.

An einem andern Tage besuchte er die St. Peterskirche. Sein Aufzug war noch prächtiger und schien das, nach immer größerer Auszeichnung ringende Gemüth des Tribuns noch deutlicher darzustellen, als alles, was er zuvor gethan hatte. Eine Cohorte gewaffneter und geschmückter Reiter eröffnete diesen Aufzug des Tribuns; dann folgten die verschiedenen Ordnungen der öffentlichen Beamten, der Richter, Notarien, der Kämmerer, Kanzellisten, Secretarien des Senats, der Friedensrichter und der Syndiken. Es herrschte das tiefste Stillschweigen. Vier Marschälle gingen dem Johann de Allo voraus, der eine silberne und vergoldete Schale trug, auf welcher ein Opfer lag, wie es gewöhnlich ein römischer Senator darzubringen pflegte. Dann folgten wieder Reiter, auf diese Trompeter, die mit silbernen Trompeten bliesen, welche einen lieblichen und prächtigen Ton gaben. Hierauf kamen die Gesetzesherolde. Bucco Jubileo ging hinter ihnen, allein, und trug in der rechten Hand das entblößte Schwert der Gerechtigkeit. Unmittelbar vor dem Tribun ging Liello Magliore, von zwey Männern begleitet, wovon jeder einen Geldbeutel trug, aus denen er, nach kaiserlicher Sitte, Geld auswarf. Endlich kam der Held des Festes, der Tribun selbst. Er hatte ein seidenes, grün und gelbes Kleid an, das mit Pelzwerk verbrämt war. In der rechten Hand hielt er einen stählernen, glänzend=polirten Stab, auf dem ein silberner und vergoldeter Reichsapfel war, aus welchem ein goldenes Kreutz in die Höhe ging, das eine heilige Reliquie, nähmlich einen Span des heiligen Kreutzes einschloß, und auf der einen Seite die Inschrift hatte: „Gott;" auf der andern: „Der heilige Geist." Hierauf folgte Cecco de Alesso, der über dem Haupte des Tribuns nach königlicher Weise, eine Fahne schwang. Diese Fahne war weiß, in der Mitte zeigte sich die strahlende Sonne, umgeben von einem Firmamente mit silbernen Sternen. Oben schwebte eine weiße Taube, die einen aus Öhlzweigen geflochtenen Kranz im Schnabel trug. Den Tribun umgab rechts und links ein Gefolge von 50 Vasallen, unter denen einige mit ausländischer Kleidung und Rüstung waren. Ein langer Zug von Männern aus allen Ständen folgte; alle unbewaffnet beschlossen sie den Zug.

In dieser Glorie näherte sich der Tribun, von allen Seiten begrüßt, den Stufen der Peterskirche. Hier empfing ihn der Clerus. In festlicher Kleidung war ihm dieser mit dem Crucifixe und mit dem Rauchfasse unter Anstimmung einer Hymne, bis an die Stufen der Kirche entgegen gegangen.

Unter allgemeinem Jubel trat der Tribun in die Kirche, und im Genusse dieses Gepränges ging er zum Altar, [illegible]

die Knie nieder und verrichtete sein Gebeth, hocherfreut über den Pomp, der ihn auf seinem Zuge umgeben hatte, und über das andächtige Gepränge, das er vor dem Altare kniend gab; vielleicht am meisten von dem, was darauf folgte; denn, nachdem er seine Andacht verrichtet hatte, kam der ganze Clerus und empfahl demüthig und flehend, alle Besitzthümer des heiligen Apostels Petrus seinem Schutze.

Wie er an diesem Tage die Bitten der römischen Geistlichkeit angehört hatte, so hörte er am folgenden die Bitten der Witwen, Waisen und Armen an, zu deren besondern Beschützer ihn die Urkunde erklärt hatte, welche die Verfassung des neuen Regiments und des guten Zustandes schilderte.

Kola hatte nun das Finanzwesen verbessert, eine Miliz gebildet, den zuvor aus Rom verbannten Adel unter seine Augen zurück berufen, einigen sogar, nähmlich den Herren Stephano Colonna und Jordano de Marino gebothen, sich nicht von dem Capitole zu entfernen.

Wer nun seinen Gebothen nicht gehorchte, zeigte sich als einen offenbaren Rebellen zu einer Zeit, da Stadt und Land, Adel und Bürger, Geistliche und Layen, freudig und mit Frohlocken die Verordnungen des Tribuns empfingen, und Rom von den umherliegenden Ländern von neuem als ihre Beherrscherinn angesehen wurde.

Mit großer Sicherheit konnte nun der Tribun seine Macht gegen die Wenigen prüfen oder zeigen, die wirklich ungehorsam blieben. Einer von diesen war Janno da Vico, Präfect und Regent von Viterbo. Oft war er aufgefordert worden, in Rom zu erscheinen, aber immer vergebens. Der Tribun entsetzte ihn daher in feyerlicher Volksversammlung seiner Würden, erklärte ihn für einen Parteystifter, der sich römischer Besitzthumer bemächtiget habe, und beschloß gegen ihn den Krieg. Dieser Krieg wurde, nach der damahligen Sitte, mehr durch Verheerungen, als durch Gefechte geführt.

Kola Ursini wurde von dem Tribun zum Heerführer bestellt, und ihm, da er noch ein Jüngling war, Herr Jordano Ursini als Rathgeber zugeordnet. Viele Hülfstruppen verstärkten das Heer des Tribuns, das aus 1000 Reitern und 6000 Mann zu Fuß bestand, und bey dem sich viele römische Baronen, auch die Compagnien der Perusciner, Todiner und Narginieser befanden.

Dergestalt mächtig und dem Feinde furchtbar, belagerte es die Stadt Vetralla, verheerte die Ebenen um dieselbe bis gen Viterbo durch Plunderung und Brand, und setzte alles in Schrecken. Vielleicht dadurch, vielleicht durch die Furcht vor dem Tribun bewogen, beschlossen die Einwohner, ihre Stadt freywillig zu übergeben, ob sie gleich alle Belagerungswerke und Maschinen der Römer in einer Nacht zerstöret, und ein festes Schloß hatten, das die Römer nie würden eingenommen haben.

Um die Verheerungen der Ländereyen, die nun von neuem begannen, selbst zu leiten, beschloß Kola, sich zu seinem glücklichen und siegreichen Heere in das Lager zu begeben. Als dieß der Präfect von Viterbo erfuhr, schien ihm eine freywillige Unterwerfung rathsamer zu seyn als die Fortsetzung des Krieges. Ein Mönch, Bruder Acuto de Assisi, war der Friedensgesandte und Vermittler zwischen dem Präfect und den Römern. Es schien, als ob er — den Charakter des Tribuns richtig beurtheilend — den Erfolg seiner Gesandtschaft von der Feyerlichkeit sich versprach, mit welcher er öffentlich erschien. Der Tribun hielt eben eine Rede an das Volk. Auf einmahl erblickte man eine Menge Volks, das hinter dem Bruder Acuto herzog, weißen Kleidern auf einem Esel mit einer weißen Deck einen Kranz von Öhlzweigen auf seinem Haupte hatte, Öhlzweig in der Hand trug, und sich so dem Markte n Als er vor dem Tribun erschien, sagte er: „Von nun an „Dir das Schloß Respampano wieder, ich gebe Dir es z Der Präfect kam nun selber nach Rom, und ging auf da pitol. Die Thore desselben wurden hierauf geschlossen; di cken geläutet, das Volk versammelte sich in großer Männer und Weiber. Der Tribun hielt eine Rede, w verkündigte, daß Janno da Vico gekommen sey, um und dem römischen Volke zu unterwerfen.

Den Unterworfenen suchte er nun auch zu gewinne übertrug ihm daher von neuem die Würde eines Präfect der Bedingung, alles dem römischen Volke zurückzugeb er in Besitz genommen hatte. Dieß geschah. Das römis besetzte das Schloß Respampano, bestellte römische E nehmer und kehrte dann, mit Öhlzweigen bekränzt, n zurück.

Nach dem Beyspiele des Janno da Vico unterw mehrere Schlösser und Länder, die bis dahin noch wid hatten: das reiche und wohl befestigte Schloß Cere, M nahe bey Tibur, Vitorsiana bey Viterbo, das Schloß vita vecchia, Piglio in Campanien und Puorto an de Auch kamen die Schlösser, die Päße und die Brücken die Gewalt des Tribuns.

Überall suchte Kola Gewalt und Schonung zu ve mit der verwegenen und selbstgefälligen Hoffnung, J ein großes Gemeinwesen unter Roms Hoheit zu vereini Parteyen und sogar Männer zu gewinnen, die ihm ab auch wohl von ihm gedemüthiget, und durch seine, v hohen Abkunft gerechtfertigten Anmaßungen, durch und durch seine Macht beleidiget waren.

Wie er gegen Janno da Vico gehandelt hatte, s sich auch gegen die hohe, übermächtige und von ihm s abgewürdigte Familie der Colonna's, indem er an J lonna den Oberbefehl gegen Campanien übertrug, den Grafen von Fonni, Janno Gajetano, die sich h widersetzten, aber auch bald darauf unterwarfen.

Jeder, der sich eines Verbrechens bewußt war, Furcht und Schrecken gesetzt. Einige flehten um Schon dere verzweifelten und zitterten, die Gerechtigkeit war wieder zu Kräften gekommen, und der Ruf von des Thaten war überall so groß, als die Entschlossenheit, m er zu handeln fortfuhr.

Die Einwohner aus den entlegensten Städten und kamen nach Rom, und brachten Klagen an; seiner g Trost und Hoffnung von dem Tribun, zahllose Anre wurden an ihn gerichtet, und zahllose Straferkenntni und seinen Amtleuten gegeben. Die Anzahl der Frem nach Rom kamen, wuchs täglich, die Hospitien waren a den angefüllt, verfallene und verlaßene Häuser wurde aufgebauet. Rom war lachend und blühend geworden, in bessere Zeiten zurückgekehrt zu seyn.

Der Tribun empfing zahlreiche und feyerliche Gesa ten. Prächtig und [illegible] war die der [illegible]

lletri, Pistoja, Faligni und Ascesi kamen ebenfalls Ge-
iaften. Nur die angesehensten und würdigsten Männer,
durch Anstand und Betragen, Beredsamkeit und Weis-
szeichneten, wurden zu Gesandten gewählt. Die Gemein-
ser Städte und Campaniens unterwarfen sich dem Re-
: des Tribuns, das überall als gerecht gepriesen wurde.
tädte des Patrimoniums huldigten freywillig; sogar das
on Cajeta, das zuvor nie die Oberherrschaft der Kirche
inen wollte, schickte an Kola Gesandte und 10,000 Flore-
nd erboth sich, ihm auf jeden Wink zu Diensten zu seyn.
enetianer schlossen ein Bündniß mit den Römern und ge-
in einer Urkunde, von der bleyerne Siegel herabhingen,
en Gütern und Personen die ruhmwürdige Regierung des
s zu unterstützen. Herr Luchini, Regent von Mayland,
an Kola, ihm vertraulich eröffnend, daß die Maßregeln
peisen Regierung darin bestünden, die Baronen mit Vor-
n Zaum zu halten und zu unterdrücken. Die lombardi-
legenten, welche die erste Aufforderung des Tribuns, sich
nischen Republik zu unterwerfen, verachtend und mit Hohn
jewiesen hatten, schickten nun, nach reiferer Überlegung,
he Gesandtschaften an ihn. Dieß thaten Herr Taddeo de
oli von Bologna, der Marchese Obizo von Ferrara, Ma-
e la Scala von Verona, Filippino de Gonzaga von Man-
di Signori de Carrara von Padova, in Romagna Herr
:sco de li Ordelaffi de Forli, Herr Malatesta de Armino
och mehrere lombardische Regenten. Aus dem Königreiche
l schrieb ihm der Duca de Durazzo einen Brief mit der
hrift: „Unserm geliebtesten Freunde," und sicherte ihm sei-
Beystand zu. Herr Aloysio, Fürst von Taranto, und an-
irstliche Personen schrieben aus diesem Reiche an den Tri-
Der Papst ermahnte ihn in einem besondern Briefe, seine
he Regierung ferner fortzusetzen. Viele Prälaten schrieben
ithen ihn, sich ferner ganz der Kirche zu widmen und zu
versen, die sie eine zärtliche und liebe Mutter nannten,
ihre Brust jedem ihrer Kinder darreiche. Philipp von Va-
König von Frankreich, schickte ihm einen vertraulichen
in italienischer Sprache, der gerade, erzählen die Geschicht-
er, mit eben der Einfachheit geschrieben war, mit welcher
damahls die Kaufleute an einander zu schreiben pflegten.
Der Tribun schien, um des Rufes seiner Tugenden und sei-
Gerechtigkeit willen zum allgemeinen Schiedsrichter der
und über die großen Welthändel geworden zu seyn. So
e der deutsche Kaiser, Ludwig der Bayer, heimlich eine Ge-
schaft an ihn, und ließ ihn inständig bitten, daß er ihn
er Kirche aussöhnen möchte, da ihm nichts fürchterlicher
ls der Gedanke, daß ihn der Tod übereilen könnte, wäh-
r von ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen sey. Der König,
ig von Ungarn, beschickte den Tribun ebenfalls mit einer
ichen Gesandtschaft. Ihr gingen Bothen voraus, welche sie
den Auftrag, den sie hatte, vorläufig anmelden mußten.
verkündigten, daß sie den Tod des Königs Andreas von
en rächen wollten, und erbathen sich dazu den Rath und
Hülfe des Tribuns. Die Nachricht, daß dieser König von
: Baronen grausam ermordet worden sey, hatte sich gerade
m verbreitet und war der Gegenstand des allgemeinen Ge-
s. Der Tribun führte die Gewaltbothen vor die öffentliche
versammlung, um ihnen in derselben die Antwort auf ih-
Antrag zu ertheilen, und dadurch das, was er beschloß, zu
einem Beschlusse des, durch dieses öffentliche Gepränge unterhal-
tenen und geschmeichelten Volks zu machen.

An demselben Tage, als dieß geschah, wurden gerade eini-
ge Verbrecher durch verdiente Todesstrafe hingerichtet. Hierauf
ließ sich Kola seine Tribunenkrone aufsetzen und nahm seinen sil-
bernen Reichsapfel, auf dem sich ein Kreutz befand, in die Hand.
Diesen Zeichen der Hoheit, die er nach und nach angenommen
hatte, entsprach die Rede, die er nun hielt. „Ich will," sprach
er, „die umherliegenden Städte in Gerechtigkeit regieren, und
„die Völker mit Billigkeit." Hierauf wandte er sich an das Volk:
„Sehet hier," sagte er, „die Gewaltbothen des Königs von Un-
„garn! sie fordern Gerechtigkeit wegen des Todes eines unschul-
„digen Königs." Die Königinn Johanna, die Gemahlinn des
unglücklichen Königs Andreas, schrieb an ihn aus derselben Ur-
sache, und schickte seiner Gemahlinn Geschenke an Geld und
Edelsteinen. Auch der Fürst von Tarent sandte eine glänzende
Gesandtschaft an ihn. Sie bestand aus einem Erzbischof, einem
Ritter und einer Gerichtsperson, und hatte ein ansehnliches Ge-
folge. Der Erzbischof, zugleich Magister der Theologie, machte
den Wortführer. „Der Fürst von Tarent," sagte er, „schickt
„uns, um die alte Freundschaft zu erneuern." Im Nahmen des-
selben wünschte er dann dem Tribun Glück zu der übernomme-
nen Regierung, und bath, des Fürsten Beystand versprechend,
daß der Tribun und die Römer sich dem Könige von Ungarn
widersetzen möchten, der in kurzem angezogen kommen würde,
um das Königreich Apulien mit Feuer und Schwert zu verhee-
ren. Rasch, heftig und ohne sich erst zu besinnen, antwortete der
Tribun: „Die Waffen und der Krieg mögen ferne von uns, und
„zu Land und zu Wasser möge Friede seyn!" Er verwirrte durch
diese bestimmte und schnelle Antwort den Redner der Gesandt-
schaft so, daß er weiter zu sprechen nicht vermochte. „Sobald
„wir," fuhr nun der Tribun fort, „mit dem Volke Rath gepflo-
„gen haben werden, wollen wir Euch Antwort ertheilen."

Hierauf ließ der Tribun Gericht über die angebrachte Sa-
che halten. Auf der einen Seite erschienen Ankläger im Nahmen
des Königs von Ungarn, auf der andern Vertheidiger der Kö-
niginn Johanna. Die ersten bathen inständig um Recht und Ge-
rechtigkeit für ihren König; die letztern behaupteten, die Köni-
ginn Johanna sey unschuldig an der Ermordung ihres Gemahls.
Nur desto heftiger klagten hierauf die Gegner über das himmel-
schreyende Verbrechen, und forderten desto dringender Rache
und Strafe. Was die Advocaten beyder Parteyen anführten,
wurde zu Protocoll gebracht, und obwohl nichts entschieden
wurde, so vermehrte doch der Anstand und die ruhige Würde,
mit welcher der Tribun die Sache erörtern ließ, seinen Ruhm.

Als er sich durch den überraschenden Erfolg seiner Unter-
nehmungen so sehr beglückt sah, suchte er das, was geschah, sich
auch öffentlich zuzueignen. Daher wollte er eine Würde, auch
dem Nahmen nach, nicht mehr theilen, die er allein besaß, und
von welcher der päpstliche Legat nur einen leeren und ohnmäch-
tigen Titel hatte, wodurch er dennoch den Vorwurf der Allein-
herrschaft aufheben oder mindern konnte, der natürlich auf den
fallen mußte, welcher im Nahmen des römischen Volkes, nach
eigenem Gutdünken regierte. Kola entließ daher den päpstlichen
Vicar, der bis dahin Tribun des römischen Volks mit ihm ge-
wesen war, dieses Titular-Amtes.

Er konnte von nun an als ein offener Gegner des Papstes
angesehen werden, in dessen Nahmen und mit dessen Genehmi-

gung er bis dahin überall zu handeln gesucht oder vorgegeben hatte, um wahrscheinlich, unter des Papstes Autorität, diese zu brechen und seine zu befestigen. Diesen widrigen Eindruck suchte er zu vernichten; und was er auch begonnen hatte, um ihn unvermeidlich zu machen, so wollte er doch den Vortheil mit dem Papste einig zu scheinen, auf seiner Seite haben. Daher, als er dem päpstlichen Legaten die Würde eines Tribuns genommen hatte, ordnete er einen Gesandten an den Papst ab, der diesem von der Lage der Sache Nachricht geben, ihn von der Nothwendigkeit des geschehenen Schrittes unterrichten, und wahrscheinlich den, nun einzigen, Tribun dem Papste so ergeben schildern sollte, als noch vor kurzem der erste gewesen sey.

Als der Gesandte nach Rom zurück kehrte, berichtete er, daß der Papst und die Cardinäle an dem Tribune und an seinen Versicherungen sehr zu zweifeln anfingen.

Indeß wurde Kola's Ruhm und der Ruf seiner Thaten und seiner Macht täglich größer. Aus Zuneigung und Achtung oder aus Furcht, wurde ihm noch täglich durch häufige Gesandtschaft gehuldiget, und seine Freundschaft gesucht.

Schon als Notar hatte er, im Selbstgefühle seines Werths oder in Anwandlungen der Eitelkeit gesagt: er sey zu so hohen Dingen und zu einer so großen Würde berufen, daß seine Feder von Silber seyn müsse; auch hatte er sich nie einer andern und nie eines gewöhnlichen Kiels bedient. Dieses Vorgefühl seines hohen Werths schien sich nun zu rechtfertigen, als sein Ruhm überall erschallte und alle Zungen seines Lobes voll waren. Sonnetten-Dichter und Sänger, Höflinge und Buffonen priesen ihn; Gesänge und Gedichte wurden auf ihn und auf seine Thaten gemacht. Die Anhänglichkeit an ihn und die Begeisterung, die er einflößte, ging so weit, daß der Aberglaube mit Verwunderung eine Mißgeburt auf ihn deutete. Sie bestand aus zwey Körpern, die bis an die Brust zusammengewachsen und wovon der eine größer als der andere war. Man deutete jenen auf den Tribun, diesen auf die Baronen, deren und ihrer verderblichen Anarchie Überwinder der erste geworden war.

Aber während dieser hohen Lobpreisungen änderte sich sein Betragen immer auffallender. Denn als er zum Tribunate gelangte, lebte er sehr mäßig; bald aber fing er an, vielleicht bloß aus Eitelkeit, Vergnügen an Schmausereyen zu finden. Seine Tafel wurde mit den verschiedensten Speisen, Weinen, Leckereyen und Süßigkeiten besetzt. Er schlief in einem prächtigen Paradebette, das seine Zeitgenossen ein triumphmäßiges nennen. Mehrere Kammerdiener mußten des Nachts um ihn wachen. Sein Oberkleid war gewöhnlich scharlachroth und feuerfarbig, und als ob seine Mäßigkeit eine Folge oder Begleiterinn seiner Popularität gewesen sey, schreckte nun sein Blick einen jeden, den er traf. Wenn seine schöne und noch sehr junge Gemahlinn nach St. Peter ging, so hatte sie ein Gefolge von bewaffneten Jünglingen um sich; adeliche Frauen begleiteten sie, und Dienerinnen fächelten, um die Mücken zu verscheuchen, das Gesicht ihrer Gebietherinn. Ihr Onkel, Janno Roscio, war ein Barbier; der sein Gewerbe aufgegeben hatte, und, nach der Erhebung Kola's zum Tribun, zu großen Reichthümern gelangt war. Wenn er austritt, umgab ihn ein Gefolge von römischen Bürgern, und den übrigen Anverwandten des Tribuns wurde eine gleiche Auszeichnung zu Theil.

Kola haßte den Adel, und dennoch suchte er ihm zu gleichen und sich mit ihm zu verbrüdern. Daher wollte er eine Schwester, die vor kurzem zur Witwe geworden war, an einen Baron [illegible] Castella verheirathen.

Er ließ sich auf dem Capitole eine Kapelle erbauen, die mit eisernen und verzinnten Schranken umgeben war. Unter großen Feyerlichkeiten, bey vielen brennenden Kerzen und mit Musik, ließ er sich hier die Messe lesen. Er saß dabey, und um und neben ihm standen die Großen Roms ehrerbiethig und furchtsam. „Mit „niedergeschlagenem Blicke, die Hände über der Brust gekreuzt, „mit unbedecktem Haupte," sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller, „standen sie vor dem Tribun und zitterten; ach! wie zitterten sie!"

Aber diese prahlende Eitelkeit des Tribuns war begleitet und wurde bestraft durch eine, sich täglich vergrößernde Furcht vor Nachstellungen. Daher ließ er den Pallast des Capitols mit einem Walle und mit Palisaden umgeben. Alle Schlösser der Baronen in der Stadt mußten, auf seinen Befehl, niedergerissen und dem Erdboden gleich gemacht, und das Holzwerk davon, auf Kosten der Baronen, auf das Capitol gebracht werden. Als dieß geschehen war, wurde jedem, der die Würde eines Senators einmahl bekleidet hatte, und jedem Barone, eine Abgabe von 100 Florenen aufgelegt, um damit den Pallast des Capitols wieder aufzubauen.

Kola hatte ohne Blutvergießen, beynahe ohne Widerstand, die Herrschaft erhalten, nach der er gestrebt hatte; aber die rechtlose Willkühr hat keine Gränzen. Des Tribuns Verlangen nach äußerer Auszeichnung und nach dem Gepränge der *Hoheit* stieg mit seinem unerwarteten Glücke; darum suchte er *die Ritterwürde*, und weil seine Wünsche Gebothe waren, empfing er sie unter großen Feyerlichkeiten in der Nacht vor dem St. Mariä-Feste.

Es wurden dazu im päpstlichen Pallaste des Laterans und in der Kirche zu St. Johannis viele Tage zuvor Anstalten, als zu einem Hochzeitmahle, gemacht. Alles erstaunte und verwunderte sich über diese Anstalten. Aus den Häusern der Baronen wurden Tische genommen und in die Höfe des Constantinischen alten Pallastes und des neuen päpstlichen gestellt. Die Wände dieser Höfe wurden niedergerissen, damit man bequemer die Speisen herbeybringen und leichter zu den geräumigen hölzernen Zugängen gelangen konnte, die von außen zu den Küchen angelegt worden waren. In jedem Winkel des Hofes waren Weinbehältnisse aufgestellt. Am heiligen Abend von St. Petri Kettenfeyer (S. Petri ad vincula) um 9 Uhr, strömte alles, Männer und Weiber, nach St. Johannis. Jedes suchte unter den Thoren einen Platz zu finden. Auch die Straßen füllten sich mit neugierigen Menschen. Nicht bloß die Einwohner Roms, sondern auch der benachbarten Städte, Greise und Jungfrauen, Witwen und Weiber kamen herbey. Eine zahlreiche Reiterey, bunt gemischt aus verschiedenen Nationen und Ständen, versammelte sich hierauf. Baronen, Bürger und Gerichtspersonen ritten, in Seide gekleidet und Fahnen tragend, auf Pferden, die mit kleinen, von der Brust herabhängenden Glöckchen geziert waren, und die sie in leichten und gewandten Bewegungen herumtummelten. Ihnen folgte eine große Menge von Buffonen und Spielleuten, welche die silbernen Trompeten und Horner, das Saitenspiel und die kleinen Pfeifen, womit sie musizirten, laut ertönen ließen. Hierauf kam die Gemahlinn und die Mutter des Tribuns. Sie hatten ein großes Gefolge angesehener Matronen um sich. Der ersten gingen zwey zierlich gekleidete Jünglinge voraus, welche den prächtigen, vergoldeten Zaum ihres Pfer-

in der Hand hielten. Hierauf folgte ein großer Zug von Männern, geübt und sich zeigend in ritterlichen Spielen und Kunststücken. Zuletzt erschien der Tribun, ihm zur Seite der Vicar des Papstes. Vor ihm wurde ein entblößtes Schwert getragen, hinter ihm eine Fahne, die über seinem Haupte flatterte. Er trug einen stählernen Stab in der rechten Hand, hatte einen Mantel um von wundersam weißer Farbe, mit Gold gestickt. Ein großes Gefolge von Baronen begleitete ihn. Ehe er sich am Abend in die Kapelle des Papstes Bonifacius begab, sagte er zu den zahlreich versammelten Römern: „Wisset, daß ich in der künftigen Nacht die Ritterwürde empfangen werde. Was sich dann begeben und Euch kund werden wird, wenn Ihr Morgen hierher zurückkehret, das wird Gott im Himmel und den Menschen auf Erden wohlgefällig seyn."

Alle, in unglaublicher Menge versammelte Zuschauer waren hoch erfreut; es fiel kein Streit vor, nicht einmahl ein Getöse ließ sich hören. Jeder war voll Erwartung der Dinge, die noch kommen würden.

Als sich das Volk verlaufen hatte, wurde das Hochamt feyerlich gehalten. Hierauf badete sich der Tribun in dem prächtigen Bade, worin — nach der Legende — der Kaiser Constantin gebadet hatte, und vom Aussatze gereiniget worden war. Er wurde hierauf von Vico Sciotto, einem Römer, mit dem Ritterschwerte umgürtet, und schlief dann in der Kirche in einem prächtigen Bette, das für ihn zubereitet worden war.

Mit Anbruch des folgenden Tages zogen die Baronen, die Gerichtspersonen und alles, was Rom in sich faßte, nach St. Johannis, begierig, den zum Ritter gewordenen Tribun zu sehen. Während in der Kapelle des Papstes Bonifacius unter den größten Feyerlichkeiten die Messe gelesen wurde, zeigte sich Kola dem Volke. Er war mit einem glänzenden Gefolge umgeben, hatte ein scharlachrothes, mit Pelzwerk verbrämtes Kleid, und, nach Rittersitte, goldene Sporen an, auch das Schwert um, mit dem er von Herrn Vico Sciotto umgürtet worden war. Alles erstaunte, als er nun mit lauter Stimme ausrief: „Wir entbiethen dem Herrn Papst Clemens, sich nach Rom in seinen Bischoffsitz zu begeben." Dann rief er das Cardinals-Collegium, Ludwig den Bayer und die deutschen Churfürsten auf. Den letztern geboth er, zu erscheinen und anzugeben, aus was für einem Rechte sie den Kaiser wählten, und dieses Vorrecht des römischen Volks an sich gerissen hätten. Hierauf zog er sein Schwert, hieb damit gegen die drey Welttheile, indem er ausrief: „Dieses, und dieses, und dieses ist mein!" Alles dieß that er in Gegenwart des päpstlichen Legaten, den er dadurch in ein nicht geringes Staunen versetzte. Dieser ließ sogleich durch einen päpstlichen Notar dagegen protestiren, dem er geboth, durch öffentlichen Ausruf bekannt zu machen, daß alles, was der Tribun gethan, ohne Wissen und Willen des Vicars, und ohne Genehmigung des Papstes geschehen sey; aber als der Notar diese Protestation mit lauter Stimme zu verkündigen anfing, ließ der Tribun eine Musik machen, so daß man nichts verstehen konnte. Als er sah, daß die einzelne Stimme von den weitschallenden Tönen der Musik verschlungen werde, war er hoch erfreuet.

Das Volk, schon betroffen über die Nachricht, daß sich Kola in Constantins Bade gebadet habe, erstaunte nun noch mehr, fing an mißtrauisch zu werden, und bald auch laut über des Tribuns Beginnen zu sprechen. Unbesonnen und voreilig nannten es einige, andere hießen es eine Narrheit.

Indeß begab sich der Tribun, nachdem die Feyerlichkeit vorüber war, zu einem verschwenderischen Gastmahle, bey dem die mannigfaltigsten Speisen und die besten Weine aufgetragen wurden. Der alte Hof St. Johannis war überall mit Tafeln besetzt. Kola und der päpstliche Vicar saßen allein an der marmornen Tafel, woran sonst niemand als der Papst zu speisen pflegte. Des Tribuns Gemahlinn speisete mit mehrern Frauen in dem Hofe des neuen päpstlichen Pallastes. Während des ganzen Tages sprang unaufhörlich, durch angebrachte bleyerne Röhren, aus dem rechten Nasenloche von Constantins Pferde rother Wein, und aus dem linken Wasser, und eine untergesetzte Schale füllte sich immer von neuem. Um diese Schale saßen die Jünglinge herum, welche dürstete, einheimische und fremde untereinander, und tranken jubelnd und des Festes eingedenk. Die Freude der Jugend mochte leicht den Ernst der zum Nachsinnen gekommenen Männer unsichtbar machen und dem Feste ein Gepräge von Heiterkeit geben, das sogar der päpstliche Legat nicht zu stören suchte oder vermochte, sondern lieber mit höfischer Geschmeidigkeit eine Auszeichnung eben des Tribuns annahm, wider dessen Bezeigen er kurz vorher öffentlich protestirt hatte.

So wie Kola nur den guten Zustand Roms zu suchen und dabey auf keinen Stand und keine Person zu sehen vorgab, oder wie er alle Menschen, alle Stände und alle Parteyen einander gleich stellte, um sich über alle zu erheben — denn eine einzige Stuffe erhebt über die Gleichheit aller: — so war auch von ihm das Gastmahl an diesem Feste angeordnet. Unter den Gästen wurde keine Rangordnung beobachtet. Äbte, Geistliche, Soldaten, Kaufleute und Personen aus andern Ständen saßen an den Tafeln beysammen. Auch die Gesandten, die an Kola aus verschiedenen Gegenden geschickt und zum Gastmahle eingeladen waren, wohnten ihm, mit den andern Gästen vermischt, bey. Während desselben spielten und tanzten Buffonen und Hofnarren.

Nach der Tafel ritt Kola, von einem großen Gefolge von Rittern und Baronen umgeben, auf das Capitol. Von dieser Zeit an trug er einen prächtigen, mit Edelsteinen besetzten Hut, auf dem oben eine aus Perlen gemachte kleine Taube war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fortgesetzte Wirksamkeit des Johannäums in Gratz.

Um das für die pragmatische Bearbeitung der *Geschichte Inner-Österreichs* schon bey der Gründung des *Johannäums* öffentlich ausgesprochene Gelübde um so befriedigender zu lösen, finde Ich Mich bewogen, den Gelehrten des In- und Auslandes hiermit eine *Preisfrage* darzulegen, welche die *Geographie jener Provinz im Mittelalter* zum Gegenstande hat.

Die *chronologische* Gränze dieser Preisfrage gehörig zu fixiren, wird bestimmt, daß sie mit Carls des Großen Kaisermacht im Jahre 800 *beginne*, und nach der Ächtung Heinrichs des Löwen, mit der Übergabe der Steyermark durch den letzten *Ottokar* an Leopold den Tugendhaften, *Herzog* zu Österreich endige.

Welchem Reiche haben unter den Carlowingen, Kärnthen

und die Steyermark angehört? unter welcher Benennung und Umgränzung?

Welchen Umfang hatte das erst von sächsischen, dann von einem welfischen und zähringischen Prinzen, denen sohin die beyden Dynastien von Eppenstein aus dem Mürz- und von Sponheim-Ortenburg aus dem Lavantthale folgten, administrirte Herzogthum Carentanien? — Welche Gauen (pagi) und Grafschaften (Comitatus), welche Grafen, Praesides, Marchiones, welche Ortschaften kommen in Urkunden und Chroniken, als in diesem Herzogthum gelegen vor, mit welchen Nahmen, und wie heißen solche jetzt? — Erklärung der in Urkunden vorkommenden metae bavaricae und der, den Scheidepunct der Sprachen so deutlich bezeichnenden Nahmen: Bayerisch-Gratz und Windisch-Gratz.

(Die betreffenden Stellen der Documente oder Historiker sind bey dieser und bey den folgenden Aufgaben wörtlich anzuführen, chronologisch aneinander zu reihen, und mit kurzen Noten zu beleuchten. Als Muster sollen dießfalls dienen die Preisfragen von Beda Appel (1772) und Roman Zirngibl (1777) über die Marken, Grafschaften und Gauen des Agilolfingischen und des Karolingischen Bayerns in den Abhandlungen der Münchner-Academie, dann des Freyherrn von Hormayr Beyträge zur Geschichte Tyrols im Mittelalter I. B.)

In welcher Berührung zu dem, nach den Ottonen immer schmälern und engern Herzogthum Kärnthen stand die Mark der thüringischen Ulriche, Popponen und Starkhande, der Günther und Pilgrine von Hohenwart — dann die Mark Styre und der Traungau der Ottokare, die sich im Lande ob der Enns sogar, bis jenseits der Donau ausbreiteten? und in welch staatsrechtlichem Verhältnisse dieser Traungau hinwieder zum Herzogthume Bayern und zu der bis 1156 bayerschen Markgrafschaft ob der Enns? — Istriens Wechselschicksale, die daselbst gewaltigen Engelberte und Mainharte, nachher Grafen von Görz, Pfalzgrafen in Kärnthen, Vögte von Aquileja. — Großer extensiver und geographischer Unterschied jener Mark Steyer und der heutigen Steyermark. — Chronologische, mit urkundlichen oder doch historischen Stellen belegte Reihe dieser Markgrafen, Orte und Gränzen ihrer Mark.

Von der successiven Vergrößerung und von der Genealogie der Ottokare ist übrigens ein möglichst vollständiges Scelett beyzubringen. Ist vielleicht das Geschlecht der Stifter von Seon (des Grafen Dubuat. origines boicae und die Mon. Seonensia im II B. der Mon. boica) Eines mit jenem der Ottokare und Aribo der Stifter von Göß, und Graf Aribo in einem Diplom Ludwigs des Kindes vom 26. Sept. 903 unmittelbare Altvordern der in der Vorauer-Chronik genetisch aufgezeichneten Otacher marchio Styrensis, filius Otachyr marchionis, genuit Ozy Marchionem? — Sippschaft der Ottokare mit den Grafen von Lambach und Wels, dann mit jenen von Neuburg und Pütten.

Wer sich immer zur Lösung dieser höchst interessanten Fragen berufen fühlt, und ein oder andere, einzelne diplomatische Zweifel und Lücken im Wege findet, mag sich zur Behebung derselben an das geheime Staatsarchiv in Wien, oder an das Johannäum in Gratz wenden, von wo man sei[nem] Begehren nach Möglichkeit entsprechen wird. — Fröhlichs, Ha[n]sitzens, Rubeis, Coroninis, Petzens, Reschs, Meichelbecks, des Archivs für Süddeutschland, des Florianer Chorherrn Fr[anz] Kurz, der Juvavia, der Acta S. Hemmae, Julius Cäsars, Megisers, Valvasors, Puschs, Preuenhubers, urkundliche Beyträge zur Erhellung dieses schwierigen Gegenstandes sind übrigens bekannt genug.

Die Einsendung der Preisfragen hat spätestens bis 1. Nov. 1813 an Mich nach Wien zu geschehen. Jede Abhandlung muß ein Motto oder Devise an ihrer Stirne tragen, um sie bey ihrer Würdigung gehörig zu bezeichnen. Die Nahmen der Herren Verfasser liegen versiegelt bey ihren Dissertationen, und dürfen erst nach bereits geschehener Zuerkennung der Preise und öffentlich verlesener Recension und Classifizirung sämmtlicher eingelangten Arbeiten, in Meiner und der Curatoren des Johannäums Gegenwart erbrochen, das ausführliche Referat über sämmtliche eingelaufene Beantwortungen und somit die Classification öffentlich abgelesen, und die Preise zuerkannt werden. Jenes raisonnirte Referat wird sofort in Druck gelegt, damit die volle Parteylosigkeit und die Gründlichkeit desselben allgemein beurtheilt werden möge.

Der auf die Lösung dieser Fragen gesetzte Preis besteht aus sechzig Ducaten im Golde für die vorzüglichste, allen Anforderungen, so weit es die Quellen erlauben, genugthuende und aus einem Accessit von zehn Ducaten in Gold für die der gekrönten nächst kommende Beantwortung. Beyde werden sohin unverzüglich zum Besten der Verfasser gedruckt.

Könnte wider alles Vermuthen keine der einlaufenden Abhandlungen gekrönt werden, so wird den zwey besten derselben jeder ein Accessit von dreyßig Ducaten in Golde zuerkannt und die Preise neuerdings ausgesetzt werden.

Von dem bewährten Patriotism der Innerösterreicher hoffe Ich die thätigste Mitwirkung, den größten Stein des Anstoßes von den altergrauen Pforten der Historie des Mittelalters wegzuwälzen. Beruf und Subsidien fordern nahmentlich die Stifter hierzu auf, und welche Schätze zur Beleuchtung jener dunkeln Periode besitzen nicht insbesondere Gurk, Seccau, Admont und Vorau? — Die Gelehrten anderer Provinzen können unmöglich bey der Lösung eines Problems gleichgültig bleiben, das die Geschichte Ungarns und Österreichs ob und unter der Enns so nahe berührt. So lange Nahmen, wie: Heeren, Pfister, Zirngibl, Pallhausen, Mannert, Westenrieder, durch Zertrennung ähnlicher gordischer Knoten glänzen, werden auch die Nachbarn gegen eine so vielseitig eingreifende, historische Arbeit nicht gleichgültig seyn!

Wien am 12. Hornung 1812.

Erzherzog Johann.

*) Man sehe in diesem Archive Nr. 154 vom December 1811, dann Nr. 9 vom Jänner und Nr. 19 vom Februar 1812, über die Gründung und die Statuten des Johannäums, über die zum Behufe der im schönen Plane desselben liegenden Statistik von dem erhabenen Stifter in Circulation gesetzten topographischen Fragen, endlich über die von Patrioten und Freunden der Künste und Wissenschaften eingegangenen Beyträge.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv

für

eographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 16. und Mittwoch den 18. März 1812.

Ja der verdient, betrogen sich zu sehn,
Der Herz gesucht bey dem Gedankenlosen!
Mit schnell verlöschten Zügen schreiben sich
Des Lebens Bilder auf die glatte Stirne,
Nichts fällt in eines Busens stillen Grund,
Ein muntrer Sinn bewegt die leichten Säfte,
Doch keine Seele wärmt das Eingeweide.

Schiller.

Reinprecht von Reichenburg.

Die Steyermärker können durch die Geschichte ihres Vaterlan- beweisen, daß die treue Anhänglichkeit, welche sie in so vie- stürmischen Epochen der neuesten Zeit ihrem Landesfürsten zu roben die Gelegenheiten hatten, eine von ihren Vätern durch r als ein halbes Jahrtausend auf sie vererbte Tugend sey.

Unter den Herzogen aus dem Babenberg'schen Stamme hat- sie der Gelegenheit viele ihre Treue, ihre Tapferkeit zu be- en, und als den geächteten Friedrich den Streitbaren fast s verlassen hatte, blieben ihm doch die Steyermärker getreu, denen ein Ulrich Freyherr von Saneck, dessen Nachkommen fen von Cilli wurden, sein wärmster Freund, sein tapferster ffengefährte war. In der Schlacht am Marchfelde im Jahre 8, welche den Grundstein zur Größe Habsburgs legte, er- pften die Steyermärker den Sieg, und vierzehn Trautmanns- e halfen durch ihren Heldentod Kaiser Rudolfen zum Sieg.

In der unglücklichen Schlacht bey Mühldorf 1322 fielen e von Steyermarks Edlen für Friedrich den Schönen, oder lten mit ihm die Gefangenschaft. Nach der Schlacht bey Sem- p 1386 hatte fast jede adelige Familie in der Steyermark we- tens Einen Helden zu beweinen, der mit Leopold fiel, m Fürsten, welcher gewiß eines besseren Schicksals wür- war. — — Der tapfere Baumkircher, einer der ersten den seines Jahrhunderts, rettete Kaiser Friedrich den Drit- zu Wien und zu Neustadt, und was endlich für eben diesen ser und dessen Sohn Maximilian der edle Reinprecht von chenburg that, erzählet nachfolgender Auszug einer alten ndschrift, die sich in dem ständischen Archive befindet:

„Reinprecht von Reichenburg, des Hannsen von Reichen- g, mit ainer Vngnadin erzeugter Sohn, ist ain Ehrlicher terlicher Held gewesen, hat, wie Khönig Matthiasch die New- t belegert, die Statt prouiantiert, vnd der Zeit errettet. Im 1. Jahr ist Reinprecht von Reichenburg wider den Turggen Obrister Feldthaubtmann, vber die Länder, Österreich, Steyr, Chärnth, Crain vnd Windischlandt gewest. Reinprecht von Reichenburg hat in Vngarn aindliff (eilf) besatzungen genomen, vnd der Khay. May. vberantwort. Reinprecht von Reichenburg hat sich für Khayser Maximilian, gelt schulden halber, mit leib vnd guett verschriben, auch destwegen seinen aignen Sohn, Hannsen von Reichenburg, gegen den Gläubigern versetzen müessen. Und seint die von Reichenburg diser schulden halber, in grossen vncosten khomen, vnd erst im 1525. Jahr, durch vertrag vnd vergleichung mit Khayser Ferdinando vergnüegt worden. Die schulden seint daher erwachsen, als Reinprecht vnd sein Sohn Hanns von Reichenburg, Khayser Friderichen vnd Khayser Maximilian, in dem Vngarischen Khrüeg, wider König Matthiásch, auch in dem Nider Burgundischen Khrüeg, wider Frankreich vnd Geldern, vnd nachmahln wider die Schweizer vnd Bayrischen Khrüeg gediennt haben. Diser Reinprecht von Reichenburg hat vil ehrlicher Ritterlicher Thaten begangen, vnd dem löbl. Hauß Össterreich wol gediennt, vnd wie glaubwürdig von den alten geredt worden, das zu Khaysers Friedrichs Zeiten, als Maximilian, hernach Erwölter Römischer Khayser zu Gendt gefangen gewesen, Ihm mit Listen vnd wunderbarlicher weiß erledigt haben solle. Nemblichen das Er Reinprecht gedachte, wie Er Ihme außhelffen möchte, auf ain Zedel geschriben, dieselb durch ein Weibsbildt, so die Zedl haimblich an ihr verborgen, Khayser Maximilian zuegetragen, vnd wider durch das Weib Khundschafft genomben. Vnd damit Er aber die Feindt in erschreckhen brächt, hat Er auf den Landt, auf etlich meil wecgs, alles verbrennt vnd verderbt. Wie das die von Gendt vermerckht, haben Sie begehrt mit Ihme Reinprechten von Reichenburg zuthaidigen, aber Er hat im schein khain thaidung wollen annemben, sondern seinen Herrn begehrt, dessen Sye sich verwidert. Solle Er Ihnen entbotten haben, Er khonte nit anderst gedenckhen, dann Sye heten seinen Jungen Herren vertilgt, vnd Er gab Ihnen nit glauben, allein Er khäme Ihme in das Gesicht, vnd an seine Seithen, darmit die Feindt bewegt, daß Sye Ihme wolten seinen

errn zaigen, auf das Er die Khrüegsrüstung abstellet: Auf.
iches sollen dahin Sye sich mit einander verglichen haben, das
r von Reichenburg mit ainer khlainen anzahl volckh zu Ihren
statt Thor khomen solle, wollten Sye Ihme daselbst sein Jun-
en Herren furbringen, daß hat Er angenommen, also haben
ye Ihne denselben vnter das Thor gebracht. Er Reinprecht von
eichenburg aber hat sich gestelt, als khenne Er Ihn nit recht,
amit Er vrsach hete, Ihme gar an die Seithen zukhomen, vnd
ie Er Ihn an die Seithen neben sich gebracht, solle Er einen
edigen Gaul neben sein gehabt haben, darauf sich Kaiser Ma-
imilian (wie Ihme dann durch Ihrer schrüfft verstandt gemacht)
geschwungen, vnd also auß der Feindt handt für sich entritten
seyn. Dieweil vnd entzwischen hab Er Reinprecht Herr von Rei-
chenburg ain Lärmen gemacht, vnd die Feindt vom thor in schre-
khen in die Stadt triben, vnd khamm ausser Gfahr, wider zu
rugg aus der Statt entwichen. Mann hat vermaint, wann Er
ain Nachdruckh gehabt, so hete Er die Statt erobert. Reinprecht
von Reichenburg ist auch Landtßhaubtman in Steyr gewesen. Er
hat khain wein getrunckhen, vnd nur ain Sohn mit seiner Hauß-
frauen erzeugt, namens Hanns von Reichenburg. Reinprecht von
Reichenburg ist Khayser Friederichs Obrister Feldthaubtmann in
Steyr, Khärnthen vnd Crain, ain gar Redlicher, Sighafter,
frölicher Mann gewesen, vnd nit geschworen, sondern so Ihme
er Zorn begriffen, so hat Er geschworen bey Sanct Schinpain.
Der benannt Reinprecht von Reichenburg hat die Newstatt ge-
eist, als mit 1200 Pferden und 300 Fueßknechten, bey den
Wägen und Rossen die Prouiant gefüehrt und tragen haben;
also hat Er Reinprecht die Zeün, so der Khönig in Vngarn vmb
ie Newstatt selbst machen hat lassen, aufhackhen, vnd Hanns
Bilfferstorffer der Haubtmann in der Newstatt vnd seine Leuth
hat entsetzt, vnd die Prouiant hinein empfangen, bei der nacht.
In deme ist vnter den Vngarn ain grosses geschray worden, vnd
der Khönig ist mit seinem grossen Heer zu Liechtenwehrt, negst
vnter der Newstatt gelegen; Alß Er das Geschray hat vernom-
nen, ist Er mit seinen grossen Heer, baldt auf die Pferdt geses-
en, vnd die Flucht nemen wollen; In deme ist Er von Reichen-
urg mit seinem volckh abgezogen, ohne allen schaden, gehen
Schadwienn, vnd darnach wider in Landt Steyr glücklichen an-
homen. Der gemelte Khönig von Vngarn hat sich vber aus hart
eschämbd, vnd hete vil darumb geben, dann Er hat sich deß in
khainen weeg versehen, das man die Newstatt speisen möchte."

„Nachdem Er mit grossen Heer darvor gelegen ist, und Khay-
ser Friedrich, war nit im Landt."

Traurig war das Erlöschen dieses Heldengeschlechts. Zwey
Brüder, die letzten ihres Stammes, hatten die Herrschaft Rei-
chenburg, welche im Cillier Kreise an der Sau liegt, unter sich
getheilt. Der ältere Bruder bewohnte das alte Bergschloß, der
jüngere hatte sich am Fuß des Berges ein neues Schloß gebaut.
Es herrschte zwischen ihnen ein unseliger Bruderzwist, der end-
lich so heftig ward, daß, als einst der jüngere Bruder unten zu
seinem Fenster heraussah, der ältere oben nach seinem Schieß-
gewehre griff, und — ein Brudermörder wurde. Die Untertha-
nen des Gemordeten, welche ihren Herrn sehr geliebt hatten,
vereinten sich zur Rache an dem Mörder, überfielen ihn in sei-
nem Schlosse, und tödteten ihn. So erlosch dieses edle Geschlecht.
Noch werden in einer Nische der Schloßkapelle zu Reichenburg
die Todtenköpfe beyder Brüder aufbewahrt, und man sieht an
einem derselben das Loch, wodurch die tödtende Kugel in das
Gehirn drang. Das Grab, das sonst Alles versöhnende, (
diese feindlichen Brüder nicht haben versöhnen können; de
einer alten Volkssage gab es, noch viele Jahre nach ihr
de, im Schlosse ein mächtiges Gepolter, wenn ihre Köpf
Nische nicht von einander abwärts sehend gelegt waren.

Der Bruder Johann von Kempten, Mönch zu (
und Kaiser Ludwig der Bayer (1347).

Fast durch sechsthalb hundert Jahre, bis in den (
ber 1807 blühete im obern Innthal Tyrols, ohnferne d
stromes in einer einsamen, rauhen, mehrere Monathe
gar nicht besonnten Gegend, das Cisterzienser Stift S
gestiftet 1271 von Elisabethen, Schwester des bayersch
zogs Ludwig des Strengen, und Gemahlinn Mein
Grafen zu Tyrol und Görz, nachhin Herzogs in Kärnt
Andenken ihres unglücklichen Sohnes Konradin, de
rem ersten Gemahl, Conrad von Hohenstauffen, K
Deutschland, Sicilien und Jerusalem geboren, und de
grausame und treulose Politik, und Carls von Anjou b
wissen (26. Oct. 1269) zu Neapel auf dem Blutgerüst
würgt hatte. Ruf hatte dieser Einöde gegeben, die Cape
hanns des Täufers mitten im dichtesten Wald unter hohe
chen, weit berühmt durch fromme Sagen von erhaltener
dersamer Hülfe.

Bevor noch das erste halbe Jahrhundert dieser S
vorüber war, lebte in ihr ein merkwürdiger Mann, der
der Johann von Kempten. Um 1285 geboren,
dem bürgerlichen Gewerbe seiner Ältern nach; kindlich
und muthwillig stürzte er einst von einem Thurme he
dessen Giebel er sich zu weit hinaus gewagt hatte. Der
che Fall tödtete ihn nicht; die erfreuten Ältern schrieben
derbare Rettung dem Gelübde zu, das sie in dem für
Augenblick seinem Nahmensheiligen in Stambs ge
seinem dreyßigsten Jahre trat er selbst in das Kloster,
waltete die damahls nach Stambs gehörige Pfarre R
späterhin stand er in der Seelsorge zu Mays bey M
habene Frömmigkeit, Entsagung jeder Art, Einsa
völlige Abgezogenheit des Geistes von allem Vergäng
ben ihm jene höhere Weisheit, welche von vielen nicht
von allen aber verehrt wurde. Von allen Seiten dr
sich an ihn, wenn er seine Zelle verließ, und um den
er Messe las, und bath um Rath, um Enthüllung der
um Wunder. Mehr als ein Mahl hat er Frieden ge
schen erbitterten Gemüthern, wie Bruder Claus
Flue. Fürsten standen demüthig vor ihm. Als Mar
die Maultasche wegen eigenmächtiger Scheidung
Böhmisch-Luxemburgischen Prinzen, Johann Hei
wegen ihrer Vermählung an Ludwig den Bra
ger, Sohn Kaiser Ludwigs des Bayern im B
versagte er ihr an der Seite seines Abtes Ulrich
Eintritt in die Kirche, obschon sie wenige Tage zuv
dern die alten Freyheiten bestättiget hatte. — Ka
der Bayer liebte diesen außerordentlichen Mönch be
schon er, aller Wahrscheinlichkeit nach, kaum schreib
und Ludwig der Freund und Schützer Dantes, Oc

atias, Marsilis, Sesennas, Albertin Mussats rc. von Män-, denen, er seine Freundschaft gönnte, mehr zu fordern ge-st war. Er und sein Bruder, Pfalzgraf Rudolf, (ihre un-ähnliche Feindschaft erinnert an Eteokles und Polinikes, und rastirt seltsam mit der gleichzeitigen unbeschreiblichen Liebe Brüder Friederichs des Schönen, und Leopold des Glor-en, Ludwigs furchtbarer Gegner) besuchten ihn öfters, und n um seinetwillen dem Kloster Zoll- und Mauthfreyheit in Landen. Er starb 65 Jahr alt am 21. Juny 1350. Kaum er die Augen geschlossen, als Zwietracht und Haß die der entzweyte, sie den frommen friedliebenden Abt Conrad Feldkirchen absetzten, und Heinrichen von Albrechtseck aus wählten.

Die merkwürdigste Überlieferung von diesem Bruder Jo-n ist übrigens die Erscheinung seines Freundes, Kaiser wigs, den Morgen darauf, als er Abends auf der Jagd Fürstenfeld vom Schlage berührt, (nach andern durch Wirkung eines langsamen Giftes) vom Pferde sank, und mit dem Bannfluche Johanns XXII. belegt, in den Armen r Gefährten starb.

Darüber findet sich in einer Chronik des Stiftes Stambs gendes: „Ein Groß-miracul nach todt Kaysers Ludwigen ehen. Darnach in dem MCCCXLVII. jare. Am XI. tag des monats seiner kaiserlichen Mayestäten regierens in dem XIII. jare, ist der durchleuchtigist Fürst und herr Ludwig IV. des namens römischer kayser von diesem jamertall abge-en, dem und allen Christglaubigen Got der allmechtig seine liche Gnad und Barmherzigkayt wälle mittayllen. Amen. §. issen auch am andern tag nach todt des kaysers — ist ge-en in kloster stamps hat ein andechtiger Vater verpracht dienst gottes, und meß gelesen. So er nun kam und bis dye wort der heiligen wandlung. schwig er ein klaine zeit still, darnach sprach er zu teutsch zu dreymall dise nachvol-e wort. O wie wee dir ist und wird doch schier l besser. nach diesen worten ward er verpringen sein Ampt wandlen. Auch so wolt er niessen das hochwürdig Sacra-t. verzoche er abermals eine kleine Zeit und schwig still. nach sprach er, wie vor in teutsch zu dreymall. O wie wee dir ist, und wirdt doch schier woll besser(Nachdem ward er Sacrament nyessen, des alles vernam der Altardiener. und ie meß volenndt und verpracht wardt. fragt der Altardie-gar thuemütiklich den priester. was er doch mit den Deut-n wordten. die er in dem Ampt der meß also gemelt. ge-nt oder angezaigt hette. Antwurtt der priester und verkündt ye kayser Ludwig gestorben. und in der meß für-men in grosser pein sey. aber doch schier darautz erläst wer-Daran meniklich mag merken. das er ist in Genaden Got-des almechtigen.

Kola di Rienzo.

(Fortsetzung.)

Von nun an stand der Tribun allein; alles hatte er unter n Willen gedemüthigt, und die Baronen sogar hatten sich eben müssen, den Triumph und das Gepränge zu verherr-, unter dem er seine errungene Größe genoß. Während er nach ihren Würden und nach Ebenbürtigkeit strebte, als er schon unumschränkter Regent und im Genusse königlicher Ehren war, suchte er sie immer mehr zu demüthigen. Durch Demü-thigungen schien es, wollte er sie gewinnen. Was sie in Zu-kunft seyn würden, das sollten sie durch ihn seyn, und ihm zu verdanken haben.

Nach dieser Weise handelte er forthin absichtlich gegen sie, oder sie ergab sich von selbst, als er nun anfing größere Ver-folgungen gegen sie zu verhängen. Er ließ mehrere der ange-sehensten Römer unter dem Vorwande, daß sie Verräther wä-ren, gefangen nehmen. Er berief sie zu sich, um sich mit ih-nen zu berathschlagen, oder lud sie zu einem Gastmahle ein, oder ließ sie — und dieß traf Männer, welche die Senator-würde schon begleitet hatten — wie gemeine Räuber auf das Capitol schleppen. Mehrere Ursini's und Colonna's traf dieses Schicksal. Nur wenige entgingen ihm, worunter sich Lucas de Sabello, und die beyden Kolonna's, Jordano de Marino und Stephano der Jüngere befanden. Der ältere Stephano war nicht so glücklich. Eines Tages wurde er von dem Tribun zu einem Gastmahle eingeladen, und als Gefangener auf dem Ca-pitole behalten.

Man hatte einen Meuchelmörder gefoltert, der unter der Marter die Baronen einer Verschwörung gegen des Tribuns Leben beschuldigte. Diese Aussage benutzte man, um dem ältern Stephano Kolonna und den übrigen, deßwegen gefangen ge-nommenen, Baronen den Prozeß zu machen.

Obwohl das Volk von seiner verblendeten Anhänglichkeit an den Tribun zurück gekommen war, und ihn laut zu tadeln anfing: so ließ es sich doch durch seinen Haß gegen den Adel bestechen, und lobte den Tribun wieder sehr, als er die Baro-nen gefangen nehmen ließ. Es pries und erhob sogar das sanfte Gemüth und die Gelindigkeit des Tribuns, der seine — nun unschädlichen — Feinde mehr auf dem Capitole zurück behielt, als sie einer strengen Gefangenschaft Preis gab. Wahrscheinlich genossen sie sogar zuweilen seiner Gesellschaft. Denn es war die Weise des Tribuns die Gefürchteten zu demüthigen, und den Gedemüthigten zu schmeicheln, um sie wieder zu gewinnen. So handelte er immer gegen den Adel. Einmahl wurde von Herrn Stephano dem ältern, während er auf dem Capitole in Arrest war, die Frage aufgeworfen, was sich für einen Regen-ten besser schicke, Verschwendung oder Kargheit? Es wurde lange für und wider gestritten, endlich faßte Stephano den Saum von des Tribuns Kleide, und sagte: „Wahrlich! es ziemte sich für einen Tribun die Kleidung eines ehrbaren Bür-germannes besser, als diese prächtige;" dabey hielt er den Saum des Kleides, den er angefaßt hatte, dem Tribun unter das Gesicht, und brachte ihn durch diese unerwartete Wendung des Gespräches außer Fassung. Strenge und Schonung, welche der Tribun abwechselnd gegen den Adel versucht hatte, waren fruchtlos geblieben; durch größere Härte suchte er sich zu rä-chen und den Adel zu demüthigen oder zu bestrafen: denn von der Tiranney gibt es keinen Rückweg; sie setzt überall verächt-liche Menschen voraus, ist erbittert, wenn sie sie nicht findet, und grausam zum eigenen und zum fremden Unglück.

Am Abend desselben Tages, an welchem dieses Gespräch vor-gefallen war, ließ Kola die gefangenen Baronen enger ein-schließen und genauer bewachen. Herr Stephano der Ältere war allein in einem Zimmer eingeschlossen, worin kein Bette war-

Er ging die ganze Nacht auf und ab, schlug an die Thüren, bath vergeblich seine Wächter sie zu öffnen.

Des folgenden Tages brachte der Tribun — denn die Gewalt sucht gern in der Form, den Schein der Gerechtigkeit — die Sache der Baronen an das Volk, in dessen Nahmen er sie von einer, mit einem seidenen Tuche von rother und weißer Farbe bedeckten Tribune herab, zur Enthauptung verurtheilte.

Die Vollstreckung sollte sogleich auf die Verurtheilung folgen. Das Volk wurde durch Glockengeläute zusammen berufen; den Baronen wurden Beichtiger zugeordnet, damit sie ihre Sünden bekennen und das Abendmahl empfangen möchten.

Von Schrecken betäubt und sprachlos hörten sie ihre Verurtheilung. Die meisten ergaben sich in ihr Schicksal. Nur Herr Stephano Colonna blieb gefaßt. Er beichtete nicht und sagte: Er habe seine Angelegenheiten noch nicht bestellt, und sich zum Tode noch nicht zubereitet.

War es Verabredung mit dem Tribun oder eigener Entschluß: einige römische Bürger kamen zu dem Tribun mit Fürbitten für die Baronen.

Der Tribun hatte als Tirann begonnen, ohne die Kraft und den trostlosen Trost zu haben, als Tirann zu enden, denn er scheuete, was er nicht mehr vermeiden konnte, und was, hätte er es verhängt, ihn wahrscheinlich eben so verstrickt haben würde, als da er es unterließ. Er hörte auf die Fürsprache der Bürger.

Als nun, niedergeschlagen und traurig, die Baronen ins Gerichtszimmer eingetreten waren, während die Trompeter bliesen, wie es gewöhnlich war, wenn ein Urtheil vollstreckt werden sollte, so erschien der Tribun und hielt eine Rede voll religiöser Salbung über die Worte Christi: „Vergib uns unsere Schuld."

Er trat damit — seine Sache, wie immer, für die Sache des Volks ausgebend — vor diesem als Fürsprecher für die Baronen auf, damit sie dem Volke ihr Unglück zuschreiben, ihm aber ihre Errettung verdanken möchten. Der Tribun betheuerte dem Volke, die Baronen würden in Zukunft immer zum Dienste desselben bereit seyn. Den Umständen nachgebend, und mehr verstellt als demüthig, neigten sich die Baronen, die Rede des Tribuns bekräftigend, vor dem Volke.

Rola ließ sie durch einen Priester im Nahmen des Volks lossprechen, und empfing mit ihnen das Abendmahl; dann übertrug er ihnen die Aufsicht über die Lebensmittel und die Regierung von Toscana und Campanien; er zog sie zur Tafel, beschenkte jeden mit einem Kleide, und hatte sie, als er hierauf in der Stadt umher ritt, in seinem Gefolge; denn er suchte sich immer durch die Gesellschaft des Adels zu verherrlichen, dessen Vorrechte er mit wankender Entschlossenheit zu vernichten [illegible] war. Darauf ließ er die begnadigten Baronen zu ihren Familien zurückkehren.

Er war verwegen oder unbedachtsam genug, den Baronen zuzumuthen, daß sie vergessen sollten, was sie verloren oder gelitten. Er schien ganz auf ihre Dankbarkeit und Treue zu rechnen und zu hoffen, sie würden nur an das größere Unglück denken, dem sie durch seine [illegible] Verwendung entgangen waren, als sie sich schon ganz in seiner Hand befanden. Er schien zu glauben, sie würden [illegible] seine Herrschaft und seine Thaten vergessen und [illegible] oder [illegible] zu [illegible] — daß aus der [illegible] und innere [illegible]

Besitz sich der Tribun befand, als er im Nahmen d[...] Verdammung und Begnadigung über sie aussprach.

Er hoffte vergebens auf eine so demüthige Un[...] des Adels. Verständige Männer fanden sein Verfahr[en] und bedenklich, und sagten: „Er bläst eine Flamme [...] nie mehr wird auslöschen können." Die Baronen h[...] kaum ihre Freyheit wieder erlangt, als sie die Stadt [...] und sich auf ihre Schlösser begaben.

Hier sannen sie auf Rache und bekümmerten sich [...] die Ämter, welche ihnen der Tribun übertragen h[...] kündigte alles ihren Abfall an; ob sie wohl einen [...] Krieg noch vermieden.

Einige Colonna's, die Herren Rinaldo und J[...] Marino, verbanden sich mit einander und finge[n] [...] Schlösser in wehrhaften Stand zu setzen. Das Schl[oß] [...] wurde mit neuen Befestigungswerken versehen, der G[...] der hergestellt, und eine doppelte Reihe starker Pallis[aden] [...] gemacht. Der Tribun war so sorglos, oder so unbe[...] verblendet, daß er gar nicht bemerkte oder wenigste[ns] [...] verhüthen suchte, was die Baronen thaten. Er blieb [...] den Bewegungen des Adels, die immer größer und [...] wurden.

Über diese Verblendung und Ruhe des Tribuns [...]te sich das Volk; es wurde aufmerksamer auf s[eine] Handlungen, und fing an, alles was er that, u[...] finden, als thöricht zu verspotten, und jedem, w[...] Urtheile über ihn freyen Lauf zu lassen.

Als das Schloß Marino mit Mannschaft, Leb[ensmitteln], Wein und allen Kriegsbedürfnissen versehen und in [...]nen Vertheidigungsstand gesetzt war, brach die Em[...]

Jetzt erst schien der Tribun auf den Adel au[...] werden. Er schickte an die Marini's den Befehl, [...] nach Rom zurück zu kehren; aber der Bothe, w[...] Befehl überbrachte, wurde in Marini's Weinberge[n] [...] Die Besatzung des Schlosses machte hierauf tägli[ch] [...] und verheerte das Gebieth der Römer. Sie führt[en] [...] hinweg, plünderte überall und schleppte alles, dess[...] mächtigen konnte, auf das Schloß.

Die Römer waren in Schrecken; unter Thräne[n] [...]gen klagten sie vergeblich über das allgemeine Un[...]

Rola that dennoch weiter nichts, als daß er d[...] von neuem entboth, in Rom zu erscheinen, und daß [...]nem Zorn bedrohte, wenn sie nicht gehorchen wür[den]. [...] Drohung schien er durch eine der größten Beschimp[fungen] [...] es damals gab, Nachdruck geben zu wollen. Er [...] die Herren Rinaldo und Jordano, als Ritter, [...] Erde hängenden Häuptern und mit gen Himmel geke[hrten] [...] abmahlen, und dieses Gemählde vor dem Capitolium [...] Dieß, wenn auch unmächtige Rache, erbitterte [...] Herrn Jordano sehr. Von nun an dachte er an [...] [illegible]

[illegible]

Diese günstige Stimmung konnte nicht vernachlässigt wer-
n, und der Tribun ergriff dieß Mahl den glücklichen Augen-
ck. Er both das römische Volk auf, das sich nun willig ver-
mmelte.

So gelang es ihm, ein Heer, unter dem sich beynahe die
nze römische Bürgerschaft befand, zusammen zu bringen. Mit
hm zog er gegen das Schloß Marino, lagerte sich bey Mac-
atrevola, an einem Graben, unterhalb eines Waldes, der
n Marino beynahe eine Meile entfernt war.

Acht Tage lang verhinderten ihn Regen und schlechtes Wet-
, etwas gegen den Feind zu unternehmen. Hierauf aber ver-
erte und plünderte er alles, was um das Schloß Marino
rum lag. Alle Mühlen brannte er nieder; alle Bäume rot-
e er aus, und richtete eine solche Verwüstung an, daß auf
le Jahre jede Spur des vorigen Wohlstandes vertilgt wurde.

Indeß war ein Cardinal-Legat des Papstes in Rom angekom-
en, der den Tribun einladen ließ, nach der Stadt zurück zu
hren, weil er wichtige Sachen mit ihm abzuthun habe.

Kola zog hierauf noch näher gegen Marino, und nahm
astellucci ein. Die Mauern, die es umgaben, wurden gebro-
en; es wurden hölzerne Castelle und künstliche Kriegsmaschinen
macht, um das Schloß zu belagern, in das sich das feindliche
ußvolk geworfen hatte.

Diesen großen Anstalten entsprach das nicht, was nun ge-
ah. Der Tribun empfing im Lager mehrere Gesandtschaften;
urf in einen Bach, der nahe bey demselben floß, zwey Hun-
mit den Worten, daß dieß die beyden Ritterhunde Rinaldo
id Jordano wären; zerstörte hierauf eine Mühle, und brach
nn mit seinem Heere nach Rom auf.

Gleich nach seiner Ankunft in der Stadt zog er, von seiner
eiterey begleitet, in die St. Peters-Kirche.

Er ging in die Sakristey und zog die kaiserliche Dalmatika
; ein großes und prächtiges, überall mit vielen kleinen Edel-
einen besetztes Kleid, das die Kaiser trugen, wenn sie in Rom
e Kaiserkrone empfingen.

So zog er, als ein neuer Cäsar, unter dem Schalle der
rompeten, in der Hand sein Schwert, auf dem Haupte eine
rone tragend, aus der St. Peters-Kirche. Sein Anblick war
furchtgebiethend, als die Stimmung seines Gemüthes.

Der Legat des Papstes kam ihm entgegen. Kaum erblickte
n der Tribun, als er ihm zurief: „Ihr habt an uns geschickt,
as habt ihr uns mitzutheilen? — „Wir haben," antwortete
r Legat, „viele Aufträge von unserm Herrn, dem Papste." —
Was sind das für Aufträge?" rief der Tribun heftig, laut
id mit finsterer Miene.

Der Legat, von dem Unwillen und der Erbitterung des
ibuns geschreckt, hielt nun für das rathsamste, zu schweigen.

Indeß wurden durch den Krieg, der sich in die Länge zog,
e römischen Bürger bald und leichter ermüdet, als ihre Fein-
, die kriegsgewohnten Ritter, welche noch dazu von der Hoff-
ng und Thätigkeit erhalten wurden, die sie auf eine Partey
zten, welche sie in Rom hatten.

Die Römer wurden durch diesen Krieg sehr mitgenommen;
gemach und Schaden traf sie von allen Seiten; Arbeiten er-
öpften sie; Kola hielt die Löhnungen der Soldaten zurück,
d, ob er wohl dieß immer zu thun gewohnt war, so wur-
doch, durch die öffentliche Noth, die Aufmerksamkeit auf des
ribuns Betragen geschärft, wie durch die Erwägung des letz-
tern das allgemeine Elend, das man dem Tribune Schuld gab,
immer unerträglicher zu werden schien. Es entstand nun ein
Murren und Klagen in Rom, das Anfangs zwar verheimlicht,
aber bald und ohne Rückhalt, lauter wurde. Durch einige Ba-
ronen, die in Rom zurück geblieben waren, erfuhr dieß Herr
Stephano Colonna, auch wurde er von ihnen unter Versiche-
rung ihrer Hülfe eingeladen, mit gewaffneter Macht gegen Rom
vorzurücken.

Er und die übrigen Colonna's, mit denen sich mehrere Ba-
ronen verbunden hatten, sammelten hierauf einen Heerhaufen
von 1700 Reitern und 4000 Fußgängern, und zogen damit ge-
gen die Stadt.

Sie suchten dem Volke ihr Unternehmen gefällig zu ma-
chen, gaben vor, keine Absicht auf das Regiment von Rom zu
haben, und versicherten, daß sie bloß darum nach Rom zurück
kehren wollten, um ihre Häuser in Besitz zu nehmen.

Diese scheinbare Mäßigung — im Widerspruche mit den
mächtigen Rüstungen der Baronen — konnte wohl alle leichter
als den Tribun beruhigen; aber dennoch ängstigte ihn weniger
die Gefahr, als sein eigenes Gemüth. Denn von Schrecken und
Sorge war dieses so befangen, daß er immer in sich gekehrt
war, weder aß, noch schlief.

Doch kam er nach einiger Zeit wieder zu sich, und, um
nun die muthige Fassung zu zeigen, die er seit kurzem wieder
gewonnen hatte, verkündigte er dem Volke, daß ihm der heili-
ge Martin im Traume erschienen sey, und ihm den Sieg über
den Feind Gottes verkündiget habe.

Einige Tage darauf, als er erfahren hatte, daß sich das
Heer des Adels der Stadt nähere, ließ er die Glocken läuten,
das Volk zu den Waffen rufen, und hielt nun an dasselbe eine
studierte Rede. „Ich verkündige euch," sagte er, „daß mir in
der vergangenen Nacht der heilige Papst Bonifacius erschienen
ist, und versichert hat, daß er uns heute an seinen und den
Feinden der Kirche, an diesen Colonna's rächen werde. Mein
Sohn, Rienzo (fuhr er fort), soll neben mir gegen diese mein-
eidigen Verräther des Volks fechten." „Wir haben," setzte er
hinzu, „durch unsere Kundschafter erfahren, daß sich der Feind
nähert. Er ist nur noch vier Meilen von der Stadt, und bey
dem Monumente gelagert; aber dieß, so mir geweissagt, soll
zum Grabe und Monumente für ihn werden."

Er ernannte hierauf die Anführer, gab das Feldgeschrey
aus, ließ eine Kriegsmusik anstimmen, und ordnete die Schlacht
an. —

Er brach nun mit seinen Schaaren wohlgerüsteter Reiterey
und wohlgerüsteten Fußvolks — unter dem sich mehrere Baro-
nen, besonders einige Ursini's befanden — auf, und zog ganz
in der Stille bis an das Tiburtinische Thor.

Indeß waren die Baronen, um einen entscheidenden Schlag
zu thun, in der Mitte der Nacht aus ihrem Lager aufgebrochen
und bis zu dem Kloster St. Laurentii vorgerückt, das außerhalb
der Mauern Roms lag, wo sie das Glockengeläute hören konn-
ten, wodurch die Römer auf Befehl des Tribuns, unter die
Waffen gerufen wurden.

Stephano Colonna, ihr Anführer, ritt an das Thor; er
hatte eine Fahne der Kirche und des römischen Volks als Frie-
denszeichen in der Hand, und war von einem einzigen Diener
zu Fuß begleitet.

„Ich bin," rief er dem Thorwächter zu, „ein römischer Bür-

ger; ich verlange nichts, als friedlich in mein Haus zurück zu kehren, und komme als ein Beystand und Vertheidiger des guten Regiments."

Zum Unglück war der Thorwächter, den er beym Nahmen angerufen hatte, und der wahrscheinlich ein Anhänger seiner Partey war, schon abgelöset.

„Der Wächter, welchen du gerufen hast," erwiederte eine Stimme innerhalb des Thores, „ist abgelöset. Das römische Volk sieht in dir den Störer und Feind des guten Regiments; aber du scheinest seinen Haß und Zorn gegen dich gar nicht zu kennen. Hast du denn nicht das Geläute der gegen dich angezogenen Sturmglocken gehört? Gehe! ich beschwöre dich, und laß ab von deinen bösen Unternehmungen! Wisse, daß du nie zu diesem Thore herein kommen sollst."

Mit diesen Worten warf er den Thorschlüssel hinaus in den Graben, der mit Wasser angefüllt war.

Dieses unerwartete Ereigniß belehrte die Baronen, daß sie nicht mehr auf ihre Einverständnisse in der Stadt, auf welche sie sich so sehr verlassen hatten, rechnen könnten.

Sie hielten einen Kriegsrath und beschlossen darin, sich von Rom wieder zurück zu ziehen.

Sie ordneten sich daher in drey Colonnen; fingen an, unter dem Schalle der Kriegsmusik, gegen das römische Thor zu ziehen, um dann, vom Thore ab, erst ihren Rückzug auf eine ehrenvolle Art zu beginnen, und ihm ganz den Charakter eines freywilligen, nicht abgenöthigten, Entschlusses zu geben.

Schon hatten sich die zwey ersten Treffen dem Thore genähert, hatten vor demselben die Trompeten ertönen lassen, und waren dann unversehrt abgezogen.

Nun kam die dritte Colonne. Keine der andern war so wohlgerüstet und furchtbar. Sie hatte eine zahlreiche Reiterey und Männer, durch Adel, Kriegsruhm und Tapferkeit ausgezeichnet, befanden sich in derselben.

Es war der Befehl gegeben worden, niemand sollte sich in ein Gefecht einlassen.

Zu der Vorderreihe dieser Colonne gehörten 8 Baronen, die eine große Strecke vor derselben voraus ritten. Unter ihnen befand sich Johann Colonna.

Gerade sprengten die Römer selbst, damit sie zum Gefechte mit dem anrückenden Adel heraus dringen könnten, das Thor auf, wozu der Schlüssel von der Wache in den Graben geworfen worden war. Dieß geschah mit großem Getöse. Johann Colonna war zunächst am Thore; er hörte das verwirrte Getöse innerhalb desselben, sah, daß es sich auf ein Mahl öffne, und glaubte, seine Anhänger hätten das Getümmel verursacht, und das Thor mit Gewalt erbrochen.

Er nahm nun den Schild an den Arm, legte die Lanze ein, spornte sein Pferd und ritt, desselben nicht mehr mächtig, zum Thore hinein.

Die Römer flohen als sie ihn erblickten; eine allgemeine Furcht hatte sie ergriffen. Niemand folgte dem Herrn Johann, obgleich zwischen ihm und den fliehenden Römern schon der Raum eines halben Pfeilschusses war. Er befand sich innerhalb des Thores ganz allein. Kaum sahen dieß die Römer, als ihnen der Muth wieder wuchs. Unglücklicher Weise ging sein Pferd das er nicht mehr bändigen konnte, in einen Winkel, wo es ihn abwarf.

Das Volk lief herbey; Herr Johann beschwor es, ihn nicht zu entwaffnen. Vergebens, er empfing drey Wunden, ward entwaffnet, beraubt und starb. Der, in der Blüthe der Jugend schon weltberühmte Jüngling, lag auf dem Rücken mit blutenden Wunden und todt, innerhalb der Stadtmauer.

Indeß hatte ihn sein Vater, Stephano Colonna vermißt, überall nach ihm ängstlich und bekümmert gefragt, nirgends von ihm eine Nachricht erhalten. Vermuthend, daß er in die Stadt eingedrungen sey, trieb er sein Pferd an und ritt zum Thore herein.

Hier fiel ihm sein Sohn in die Augen, wie er auf dem Erdboden ausgestreckt im Kothe lag, umgeben von einer Menge Menschen, die ihn mit höhnender, muthwilliger Grausamkeit durchstachen. Stephano dachte im ersten Augenblick an die Gefahr, die ihm selber drohte, und ritt mit bekümmertem Herzen, wieder zum Thore hinaus. Dennoch wendete er, aus Liebe zu seinem Sohne und in Hoffnung, ihn vielleicht noch retten zu können, noch ein Mahl sein Pferd um. Aber schon von ferne sah er, daß Johann gewiß todt sey, und ritt nun wieder zum Thore zurück. Als er aber unter daßelbe kam, wurde von einem Thurme herab ein großer Stein geworfen, der ihm auf die Schulter und dem Pferde auf den Rücken fiel; auch warf man von allen Seiten Lanzen nach ihm. Das dadurch aufgehaltene Pferd wurde in der Brust verwundet; es schlug um sich; Stephano konnte es nicht mehr bändigen; er wurde von ihm aus dem Sattel und zur Erde geworfen.

Das Volk erschlug ihn, und *stürzte dann wüthend* und ohne Ordnung aus der Stadt.

Das Heer der Baronen floh und warf die Waffen weg; niemand dachte daran sich zu vertheidigen. Die Leichname der erschlagenen Baronen und Senatoren lagen weit und breit umher, und der Tribun rief bey ihrem Anblick, seine Augen gen Himmel richtend, aus: „Ach Gott! warum hast du mich verlassen?" Halb triumphirend über das Unglück seiner Feinde, halb betroffen über den Wechsel menschlicher Schicksale, in die Seele seiner Feinde sprechend oder sie parodirend, schien er diese Worte auszusprechen.

Hierauf sammelte Kola sein Heer, setzte einen Kranz von Lorbeerzweigen auf sein Haupt, zog triumphirend nach Rom zurück und in die Kirche der heiligen Maria, der er einen Kranz von Öhlzweigen, auch seinen Zepter und seine Tribunenkrone opferte, die er von nun an nicht mehr trug.

Er kündigte hierauf dem Volke von der Tribune herab in einer Rede an, daß er nun sein Schwert wieder in die Scheide stecken wollte, wobey er es herauszog, an seinen Kleidern rieb, und prahlend sagte: „Ich habe einigen Köpfen die Ohren abgehauen, die kein Papst und kein Kaiser abhauen konnte."

Die Leichname dreyer Colonna's, nähmlich Stephano's, Joanne's und Pietro's de Agapito, wurden mit goldenen Pallien bedeckt, und in dem Grabmahle ihrer Familie, in der Kirche der heiligen Jungfrau bey den Minoriten, beygesetzt. Wehklagend kamen die Frauen aus dem Hause der Colonna's mit einer großen Begleitung von andern Frauen herbey; ihre Haare flatterten ungeordnet umher, und sie weinten über den Erschlagenen.

Vielleicht hätte ihre Wehklage das Volk eben so zum Mitleid bewegt, als die Klage und Lobrede, die Antonius bey dem Leichname des ermordeten Cäsars hielt; hätte der Tribun, dieser moderne Afterrepublikaner, seine besseren Vorfahren, die

… römischen Republikaner, Brutus und Cassius nachge-
… und wie diese, die beredte und überredende Trauer nicht
…dert.

…ola geboth, die Frauen hinweg zu jagen, alle Feyerlich-
… bey Beerdigung der Colonna's zu unterlassen, und zor-
…ef der erzürnte Mann aus: „Wenn man mich nur im ge-
…n zum Zorne reitzt, so lasse ich diese verfluchten drey Leich-
auf die Grabstätte der Gehängten werfen." Heimlich und
…r Nacht wurden sie nach der Kirche St. Silvesters ge-
…, wo sie ohne Sang und Klang begraben wurden.

…iele Baronen, meistens Anhänger der Colonna's, waren
…iesem Ausfalle erschlagen, viele gefangen, und die Gefan-
… in die Gefängnisse auf das Capitol gebracht worden.

…ätte der Tribun seinen Triumph zu benutzen verstanden,
…ürde er sogleich gegen das Schloß Marino aufgebrochen
… Wahrscheinlich würde er es eingenommen, und die Colon-
dadurch auf immer gedemüthiget und unschädlich gemacht
…n. Aber es ging ihm eitles Gepränge über Thaten, und er
… jenes, anstatt nach diesem zu streben.

…m Tage nach seinem Einzuge in Rom berief der Tribun
… römischen Soldaten zu sich, nannte sie heilige Krieger, und
… ihnen: „Euch soll nun ein doppelter Sold werden! Fol-
… mir."

Niemand wußte, was er beginnen werde. Unter dem Schall
… Trompeten zog er auf den Wahlplatz. Seinen Sohn, Rien-
führte er an den Ort, wo Stephano Colonna erschlagen
…den war. Hier befand sich ein kleiner Graben, dessen Wasser
Stephano's Blut gefärbt war, mit dem der Tribun seinen
…n besprengte, als dieser, auf seinen Befehl, vom Pferde
…egen war. „Sey," sagte er dabey, „ein siegreicher Ritter!"
… mußten ihn auch die Marschälle die er bey sich hatte, mit
flachen Schwerte zum Ritter schlagen, und dann zog er
das Capitol zurück. Hier entließ er die Römer. „Alles,"
…e er, „was wir bisher gethan, das ist zum allgemeinen Be-
geschehen. Wir alle haben uns als Römer gezeigt, deren
…uldigkeit es war, für das Vaterland zu kämpfen."

Die Soldaten, die auf die versprochene doppelte Löhnung
…offt, und nun — woran sie nicht gedacht hatten — die lä-
…lichen Ehrenbezeugungen dafür halten und annehmen soll-
…, womit der Tribun sich und seine Familie zu erheben suchte,
…rden äußerst unwillig, und wollten ihm forthin nicht mehr
…en. Allen Ständen wurde der Tribun verhaßt und veracht-
…, als die Gefahr wieder verschwunden war, um derentwillen
sich an ihn angeschlossen hatten. Der Haß macht scharfsichtig;
…s römische Volk fing an, den Tribun immer heftiger zu ta-
…n. Sein Stolz und seine Anmaßung fand man, sey uner-
…glich geworden. Er gab aber auch nach der überstandenen
…fahr allen Rückhalt auf, und seine Fehler wurden darum
…n Tag zu Tag sichtbarer. Bald war er nichts anders, als ein
…ter, plumper und ungerechter Tirann; sein Regiment wur-
immer gewaltthätiger, und alles verkündigte, daß er in Zu-
…ft ohne Mäßigung herrschen werde. Die Reichen nahm und
…lt er gefangen; von den Vermögenden erpreßte er Geld, und
…oth ihnen Stillschweigen. Sonst hatte er öfters Reden ans
…olk gehalten, jetzt that er es immer seltener. Denn mit seiner
…ewaltthätigkeit nahm seine Furcht vor Nachstellungen und
…r dem Volke immer mehr zu; aber seine Schwelgerey wurde
…ch von nun an immer größer. Sein Gesicht wurde roth, sein
Körper dick und fett, seit er köstliche Speisen und des Schlafes
reichlicher genoß.

Viele Städte und Länder, die sich beym Anfange seines Regiments der Herrschaft Roms unterworfen hatten, fielen jetzt wieder ab. Niemand erschien mehr in dem Vorhofe des Tribuns, um sich von ihm Recht sprechen zu lassen. Dennoch achtete er auf diese drohenden Anzeigen nicht, und erbitterte das Volk durch neue Auflagen. Er schrieb eine Salzsteuer aus, die zum Solde der Krieger verwendet werden sollte, wogegen eine mächtige Partey stimmte, die sich gegen ihn gebildet hatte.

Indeß setzte Jordano de Marino seine Feindseligkeiten gegen Rom fort, suchte Aufruhr und dadurch eine Gegenrevolution zu stiften. Er raubte, was er nur konnte, und führte, wen er nur antraf, als Gefangenen hinweg. Über diesen unaufhörlichen Krieg murrte und klagte das dadurch bedrängte Volk. Das allgemeine Elend wurde immer größer; die öffentlichen Landstraßen waren abgeschnitten; die Verwalter der Landgüter und Grundstücke konnten kein Getreide nach Rom führen; daher entstand sogar nach der Ernte und gegen die Herbstzeit eine große Theurung. Selbst die Wohlhabenden verarmten dadurch.

Das Mißvergnügen, das sich nun überall gegen den Tribun zeigte, schien dem Cardinal-Legaten, der Rom schon lange verlassen hatte, aber bisher unthätig geblieben war, den günstigen Augenblick anzukündigen, seine zu lange beobachtete Mäßigung aufzugeben, und öffentlich gegen den Tribun aufzutreten.

Durch eine förmliche Sentenz und unter großen Verwünschungen erklärte er ihn für einen Ketzer, und trat öffentlich in ein Bündniß mit den Baronen.

Der Unwille, das Murren und das laute Klagen über den Tribun nahm hierauf von Tag zu Tag immer mehr zu; und bald kam es dahin, daß man ihm allen Gehorsam verweigerte.

Dem Adel entgingen diese für ihn günstige Ereignisse nicht.

Was er selbst nicht thun konnte oder wollte, das versuchte er durch einen untergeordneten Anhänger. Dieß war Johann Pipin, Pfalzgraf zu Altamura und Graf zu Minerbi, der als ein Flüchtling Neapel verlassen hatte, und sich an der Spitze von 150 Soldaten in Rom einschlich. Dieser fing nun, im Einverständnisse mit den Baronen an, das Quartier der Colonna's mit Befestigungswerken, gleichsam dem Tribune trotzend und spottend, zu versehen.

Als Kola dieß erfuhr, geboth er, Gewalt gegen ihn zu brauchen. Es wurden daher die Glocken geläutet, um das Volk zu den Waffen zu rufen; aber einen ganzen Tag und eine ganze Nacht erschallten sie vergeblich. Niemand wollte die von dem Grafen angelegten Befestigungswerke niederreissen. Der Tribun schickte nun einen Theil seiner Reiterey dahin, aber Scarpetta, ihr Anführer, wurde in einen Streit verwickelt, mit einer Lanze durchstochen und getödtet.

Der Tribun erhielt auf einmahl die Nachricht von so vielen Unglücksfällen, und wußte sich nicht zu fassen. Während die Glocken noch ertönten und in seine Ohren schallten, hörte er, daß Scarpetta erschlagen, und das Volk nicht zu bewegen sey unter die Waffen zu treten. Hoffnung und Muth verließ ihn; alle Besonnenheit wich von ihm, und wie ein furchtsames Mädchen verlor er den Gebrauch seiner Stimme. Von nun an sah und vermuthete er überall in Rom weiter nichts, als Einverständnisse mit dem Adel und Anschläge wider ihn, [illegible]

ne vorhanden waren. Denn alles hatte sich gleichsam von selbst begeben, seit niemand mehr die alte Liebe zu dem Tribun im Herzen trug.

Er war forthin immer in Todesfurcht, weil er unfähig war, so tapfer zu sterben, als er sich öfter vermessen hatte, für das Volk thun zu wollen.

Er ermannte sich zwar nach einiger Zeit, aber nur zu Worten nicht zu Thaten, und hielt eine Rede an das gerade versammelte Volk, versicherte in derselben, daß er immer n gerecht regiert habe, daß ihn aber die Undankbarkeit u gunst des Volks verfolge, dem man es nie recht mache „Kaum sind es," setzte er hinzu, „sieben Monathe, seit Regiment überkommen habe, das mir nun wieder ge werden soll."

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Unter den mancherley gelungenen Versuchen Gewalt durch List zu ersetzen, dürfte vielleicht auch der folgende seine Stelle behaupten. Plutarch erzählt ihn im Leben Marcells c. XX. — und er ist um so merkwürdiger, weil er uns über die innere Lage der damahligen Staaten — besonders in Sicilien, einigen Aufschluß gibt.

Engyon, eine Stadt in Sicilien, nicht groß, aber uralt, war vorzüglich durch das geglaubte Daseyn der Göttinnen, welche man die Mütter (μητερας) nannte, berühmt. — Creter sollen den Tempel gegründet haben, und man zeigte dort Wurfspieße und eherne Helme, welche Aufschriften von Meriono's *) und Ulixo's, d. i. Ulysses führten, und als Weihgeschenke den Göttinnen dargebracht waren. Da nun diese Stadt bey dem damahligen Schwanken zwischen römischer oder carthaginensischer Partey sich zu sehr auf die Seite der letztern neigte, sprach Nicias, ein edler Mann und die erste Person in der Stadt frey und laut dagegen, und suchte die Bürgerschaft für die Römer zu gewinnen, indem er den Gegnern üble Absichten vorwarf, — welche — vielleicht im Gefühle ihres Unrechts — da sie seinen Einfluß fürchten mußten, sich seiner zu bemächtigen, und ihn den Carthagern auszuliefern trachteten. — Bald konnte sich's Nicias selbst nicht verhehlen, wie sehr ihm alle Auswege abgeschnitten seyen. In dieser Lage fing er plötzlich an, gegen die Göttinnen ungebührliche Reden auszustoßen, und überhaupt manches zu thun, wodurch er ihr wirkliches Daseyn in Zweifel zog und lächerlich machte. Das hieß sich seinen Feinden vollends in die Hände geben, und wirklich glaubten sie ihn auch schon ganz in ihrer Gewalt, und hatten alles zu seiner Ergreifung in Bereitschaft, aber da traf sich's, daß noch eine Volksversammlung gehalten wurde. Auf diese scheint Nicias gerechnet zu haben. Er erschien; — aber sorgenlos dem Anscheine nach trug er dem Volke verschiedene Vorschläge vor, und mochte sich überhaupt etwas eifrig bezeigen, — als er plötzlich zu Boden sank, — nach einer kleinen Weile, da die erschrockenen Zuschauer, wie natürlich, ruhiger geworden waren, den Kopf in die Höhe richtete, ihn im Kreise herumdrehte, erst mit zitternder Stimme und schwach, dann immer stärker und gräßlicher ein Geschrey erhob, darauf — wie er das ganze Haus voll Entsetzen und verstummt sah — den Mantel von sich warf, das Kleid zerriß, und aufspringend, halb nackt, nach dem Ausgange des Gebäudes rannte, laut schreyend, er würde von den Müttern verfolgt; und indem niemand aus Scheu vor den Göttinen an den Rasenden Hand anzulegen oder ihn aufzuhalten wagte, dem vielmehr alles auswich, gelang es ihm sich glücklich durch die Thore der Stadt zu flüchten und zu retten. — Nun ergriff seine Gattinn, Mitwisserinn und Theilnehmerinn seines Anschlags, ihre Kinder, warf sich als Büsserinn in den Staub vor den Göttinnen, und unter dem Vorwande den Irrenden aufzusuchen, von niemanden aufgehalten, rettet auch sie sich glücklich zum Marcell nach Syracusa.

Nicias zeigte sich später in einem sehr schönen Lichte; — denn als Marcell des unzeitigen Trotzes überdrüßig vor die Stadt zog, die Bürger fesseln und harte Züchtigung erwarten ließ, — war es Nicias, der durch seine Thränen und Bitten — indem er gerade bey seinen Widersachern den Anfang machte, von dem bewegten Marcell Verzeihung und Gnade für alle errang.

*) Vielleicht sollten es die nähmlichen seyn, die er in den Spiel Patroklus Leichenfeyer als Preis erhielt.

....

Bekanntlich erwies Friederich der Zweyte, der grosse Held und witzige Kopf, Gottscheden, der auch für einen Dichter gelten wo die Ehre und schrieb ihm ein Gedicht zu, nachdem er das Seinig aufgenommen hatte. Der damahlige Prinz von Preussen, der auch gesehen hatte, fragte Sulzern, ob er ihn kenne, und in der deutschen Sprache wäre. Sulzer antwortete, Gott seht viele deutsche Wörter, und habe den Monath May in seine den Wonnemonath genannt; übrigens aber sey es nicht seine Bedeutung der Wörter genau zu verstehen. Der Prinz lach wohl der schlechteste unter den vielen deutschen Dichtern jetz Ehre gelangen?

....

Bekanntlich sind die Gelehrten, wie über die meisten Din über das Alter der Welt, nicht einig. Schwerlich werden sie e nem ganz befriedigenden Resultat in diesem Puncte bringen. merkwürdig, wenigstens die Extreme ihrer Meinungen zu kenn sie sie durch historische Beweise — bekanntlich diejenigen, welch befriedigendsten in dieser Untersuchung sind — zu begründen g ben. Von Adam bis auf Christus, behauptete der eine, sind 69 verflossen, der andere 3616. — Hier möchte die Wahrheit wohl i in der Mitte liegen.

....

Ein kaiserliches Decret vom 18. August regulirt den Auf Leichenbegängnissen dahin, daß es sechs Classen festsetzt, in dere bestimmung sich alle Funeralien in Paris halten müssen.

1te Classe	: : : :	4282
2te —	: : : :	1800
3te —	: : : :	700
4te —	: : : :	250
5te —	: : : :	100
6te —	: : : :	16

....

Wer sich einen Begriff davon machen will, wie Hospitäl liche Institute im Laufe der Zeit zu ihren ungeheuern Reich kommen sind, kann sich an dem Gang des öffentlichen Geiste reich ein belehrendes Beyspiel nehmen. Es fielen in diesem E genden Jahren an Donationen und Legaten für die Hospit Armen in den verschiedenen Departements:

1808	: : : :	4.008.352
1809	: : : :	3.146.420
1810	: : : :	4.687.995
zusammen	: : :	11.842.767

Die bey weitem freygebigsten Departements sind:

Dyle mit	: : :	1.791.100
Jemmappe mit	:	1.076.725
Seine mit	: :	1.438.890 Livr.

....

Ein französischer General-Consul, von welchem kürzli moire über diesen Gegenstand in dem Institut von Frankreic worden ist, hat die Ruinen der Stadt Pompejopolis, der Ha alten Paphlagoniens, entdeckt. D'Anville hatte sie in die Näh tigen Tossia versetzt; allein sie liegt bey der kleinen Stadt Ta nden süd-westlich von Voyavat. Die Entdeckung ist terworfen, denn mehrere Inschriften, welche sich in chen zu deutlich. Eine z. B. fängt so an: „der Pompejopolis, der Hauptstadt der Provinz, he n Cajus Claudius Gallitianus u. s. w. errichtet.

Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 20. und Montag den 23. März 1812.

(35 und 36)

Die Sprachen.

Dem Himmel trotzend führte den Bau
An die Wolken hin Japet's Geschlecht,
Dreist der Zukunft Schrecknisse höhnend
Und der Wasser verschlingende Macht.

Noch tönte gleichen herrlichen Klangs
Ihrer Sprache goldner Bogen, den sie
Kräftig spannten, daß die Gestirne
Starben, unter der Pfeile Gewölk.

Da faßte rasch Unsterblicher Hand
Des gewalt'gen Bogens tönende Wuth,
Brach ihn, daß in treulose Splitter
Sprang des Furchtbaren eherne Kraft!

Und bleich und thatlos starrte das Volk,
Und verstand nicht mehr das eigne Gesetz,
Nicht des Führers Warnungen, nicht des
Maßes sinnvolle Richtungen mehr.

Gesprengt war der muthige Bund!
Kein Gedanke sproßt in wortloser Brust,
Siegeshymnen rauschten im Äther
Matt zersterbe der Stürmer Geschlecht.

Gehorchend dem verhaßten Olymp,
Dem Gehaßten opfernd niedrigen Sinns,
Streuten sie sich über die Erd' aus,
Leben bettelnd aus kargender Hand.

Titanen als noch Bild und Begriff
Sich in Urgewanden einig umschlang,
Nun Pygmä'n, da einer dem andern
Unverständlich, die Erde durchirrt

O, zünde wieder heiliges Licht,
Der Verirrten, innre, schlummernde Kraft,
Daß nicht sterb' im Kreise der Welten
Kaum verjünger der freundliche Ball.

Daß frommen Urlauts heimelndes Wehn
Im Gemüth' aufwecke zeugenden Keim,
Wie des Kindes Freude den Mann oft
Überrascht in des Lebens Geschäft!

Es rauschen Ström' aus nächtlichem Flore,
Sie verheißen Trennung, binden die Welt,
Ufer grünen, Mangel und Lieb
Führen lachende Wohnungen auf.

In sieben Farben tauchet der Tag
Die verschämten Glieder, schmeichelnd erblühn
Nun die Formen liebender Eintracht,
Und aus Vätern entstehet ein Volk.

Gefahr und Liebe bilden vereint,
An des Urlauts zarten Biegungen fort,
Lieblich schwebt die herrliche Jungfrau
Aus dem Schooße des Friedens hervor.

Einst sprachen Menschen, Völker anitzt,
Und des Bodens Willkühr drängt sich ein;
Näher, ferner brannte die Sonne,
Träger, feuriger kochte das Blut.

Doch war der Weg zum Himmel entdeckt
Und versöhnet der Unsterblichen Zorn,
Einst verstoßen von den Gestirnen
Wie der Stern der entsündigte Ball!

Der Wiege treu geblieben erfand
In der langen Kindheit rosiger Zeit
Wischnu's lieblich dichtender Zögling
Dreygezungete Reden sich aus.

Nach Maß vertheilend den reichen Quell,
Daß das Höchst' und Schönste der menschlichen Brust
Sich erfreu' des nähmlichen Ausdrucks,
Von dem Sumpf' des Gemeinen getrennt.

Dem Hindus nach, doch ferne von ihm,
An der Scholle klebend kleinlichen Sinns,
Suchet Wort' umsonst der Sinese
Find't nur Sylben und reihet sie an.

Am Urgebirg, zuerst von der Fluth
Übermannt und frey, den Strömen geliebt,
Stieg aus Asiens fruchtbarem Schooße
Vielfach redend ein kriegerisch Volk.

Und Med' und Syrer hoben empor
Den geschmeid'gen Spieß, Chaldäa besprach
Den treuen Himmel, siegender drohte
Parsistan Unterjochung der Welt.

Der Tyrer baut auf Meere sein Reich
Und umfaßt mit kühnem Polypenarm
Land und Fluth und streuet der Bildung
Zarte Pflanzungen über sie aus.

Und gibt, gleichwie dem Manne das Weib,
So der Sprache die gebärende Schrift,
Nun verergt die flüchtige Rede,
Nun ist wieder unsterblich der Mensch.

Versperrt im einsam finsteren Haus
An des Nilus reichlich nährendem Schlamm,
Schöpft aus Grüften sich der Ägypter
Weisheit, Sprache, vergötternde Kunst.

Den Göttern schmiegt die Rede sich an,
Sie verläugnet nicht den himmlischen Ursprung,
Und auf ungeheuerem Fittig
Fliegt das Wort zu dem Ewigen auf.

Der Veste Tyrer, sprühenden Geist's
Dem Zerstören hold, und hold dem Erbau'n,
Unterjocht mit Waffen und Worten
Sich der Araber Himmel und Erd'.

Er mehrt der Sprache Kinder um Eins,
Er berechnet das Unendliche selbst,
Gießt in matte, welkende Völker
Seines Muthes erfrischende Kraft!

Dem Römer, früh zum Herrschen gereift,
Ihm gefällt das kurz gebiethende Wort.
Zwillingsbrüder sind Legion und
Sprache — Remus und Romulus gleich.

Der Mutter Liebe scheidet den Sohn
Von den Söhnen oft; so schied die Natur
Aus den viel geliebeten Kindern
Sich die glühendst geliebtesten aus.

Erzog sie sanft an schwellender Brust
An des Ostes röthlich schimmerndem Thor,
Wo der Waldstrom tanzende Wellen
Über farbigte Kiesel ergoß.

Es rang, vom heitern Himmel umglänzt,
Der Hellenen Volk mit Herakles Kraft
Sich aus reitzend träumender Wiege
Drückte fröhlich das Leben an sich:

Da trat, von ernster Weisheit geführt,
Von der Schönheit duftender Milch genährt,
Reich, gewandt und zierlich gegliedert
Ihre Sprach' in die horchende Welt,

Umfaßte starken Armes die Zeit,
Sie entwirrend den dädalischen Knäul!
Gleich, als wär sie von ihr erfunden,
Schmückt sich später Jahrhunderte That,

Gefühl, Erfahrung, Wissen und Kunst,
Des Erfinders lang gesäugetes Kind,
Mit der Griechen feyerndem Hauche,
Der zu Menschen Barbaren erhebt.

Und ew'ge Muster stellen sie auf,
Zu erwärmen einst erstehende Kraft,
Bilden aus mit Bienengeschick den
Höchsten Vorzug des Menschengeschlechts.

Der Mutter zärt're Hoffnung, zu früh
Von dem ältern Bruder trennte sie sich,
Ach! von ihm, deß freundliche Spiele
Die gemeinsame Kindheit verschönt.

Mit Zähren kam und fassete Teut
Des Hellenen stärk're, schützende Hand,
Fuhlend, daß nach trägen Äonen
Erst der Musen entzückender Ruf

Ihr wiedergeben würde die Lust,
Zu schau'n des Bruders männliche Kraft,
Kühn zu streben, kühn zu erstiegen
Des Vollendeten früheren Kranz!

Geschleudert in cimmerische Nacht,
Und zu bald beraubt der leitenden Hand,
Kaum noch mächtig stammelnden Lautes
Irrt' in Sümpfen der wankende Fuß.

Doch schützend ging dem Knaben zur Seit'
Der genossenen Kindheit seliges Bild,
Tief in zarter Brust und unsterblich
Klang die Stimme der Mutter ihm nach.

Vom Schicksal mit der ehernen Faust
In den bangen Nächten gräßlich gepackt,
Nieder auf die Felsen geworfen,
Einsam am Gestade des Meer's.

Den Blick zur Sonn' erhebend, umsonst!
Unter Nebeln folgend neckendem Lichte,
Stürzend jetzt vom höhnenden Gipfel,
Ringend jetzt in der Abgründe Gischt,

Nur mühsam reibend heilige Gluth
Aus der Eich' uraltem, finsteren Stamm,
Blutig sich eröffnend die Bahne
Auf der Erde zum bleibenden Haus.

So rang und kämpft' und siegete Teut!
Der Titanen Wunder kehren zurück,
Blaugeaugt und goldengelockt wieg
Über Ström und Gebirge froh

Das kühne, götterähnliche Kind?
Es erfüllte nicht erschöpflicher Kraft,
Schnell ein Volk von Hühnen die Erde
Sah erobernd zum Himmel empor!

Und haucht' in tief empfundnem Gesang
Des erhitzten Muthes brausendes Feu'r,
Gab den fernsten Fremdlingen Herrsche
Sitten, Rechte, Genuß und Gesang.

Und stieg mit Sehnsucht tief in den Schooß
Der Natur, und kehrte siegend zurück,
Schmückte mit des Wissens der Künste
Sanftem Strahl die gehorchende Welt.

Mit hoher Anmuth, rührendem Ernst
Und des ersten Weibes üppigem Reitz
Trat, die leichten, zierlichen Glieder
Deckend mit der jungfräulichen Schaam,

Gehüllt die gold'ne schwellende Lock'
In des ätherfarb'nen Schleyers Gewölk
Um den Leib den Gürtel der Kypris
Hehr in's Leben die Sprache des Teut.

Geschmeidig nur dem liebenden Mann,
Der versteht und faßt den siegenden Reitz,
Ähnlich den unsterblichen Göttern,
Übt die hohe belebende Kraft,

Und nicht gehorchend tobendem Blut
Das Geheimniß ehrt der edelsten Braut
Voll der zarten schüchternen Liebe
Freundlich pflegt den errungenen Kranz.

Da lodert heilig, schimmernd die Flamm'
Es entblühen schöne Kinder dem Schooß,
Keusche Musen warten der Blüthen,
So die keuscheste Liebe gezeugt.

Mit Göttern füllt das Pantheon sich
Unter kalten Sonnen wurzelt er tief,
Pythias Baum, und spendet die Krone
Teutschlands edlem Heroengeschlecht.

Es steht und reicht die kräftige Hand
Dem geliebten Bruder, reichet sie noch
Freundlich seinem Enkel, der siegend
Poseidaons Gebiethe beherrscht.

Nicht horcht des Galliers Wendungen mehr,
Und des Ausoners süßlicht tönendem Nichts,
Ihnen und dem stolzen Iberer
Klirrt die römische Kette noch nach!

Erwacht ihr Enkel Teuts, und vernehmt!
Wo gewahrt ihr Schöners, Reicheres wohl?
Eurer Sprache himmlische Blumen
Sproßten unter Unsterblicher Fuß.

Sie brach der Wahrheit sorgende Hand,
Unter ihren Düften reifet das Herz
Nicht des Irrthums blendende Lüge
Nicht der Wollust ätzendes Gift

Entweiht den reinen göttlichen Strahl,
Der das Schöne, wo's auch reifet, umfließt
Biegsam alle Wunder des Geistes
Hüllt in's feurige Äthergewand.

Von allen Zungen, deren sich freut
Vom austral'schen Neger bis an das Eis
Mutter Erd', ist nur e i n e
Uranfänglich und frey und verwandt

Dem Himmel, den sie reitzend umfaßt
Mit dem Zauber unnachahmlichen Tons,
Eine nur, die dringt in des Weltalls
Tiefeste Tiefen — die unsrige nur!

Des Menschen höchste Schöpfungen sind
Von des Zufalls Launen nicht unterjocht,
Herrschen wird die edelste Sprache
Bis die menschliche Lippe verstummt.

Vergebens drang der Wüthenden Schaar
In die hohen Tempel griechischer Kunst!
Gräber thürmten sich über Gräber,
Schutt begrub, wie den Sieger, den Sieg,

Die Säule borst, der Altar zerbrach,
Die Götter floh'n — es waltet' ein Gott —
Aber dennoch blüht der Hellenen
Wort, und Phöbus, er leuchtet uns noch!

F i s c h e r.

K o l a d i R i e n z o.

V o n C h r i s t i a n u s.

(F o r t s e t z u n g.)

chdem er dieses unter Seufzen und Thränen gesagt hat- ang er sich auf sein Pferd. Sein letzter Aufzug war nicht ohne eben dasselbe festitle Gepränge, an dessen Genusse sein Glück gescheitert war.

Er ließ die silbernen Trompeten erschallen, die kaiserlichen Fahnen wehen, und sich von einer bewaffneten Mannschaft begleiten, als er so, gleichsam im Triumphe, nach der Engelsburg zog, in der er sich einige Zeit verbarg, und dann heimlich entwich. Seine Gemahlinn entfloh in Mönchskleidern.

Sein Schicksal beklagten nicht bloß seine Anhänger und Diener, sondern auch das eben so veränderliche als unglückliche Volk, das ihn jetzt bedauerte, so wie es ihn vor kurzem verlassen hatte.

In seinen Gemächern fand man prächtiges Hausgeräthe, und eine unglaubliche Menge von Briefen. Erst drey Tage nach seiner Flucht wagten es die Baronen mit großer Furcht vor dem Entflohenen nach Rom zurück zu kehren. Ihre Furcht blieb ihnen, als sie schon einige Zeit in Rom waren.

Nach des Tribuns Entfernung wurden wieder Senatoren gewählt, die ohnmächtig das Regiment führten, und eben so ohnmächtig den Tribun an die Mauern des Capitols mit gegen den Himmel gekehrten Füßen und zur Erde hängendem Haupte, mahlen ließen.

Auch der Cardinal-Legat kehrte nach Rom zurück, setzte ein förmliches Gericht gegen Kola nieder, verdammte viele seiner Thaten, und erklärte ihn nochmahls für einen Ketzer.

Obwohl die Flucht Kola's das Werk einer freyen Willkühr, oder wenigstens die Folge eines augenblicklichen Unwillens zu seyn scheint, so geben doch alle Umstände zu erkennen, daß seine feyerliche Abdankung nicht ernstlich gemeinet und nichts weiter war, als ein vergeblicher Versuch, seine wankende Regierung durch eben die Mittel wieder zu befestigen oder von neuem zu begründen, durch die er sie anfangs erworben hatte.

Er suchte nämlich die alte Erbitterung des Volks gegen die Baronen Roms und dadurch die Zuneigung desselben zu sich von neuem zu erwecken; auch schien er sich durch eine Schmeicheley die Gunst der Kirche, als deren Nebenbuhler oder Widersacher er sich doch deutlich genug gezeigt hatte, wieder verschaffen und einen Rückhalt in ihr suchen zu wollen, indem er sich als ihren treuen Anhänger wiederum darzustellen beflissen war.

Nachdem er sich nähmlich auf die Engelsburg begeben hatte, ließ er — wahrscheinlich auf den Eindruck rechnend, den er seiner Rede an das Volk vergeblich zutraute — an die Mauer der Maria Magdalena Kirche das Wappen der Stadt Rom und neben diesem einen bewaffneten Engel mahlen, der ein Kreutz, auf dem sich eine kleine Taube befand, in der Hand hielt, und mit den Füßen auf Basilisken, Löwen, Drachen und Schlangen trat.

Am letzten Abend, den er auf der Engelsburg zubrachte, ging er verkleidet zu der Maria Magdalena Kirche, um den Eindruck selber zu beobachten, den dieses Gemählde auf die Gemüther der Römer mache, und zu erforschen, welcher Rückweg zu dem Regimente über Rom sich etwa zeige. Denn eine Verehrung oder Bewunderung des Engels der neben Rom stand, das durch sein Wappen angedeutet war, konnte ihm leicht für eine Bewunderung seiner Person, für ein Verlangen nach ihr, und nach der Rückkehr oder Fortdauer seines Regiments gelten; da ja nach allem, was er an sich zu zeigen unaufhörlich gesucht hatte, niemand anders, als daß er der fromme Schutzengel Roms seyn konnte, welcher immer die Feinde der Kirche und

Roms — diese wilden Thiere zu Boden zu treten gesucht hatte.

Anstatt des gehofften, wurde ihm ein sehr niederschlagender Anblick zu Theil, indem er sah, daß das Gemählde von eben dem rohen Pöbel geschändet und mit Koth beworfen worden war, der nicht mehr an die Verehrung dachte, welche er noch vor kurzem dem Tribune bewiesen hatte, und von der er nun zu Haß und Erbitterung übergegangen war.

War es Hoffnung, daß das Volk von seiner Verblendung nun zurückkommen möchte, oder war es Verachtung dieses thörichten Volkes, daß der Tribun seine Anhänger aufforderte, und ihnen gleichsam als einen letzten Willen die Verordnung zurückließ, daß sie eine Lampe bey dem beschimpften Gemählde anbringen, und ein Jahr lang anzünden sollten, gleichsam als wollte er die allgemeine Schande beleuchten und zeigen, und als ob er verlange, das bethörte Volk möchte sich, wenn es zur Einsicht seines Frevels und zu spät zur Reue kommen würde, desto mehr schämen.

Von diesem Augenblick an scheint ihm erst alle Hoffnung auf die Fortdauer seines Regiments über Rom verschwunden zu seyn. Denn in der folgenden Nacht verließ er die Engelsburg, Rom und das Volk, welches ihn hassete, ungeachtet es ihn bedauerte, sobald es seiner Entweichung gewiß war, weil der Zorn nach Opfern trachtet, und nie zuvor weiß, daß ihn diese anstatt zu befriedigen, beschämen werden.

Der Haß der Großen wuchs mit der Sicherheit ihres Glückes und mit der Gewißheit, daß sie über den gefürchteten Plebeier gesieget hätten. Deßhalb vermied der Tribun, der ihre Rachsucht kannte, als er aus Rom entkommen war, die bewohnten Gegenden, suchte die Gebirge auf, und lebte in den Bergen von Majella bald als ein Eremit, bald als ein büßender Pilgrimm; auch vermied er alle Gesellschaft, außer der mit Eremiten und Pilgrimmen, und so gelang es ihm, den eifrigen Nachstellungen der Großen Jahre lang zu entgehen. Doch hielt er sich zuletzt entweder nicht sicher genug, oder dieses ewige zwecklose Herumirren, das seinem Charakter so wenig zusagte wurde ihm unerträglich; er suchte seinem Schicksale eine andere Wendung zu geben, und entschloß sich, Italien zu verlassen.

Er ging nach Böhmen. Als er in Prag ankam, und dem Kaiser, Carl IV., vorgestellet wurde, ließ er sich vor diesem auf ein Knie nieder, indem er ihn also anredete: „Durchlauchtigster, weltberühmter Fürst! Ich bin Kola, der durch Gottes Barmherzigkeit in Frieden, Freyheit und Gerechtigkeit das Regiment über die Stadt Rom und über ihr Gebieth geführet, und ihr Tuscien, Campanien und die Seeküste wieder unterworfen hat. Aber, nachdem ich den Übermuth der Baronen gebrochen und ihre Ungerechtigkeit bestraft hatte, betrug ich mich als ein schwacher Mensch und glich den übrigen Sterblichen, die an Hinfälligkeit den Würmern und vergänglichen Pflanzen gleich sind. Meiner Hand war ein eiserner Zepter anvertrauet und aus Schwachheit wollte ich ihn in einen hölzernen verwandeln. Darum gefiel es Gott, mich zu verderben. Der Haß der Großen verfolgte mich; von Neid und Hochmuth getrieben, entrissen sie mir das Regiment. Sie wollen der verdienten Strafe entgehen, und trachten mir nun, weil sie mich fürchten, nach dem Leben. Ich bin Eures Geschlechts, denn ich stamme von einem natürlichen Sohne des erhabenen Kaisers, Heinrich ab. Bey Euch suche ich einen Zufluchtsort. Um Ruhe unter Euern Flügeln zu finden, unter deren Schutz und Schatten jeder gesichert ist, kam ich hierher und mir sagt es mein Inneres, daß ich sie nicht vergeblich gesucht habe. Ich vertraue auf Euch, daß ihr mich schützen und vertheidigen und nicht zugeben werdet, daß ich als ein Opfer der Ungerechtigkeit falle. Darum seyd Ihr ja Kaiser, daß mit Euer Schwert die Tyrannen vernichte, und damit Euch durch die Prophezeihung des Bruders Angelo de Monticiello (auf dem Gebirge Majella) erfüllet werde, welche mir verkündete, daß der Adler die Raben tödten werde."

Der Kaiser reichte ihm nach dieser feyerlichen Anrede, die seiner Denkungsart so sehr, als der des Tribuns zusagte, gnädig die Hand, versprach ihm Schutz und ermahnte ihn, von nun an getrost und ohne Furcht vor Nachstellungen zu seyn.

Kola hielt sich hierauf einige Zeit an dem Hoflager des Kaisers in Prag auf. Er genoß zwar die Gastfreundschaft Carls IV. in vollem Maße, erhielt in Überfluß, was er brauchte, aus der kaiserlichen Küche und aus dem kaiserlichen Keller; aber er konnte doch dem Mißtrauen Carls IV. nicht ganz entgehen. Seine Freyheit wurde ihm zwar nicht genommen, aber beschränkt durch eine Begleitung, die ihm zugeordnet und durch die er immer unter Aufsicht gehalten wurde. Dagegen ward er durch die Sicherheit und durch den Umgang, den er genoß, auch durch die Gelegenheit, seine Talente geltend zu machen, und durch die Bewunderung entschädiget, die er sich erwarb. Er disputirte nämlich mit den Magistern der Theologie, und die Wohlredenheit und Gelehrsamkeit, die er dabey und überhaupt in seinen Gesprächen zeigte, wurde von allen, die ihn kennen lernten, angestaunet. Der neue Ruhm, den er erlangte, erweckte und vergrößerte den, welchen er sich als Tribun erworben hatte.

Indeß konnte diese Lage seinen, durch das Glück wieder erhöhten, Ehrgeitz nur auf einige Zeit befriedigen. Sein, immer nach hohen Dingen strebendes Gemüth konnte in der, wenn auch geehrten Sclaverey an dem kaiserlichen Hofe keine Beruhigung finden, und die Sicherheit, welche er unter dem Schutze des Kaisers genoß, konnte nur einen Mann befriedigen, der nichts als Sicherheit suchte; auch brachte sie ihm leicht die Verfolgungen aus den Gedanken, gegen welche er so lange, um nur sein Leben zu retten, hatte kämpfen müssen, ehe er aus Italien entflohen war und sich zu dem Kaiser geflüchtet hatte.

Innocens der VII war indessen auf den päpstlichen Stuhl gestiegen, und so wie dem Tribun die Gunst Clemens VI. dazu geholfen hatte, die Herrschaft über Rom zu erlangen, so hoffte er bey seinem Nachfolger sich gegen die Beschuldigungen wenigstens zu rechtfertigen, die ihm unter dem vorigen Papste gemacht worden waren, und von dem Kirchenbanne frey zu werden, in welchen er gefallen war.

Das Glück dieser Unternehmung schien durch die Verschiedenheit der Charaktere gesichert zu seyn, die sich zwischen Clemens VI. und Innocens VII. zeigte, indem dieser das Regiment mit festerer Hand ergriff, als es jener, aus Gemächlichkeit und aus einer täuschenden, leicht gewonnenen und eben so leicht verwirkten Vorliebe für Günstlinge und Anverwandte geführet hatte. Denn so selbstständig auch die Grundsätze waren, die jeder, der den päpstlichen Stuhl bestieg, gleichsam als ein unverletzliches Erbtheil empfing, so schien dem Tribun auch das thronfolgende Bestreben der Regenten günstig zu seyn, nach welchem sich jeder vor seinem Vorgänger auszuzeichnen sucht und durch das sich ein politischer Ketzer zu retten hoffen konnte. Kola kündigte

iher dem Kaiser seinen Vorsatz an, nach Avignon zu reisen und h bey dem Papste wegen des ihm gemachten Vorwurfs der tzerey zu rechtfertigen. Der Kaiser war sehr gegen diese Reise, e er für Kola äußerst gefährlich hielt. Er stellte diesem vor, ß jedermann seine Zustimmung zu derselben als einen Wortuch ansehen würde, indem er ihm Schutz und Sicherheit verrochen habe, und nun zugeben sollte, daß er sich in eine so oße Gefahr begebe. Als Kola darauf erwiederte, daß dem Kai: dieser Vorwurf nur dann gemachet werden könnte, wenn er m die Abreise von seinem Hoflager gebiethe; nicht wenn er sie oß erlaube: so gab endlich Carl IV. seine Zustimmung zu derlben.

War es der Ruhm, den sich Kola als Tribun, oder war es r Ruf, den er sich während seines Aufenthalts an dem kaiserhen Hofe erworben hatte, der es verursachte, daß es dem poischen Ketzer des 14ten Jahrhunderts, als er an den päpstlien Hof nach Avignon reisete, erging, wie dem religiösen des iten Jahrhunderts, als sich dieser auf die Reichsversammlung ch Worms begab.

Kola di Rienzo hatte hierin mit Martin Luther einerley ichicksal. In allen Städten, durch die er reisete, wurde er feyerch und mit Ehrenbezeugungen aufgenommen. Das Volk verließ berall die Häuser und kam ihm in ganzen Haufen und mit laum Getümmel entgegen. Überall machte man ihm Vorstellun:n gegen seine Reise nach Avignon, überall erboth man sich, ihn gen des Papstes Gewalt zu schützen, und vermaß sich, ihn aus n Händen desselben zu retten. Allen dankte Kola für diese ereuende Theilnahme und versicherte ihnen, daß er ganz freywilz und ohne allen Zwang an den päpstlichen Hof reise.

So gelangte er nach Avignon. Er wurde vor den Papst geihrt, dem er seine Unschuld darzuthun suchte, indem er den eweis führte, daß er kein Ketzer sey, und daß ihn daher das rkenntniß, durch das ihn der Cardinal-Legat dafür erkläret, cht treffen könne. Er erboth sich auch zu einer Prüfung seiner laubensmeinungen.

Auf seine studierte Anrede erwiederte der Papst nicht Ein Zort, sondern geboth, den Tribun zu verhaften.

Dieser, nur mit einer leichten Kleidung bedeckt, wurde hieraf in einem hohen und festen Thurm eingeschlossen und an Keten gelegt, die oben an dem Gewölbe des Thurms befestiget aren.

Während seiner Gefangenschaft las und studierte er unaufhrlich die römische Geschichte, den Titus Livius und die Bibel, e er im Gefängnisse bey sich hatte. Seinen Unterhalt empfing von der päpstlichen Tafel, und das Mitleid, das man ihm af diese Weise, bey der übrigen harten Behandlung bezeigte, unte ihm zu einigem Troste dienen.

Es wurde hierauf eine förmliche Untersuchung gegen ihn erfnet; alle seine Handlungen wurden erwogen, und es geschah, as Kola immer gewünschet und zu erlangen gesucht hatte, daß r Mann, der sich an der weltlichen Macht des Papstes stark nug vergriffen hatte, nicht wegen seiner politischen Grundsätze d Unternehmungen in Anspruch genommen, sondern, mehr m Schein als in der That, wegen seiner religiösen Meinung prüft wurde.

Bey dieser Untersuchung ergab sich, daß er auf keine Weise n dem christlichen Glauben abgewichen sey; worauf ein Erkenntniß gegeben wurde, das ihn frey sprach und unschuldig an der ihm Schuld gegebenen Ketzerey erklärte.

Es ist ungewiß, was dem Schicksale Kola's diese günstige Wendung gegeben hat, ob sie bloß seiner Klugheit oder dem Einflusse anderer Umstände zuzuschreiben, oder ob von der Zeit die Erbitterung gegen einen Mann vermindert oder aufgehoben worden sey, dem man vor einigen Jahren auf alle Weise nach dem Leben gestrebt hatte und der den Nachstellungen der römischen Großen und des päpstlichen Legaten — die desto eifriger, je einiger beyde auf einige Zeit waren — nur durch Verborgenheit, Verstellung und Flucht entgehen konnte.

Wenn auch die Zeit und die eigene Klugheit Kola's nicht wenig gethan haben mögen, so läßt sich das Verfahren, das man gegen ihn beobachtete und bey dem sich ein so großer Widerspruch von Härte und Schonung zeigte, am leichtesten aus dem, was indessen in Rom vorgefallen war und aus der Absicht erklären, die man an dem päpstlichen Hofe gefasset hatte, eben den gefährlichen Mann, dem man schon einmahl das päpstliche Interesse anvertrauet hatte, wiederum als eine Maschine zu brauchen, durch die man von neuem versuchen wollte, die Übermacht der römischen Baronen zu brechen.

Vieles mochte zu der Verurtheilung des Tribuns und zu der erbitterten Verfolgung desselben nach seiner Flucht aus Rom der Haß beygetragen haben, welchen Clemens persönlich und um so heftiger auf ihn werfen mußte, je öfter die Hoffnungen, die er sich von ihm gemachet hatte, getäuschet worden, je mehr die politischen Plane, die er durch ihn durchzusetzen gesucht hatte, mißglückt waren und je öfter er ihm auch vergeben hatte; denn bey einem neuen Anlasse zum Mißvergnügen kehret das Andenken an alte Beleidigungen leicht und willig zurück.

Alles, was persönlich in dem Verhältnisse zwischen dem Papste und dem Tribune war, mußte verschwinden, als Clemens starb; auch brachten die neueren, vielfältigen und glücklichen Usurpationen des Adels, durch die beynahe alle Macht des Papstes über das römische Gebieth vernichtet worden war, die ältern Eingriffe des Tribuns in Vergessenheit. Dieser hatte ja auch meistentheils mit einiger Mäßigung gehandelt; immer mit seiner Religiosität ein Gepränge getrieben und eine geistliche Unterwürfigkeit gegen den Papst gezeiget. Überall hatte er nur von einer römischen Republik gesprochen und nur dieser alles unterwürfig zu machen vorgegeben. Alle Gewalt hatte er im Nahmen dieser Republik in Händen, und dieß mußte der päpstlichen Politik wenigstens darum zusagen, weil es nur darauf ankam, sich die von dem Tribun über Rom gestiftete Herrschaft — die immer nur Einem einzigen abzugewinnen war — zuzueignen. Nun war sie in so viele einzelne Herrschaften getheilet, als adeliche Usurpatoren sich in das römische Gebieth getheilet hatten, in Unabhängigkeit von Rom lebten und einzeln gebrochen werden mußten, aber um so schwerer zu brechen waren, je mehr jeder, anstatt eines sogenannten allgemeinen oder öffentlichen, ein eigenes Interesse zu vertheidigen hatte.

Diese kleinen Herrscher und Tyrannen, wie sie sich der Papst dachte oder nannte, zu unterdrücken, war für Innocens höchstes Ziel.

Deßwegen schickte er Herrn Gilio Conchese, einen spanischen Cardinal, als Legaten nach Italien, den Kola begleitete, weil der Papst, wie es schien, alle Mittel versuchen wollte, seine

ganz gesunkene Macht über Rom und das römische Gebieth wieder herzustellen, und weil unter diese Mittel auch gehörte, durch einen Mann auf die Gemüther der Römer zu wirken, der vormahls ihre Gunst in einem so hohen Grade besessen und unumschränkt über sie geherrschet hatte.

Gerade als Kola feyerlich freygesprochen und aus dem Gefängnisse entlassen worden war, machte der neue Cardinal-Legat Anstalt, nach Italien zu ziehen. Kola zog mit ihm von den Segenswünschen des Volks in Avignon begleitet. Aber wie hatte sich, seit er von dem Regimente und in Italien, Deutschland und Frankreich als ein Flüchtling umhergezogen war, die Lage der Sache verändert!

Zwischen dem päpstlichen Legaten und den Baronen war nach Kola's Flucht aus Rom eine Freundschaft gestiftet worden, die um so weniger von Bestand seyn konnte, je mehr das Interesse und die Absichten der Verbündeten getheilet und einander widersprechend, und je mehr die Baronen nur darauf bedacht waren, sich in den Besitz der Kirchengüter zu setzen oder darin zu befestigen, deren sie sich, während der Verwaltung des Tribuns, durch Gewalt oder Furcht bedrängt, begeben hatten. Dieser Zwiespalt der Absichten und Gesinnungen, den nur der gemeinschaftliche Haß gegen einen Usurpator auf einige Zeit verhüllet hatte, zeigte sich bald greller als zuvor. Er wurde durch die Vorwürfe genähret, die sich jede Partey darum selbst machen mußte, daß sie ihr eigenes Wohl bey einem widernatürlichen Bündnisse blindlings vernachlässiget hatte.

Dem veränderlichen, übermüthigen Volke, in dem unaufhörlich ein Geist der Unruhe, eine Sehnsucht nach Neuerungen herrschte, konnte diese Stimmung nicht lange verborgen bleiben, und — durch Nachsinnen oder Instinkt — bemerkte es, daß bey der, sich immer mehr offenbarenden, Trennung des Adels und des Legaten und in den alten, aufs neue bestärkten, Feindseligkeiten der aristokratischen und der kirchlichen Macht, der Zeitpunct, wo nicht seiner Übermacht und Unabhängigkeit, doch seiner Ungebundenheit gekommen sey. Diese Stimmung wurde bald in einer Verachtung und Geringschätzung des päpstlichen Legaten und der Baronen sichtbar, welche mehr als einmahl die öffentliche Sicherheit gefährdete.

Was sich von selber und durch den natürlichen Gang der Sache begab, oder wobey wohl auch ein geheimer Einfluß des verbannten lange in der Nähe Roms vogelfrey herum irrenden, vielleicht auch manche Machinationen versuchenden Tribuns im Spiele waren, das suchte man dem Geächteten alleine zuzuschreiben, vielleicht aus Überzeugung — weil man gerne auf einen verhaßten Menschen alle Vorwürfe häufet, auch den alten Haß durch neue Beschuldigungen gerne rechtfertiget und vergrößert, — vielleicht wider Überzeugung, um das unruhige Volk zu beruhigen, seinen Unwillen auf den Verbannten zu lenken und für sich selber eine Rechtfertigung und eine schickliche Art zu finden, durch die man manche Ausschweifung desselben unbestraft lassen und manches der Vergessenheit Preis geben durfte, was nur die offenbare Ohnmacht ungeahndet lassen mußte und konnte.

So geschah es, daß, als drey Jahre nach der Flucht des Tribuns, im Jahre 1350, von dem Papste, Clemens IV., ein allgemeiner Ablaß auf ein ganzes Jahr verkündiget worden war, mehr als einmahl in Tumult die allgemeine Verachtung ausbrach, die gegen ihn und seine Stellvertreter in den Gemüthern des Volks entstanden war.

Damahls befand sich Herr Annibalo de Ceccano, Cardinal von Bologna, als Legat der Lombardey und als Stellvertreter des Papstes in Rom. Er war von diesem mit dem doppelten Auftrage abgeschicket worden, das Volk im Zaume zu halten und für die Zufuhr der Lebensmittel zu sorgen, damit es der ungeheuern Menge von Pilgrimmen und Fremdlingen, die zu dem Jubiläum nach Rom kamen, nicht an Unterhalt fehlen möchte. Beydes gelang ihm schlecht. Er verkundigte den Ländern, Städten und Fursten der Christenheit Ablaß. Er legte den Wallfahrern Bußen auf und verkürzte oder verlängerte die Dauer derselben. Er erlaubte und geboth, daß fünfzehntägige Bußübung in Einem Tage verrichtet werden könnte und sollte, um es dahin zu bringen, daß Rom die aus allen Völkern und Gegenden der Christenheit zuströmenden Menschen, die es nicht auf einmahl zu fassen vermochte, nach und nach aufnehmen könnte; auch sorgte er dadurch mittelbarer Weise für die Lebensmittel. Er las die Messe in einem Ornate und mit einem feyerlichen Gepränge, wie sie der Papst zu halten pflegte. Wie durch die Würde seines Amtes und seiner Person, so wollte er auch durch das Beyspiel eigener Andacht auf die Gemüther des Volks wirken; doch stillte alles dieses den unruhigen Sinn des letztern nicht.

Der unbedeutendste Anlaß konnte einen Tumult stiften. Der Legat hatte ein Kamehl bey sich, viele kamen es zu sehen, manche trieben ihren Muthwillen damit. Ein Diener des Legaten wurde darüber unwillig und wollte das Volk fortweisen, brauchte aber dabey Schimpfreden. Das Volk gerieth darüber in Wuth und rottete sich vor dem verschlossenen Pallaste, wohin sich der Diener geflüchtet hatte, zusammen; nur mit großer Mühe wurde es zur Ruhe gebracht. So gering war seine Achtung gegen den Legaten und so groß seine Geringschätzung gegen diesen Stellvertreter des Papstes, daß sie den Zorn gegen einen niedrigen Diener desselben schnell auf ihn übertrugen und kaum zu besänftigen waren.

Als der Legat, eigener Bußübung willen und um für sich selber den, bey der Feyer des Jubiläums verkündigten Ablaß zu gewinnen, einen feyerlichen Umzug in allen Kirchen Roms erbaulich hielt, und gerade von der St. Peters- in die St. Paulskirche zog, wurde sogar nach ihm mit Pfeilen geschossen, wovon einer in seinem Hute hängen blieb. Zwar drang man in das Haus, woraus der Pfeil abgeschossen worden war, aber die Thäter waren durch eine Hinterthüre entflohen. Zwar wurde das Haus niedergerissen, aber der Legat fand, daß man zu wenig Antheil an seinem Schicksale nähme, so daß er sich bitterlich darüber beklagte, und wähnte und ausrief, daß Rom zu einer Wildniß geworden sey.

Sein Zorn wuchs während dieser Ausrufungen. Vergebens stellte er Nachforschungen nach den Verbrechern, welche die meuchelmörderischen Anschläge auf ihn gemachet hatten an; vergebens suchte er, sich selbst immer mehr erbitternd, mit sinnreicher Anwendung seiner Gelehrsamkeit in dem Kirchenrechte, ihre Strafwürdigkeit zu zeigen und zu vergrößern.

Je weniger er entdecken konnte, desto mehr wuchs der Verdacht, den er gefasset hatte und auszubreiten suchte, daß niemand anders, als der entflohene, aber noch immer gefürchtete, und, ungeachtet aller Nachstellungen unentdeckte Tribun der Urheber des an ihm verübten gräßlichen Verbrechens gewesen sey.

Er sprach hierauf eine fürchterliche Verwünschung wider ihn und wider jeden aus, der sich gegen ihn vergangen habe, ob er

en Verdacht einzig auf den Tribun warf, und die an-
von ihm verführte Menschen ansah. Daher belegte er
neuem, als einen Ketzer und Schwärmer, mit der Excom-
on und mit Fluch und Bann.

e unmächtige Rache des Legaten half nichts und die un-
timmung der Gemüther dauerte fort, nur wurde sie um
licher, da sie sich auch gegen die Großen Roms wendete.
begab es sich, daß in demselben Jahre 1353, während
nzeit, an einem Sonntage ein Auflauf des Volks ent-
tf einmahl hatte sich auf dem Markte der Aufruf: „Rö-
mer!" hören lassen, als ob dadurch das Volk erinnert
sollte, sich an den Senatoren zu rächen, die Kornwu-
ieben, das Getreide aufgekaufet und versendet, und da-
eurung verursachet hatten. Das Volk, wenn es von
gedrückt wird, hat nichts mehr zu fürchten und zu ver-
s spricht nicht mehr, sondern es handelt. Einer der Se-
wurde ermordet, der andere rettete sich durch die Flucht.
urung ließ alsbald nach und die Zufuhr wurde wieder

gebens hatte mit der unmächtigen Regierung der Se-
die eines Tribuns und ersten Consuls, Francesco Ba-
, welcher einige Versuche zum Guten machte, auf kur-
abgewechselt. Senatoren löseten ihn wieder ab und die
dauerte fort.

se und die aus ihr entspringenden, unaufhörlichen Un-
ußten bey dem Volke das Andenken an den Tribun ver-
den sie längst zu hassen aufgehöret hatten. Die, durch
cher entstandene, Theurung mußte es an die Vorsorge
rinnern, mit welcher er einen Vorrath von Lebensmit-
ey zu schaffen gesucht und die Anlegung von Magazinen
et hatte. Das unruhigste Volk ringt nach Ruhe und
g, und oft greift es nur bey einem gerechten Zweck nach
n Mitteln.

dieser Stimmung befand sich das römische Volk, als der
wieder nach Italien zog, theils aus eigenem Entschluß,
on dem Papste dahin geschickt, der mit dem römischen
ist in gleicher Lage war.

der Legat nach Italien kam, fand er, daß der Kirche
ige Städte des Patrimoniums noch unterthänig wären;
sten hatten sich eigene Herrscher gewählt oder glücklichen
oren unterworfen.

er wohl sehr betroffen war und nicht wenig erstaunte
se schlimme Lage der Sachen, so verließ ihn doch seine
ssenheit nicht. Mehrere glückliche Ereignisse unterstützten
nternehmungen wider die Feinde Roms und der Kirche,
ie er, so übermüthig sie auch waren, eine so große Ge-
zung hatte oder affectirte, daß er es unter der Würde
he zu seyn vorgab, gegen sie das Kreutz predigen zu las-
wohl dieß damahls nicht nur die gewöhnlichste, sondern
wenigstens für die Kirche oder für die, welche ihre Par-
er waren oder zu seyn vorgaben — die einzige sichere
, ein Heer zu werben.

ige Städte ergaben sich dem Legaten sogleich freywillig
rch Bestechung. Die Tusker, Perusiner, Florentiner und
r verbanden sich mit ihm, und durch ihre Hülfe brachte
Heer zusammen, mit dem er den Prefetto von Viterbo
e und unterwarf, nachdem dieser der Kirche trüglich Ge-
versprochen hatte. Dieß hatte er nach der, damahls in
Italien gewöhnlichen Manier gethan, durch die man die Angrif-
fe eines übermächtigen Feindes abzuwehren suchte, durch eine zeit-
liche Unterwerfung oder durch Versprechungen, denen nachzu-
kommen man nie die Absicht hatte. Man wandte sie nur an, um
dem erzürnten Feind kecker ins Angesicht sehen, und, sobald er
den Rücken gewandt hatte, ihn desto leichter verspotten, und sei-
ner Leichtgläubigkeit wegen, sogar verachten zu können.

Wie den Prefetto, so unterwarf sich der Legat auch die
mächtigen Malatesta's, die er mit kluger Schonung behandelte,
indem er ihnen ihre eigenen Güter ließ und sie sogar zu Heer-
führern der Kirche gegen ihre Rebellen machte. Hierauf wendete
er sich gegen Francesco Ordelaffo, der sich im Besitze vieler Kir-
chengüter und in unaufhörlichem Kriege mit der Kirche befand.
Von dieser war er in den Bann gethan, und alles, was ihm un-
terthänig war, mit dem Interdict beleget worden.

Ordelaffo spottete des Bannes und des Interdicts.

Als eine Glocke zu seiner Excommunication geläutet wur-
de, geboth er, mit allen übrigen Glocken zu läuten. Das Bild-
niß des Papstes und die der Cardinäle ließ er öffentlich verbren-
nen, die Priester zwang er mit Gewalt zur Verrichtung ihres
Amtes, und seinen Vertrauten versicherte er, daß durch Fluch
und Bann, womit er und sie beleget wären, weder Brod und
Fleisch, das sie genössen, einen Nebengeschmack, noch der Wein,
den sie tränken, einen Kahn bekommen habe.

Dieser Feind der Kirche war um so gefährlicher, je mehr er
Geistliches und Weltliches zu vermischen beflissen war, um über
beydes zu triumphiren. Dabey führte er eine treffliche, wohlthä-
tige Regierung, die ihm die Liebe seiner Unterthanen erwarb und
sicherte. Seine Kinder ermordete er, die ihn, als ihre Mutter
in die Gefangenschaft des Legaten gerathen war, um Frieden
mit diesem und um Unterwerfung gegen die Kirche flehentlich
bathen, und als zu der letztern der Legat ihn aufforderte, ließ
er ihm sagen, daß er ihn hängen lassen würde, sobald er ihn in
seine Hände bekäme, auch von keinem Feinde eine größere Scho-
nung verlange, als er ihm selber zu erweisen geneigt sey.

Gegen einen Feind, der alles wagte und alles zu befürchten
hatte, und in dem eine, durch die Verzweiflung geweckte Kraft
mächtiger wirkte, als alles, was der Muth oder die Besonnen-
heit eingibt, mußte der Krieg langwierig seyn und konnte nicht
anders, als mit der höchsten Erbitterung geführet werden.

Mit Glück wurde er beydes, sowohl unter dem Cardinal
Gilio, als unter seinem Nachfolger, dem Abt von Burgund.

Dieser ließ das Kreutz so oft predigen, als er ein neues
Heer werben, oder das alte verstärken wollte. Am günstigsten
für die Sache der Kirche war der Antheil, den die Stadt Rom
daran nahm. Sie sammelte ein Heer und zog damit dem Lega-
ten zu Hülfe.

Zu Anfang dieses langwierigen Krieges befand sich Kola
immer zur Seite des Legaten und in der Eigenschaft eines Rit-
ters wohnte er allen Kriegsunternehmungen bey. Da kamen die
Römer in das Lager sowohl, als in die Städte, in denen er sich
aufhielt, um ihn zu sehen und zu besuchen. Das gemeine Volk
folgte überall seinen Schritten, froh und erfreut, daß es ihn
wieder sehen konnte. Die Erbitterung über den Tribun war bald
nach seiner Flucht aus den Gemüthern der Römer verschwun-
den. Die Theilnahme an seiner Person war erhöhet worden durch
die Gefahren, welche er seit seiner Flucht aus Rom bestanden
hatte. Ihn anzusehen und von ihm zu sprechen, machte ihnen

das größte Vergnügen; sie meinten und sagten, der Tribun habe ein hartes Schicksal bestanden, indem er den Verfolgungen der Großen glücklich entgangen sey. Immer war eine große Menge von Römern um ihn versammelt; täglich fanden sich diese von neuem ein, um ihn zu besuchen. Sie redeten ihm zu, in seine Vaterstadt zurück zu kehren; sie beschworen ihn, sich des erniedrigten Roms von neuem anzunehmen und ihm seine alte Hoheit wieder zu geben. „Sey dann," setzten sie hinzu, „wieder „Gebiether über unsere Stadt!"

Sie versprachen viel, vermochten aber und hielten wenig. Es fehlten dem Tribune alle Mittel, nach Rom zurück zu kehren. Denn es ohne Unterstutzung zu thun, war theils zu gewagt, theils konnte der herrschbegierige Mann nicht hoffen, ohne sie seine alte Gewalt in der Stadt wieder zu erlangen; worauf doch sein ganzes Sinnen gerichtet war.

Wenn nun auch die leeren Versprechungen der Römer dem Tribune nichts helfen konnten, so sah er doch in ihnen sowohl die guten Gesinnungen und die Anhänglichkeit ausgedrückt, die sie zu ihm hatten, als die Meinung, die sie über die Angelegenheiten der Stadt Rom und der Kirche hegten. Alles dieses versprach dem Tribun zur Wiedererlangung seiner alten Macht den günstigsten Erfolg. Seine Hoffnungen wurden schnell zu Planen; und diese gab er nicht leichtlich auf, wenn auch die zuerst gewählten Mittel fehlschlugen. Reich an diesen, griff er zu neuen. Der Preis, nach dem er rang, war zu reitzend, als daß er nicht alles versucht hätte, ihn zu erlangen. Dabey blieb ihm immer die Besonnenheit, sich nicht auf die Versicherungen der Römer zu verlassen, und der Entschluß, nicht unbewaffnet nach Rom zurück zu kehren. Denn die Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß man der Volksgunst nur dann versichert seyn kann, wenn man so mächtig ist, ihrer nicht zu bedürfen.

Zuerst eröffnete er dem Legaten, was sich für ihn, und dadurch, setzte er hinzu, für die päpstliche Macht Günstiges ereignet habe, und bath, daß er ihm beystehen und die Mittel verschaffen möchte, nach Rom zurück zu kehren.

Was er hoffte oder begehrte, eine Geldhülfe, empfing er nicht; der Legat konnte oder mochte sie ihm, aus Unvermögen oder Politik, nicht geben. War es, wie es wahrscheinlich ist, das letztere, so glaubte und zeigte der Legat, daß ein Mann, der zur Erhöhung der päpstlichen Macht als Werkzeug dienen solle, zwar niedergehalten, aber auch geschonet werden müsse.

Um zu beweisen, daß er thue, was möglich sey, wies er dem Tribun Einkünfte in und von der Stadt Perosela an, die sich der römischen Kirche unterworfen hatte. Diese Einkünfte, durch die Kola in Abhängigkeit von dem Legaten erhalten wurde, reichten wohl zu seinem anständigen Unterhalt hin; waren aber nicht geeignet, ihm die Rückkehr nach Rom zu erleichtern.

Kola versuchte nun ein anderes Mittel, auf das ihn die Unterstützung des Legaten leitete. Er ging nämlich in den Rath zu Perosela, über den ihm seine Verhältnisse zu der Stadt und die päpstliche Anweisung auf die Einkünfte derselben einen großen Einfluß gaben. Hier both er seine ganze Beredsamkeit auf und stellte seine Plane vor, große Versprechungen gaben seiner Vorstellung ein noch größeres Gewicht, und verschafften seinen reitzenden Worten, welche die Senatoren wie süßen Honig einschlürften, noch größern Eingang. Er gewann sie alle, aber durch die Verfassung der Stadt beschränkt, nach der sie eine genaue Rechenschaft über die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte ablegen mußten, konnten sie ihn nicht unterstutzen, wie er es wünschte, und sie gerne wollten.

Indeß gab sein Aufenthalt in Perosela zufälliger Weise seinen Angelegenheiten eine erwünschte Wendung. Er lernte nämlich zwey junge Männer kennen, die sich gerade in dieser Stadt aufhielten, nämlich die zwey Brüder des hochberühmten Ritter Moreale, die Herren Arimbaldo und Brittone. Sie waren in der Provence gebürtig und ihrem Bruder nach Italien gefolget. Fra Moreale war der Anführer einer großen Compagnie, die ihre Kriegsdienste jedem darboth, der sie reichlich genug bezahlte, außerdem aber den Krieg als eine Kunst oder als ein Handwerk trieb, Städte und Schlösser einnahm, Tausende in Sclaven hinwegführte, alles verheerte und alles plünderte, die sich reichlich bezahlen ließ, für die Abwendung der immer be- gehaltenen und immer gedroheten Kriegsverwüstungen.*)

Damals stand der unter dem Kriegswechsel sich entwickelnde Gehalt des Menschen und des Talentes in großem Werth und die Kraftäußerung galt so viel, als die des Raths. Von den doppelten Usurpatoren, die es damahls gab, durften die kriegerischen, die an kein Land gebunden waren, so lange sie von einem in das andere zogen, alles mit Beyfall und Glück wagen und thun, was die bürgerlichen von dem erwachenden Freyheitsgeiste des Zeitalters beengt, kaum versuchen *durften, wenn* sie nach der Oberherrschaft über einen Staat oder *über eine einzelne* Stadt strebten. Doch wurden nur zu oft die bürgerlichen zu Nachahmern der kriegerischen Usurpatoren; *aber* meistens fielen auch die Kriegsmänner in denselben Widerspruch, daß sie in bürgerlicher Ruhe enden wollten, was sie unter kriegerischem Getümmel begonnen hatten. Obwohl das, was durch Gewalt errungen ist, nur durch Gewalt behauptet werden kann, so wollten sie meistens zuletzt bürgerliche Oberhäupter werden, *um* in Ruhe und Frieden den Lohn langer Thaten rechtlich zu genießen, deren Werth gesichert schien, wenn es auch ihr Recht nicht war. Selten glückte ein so gewagter Übergang.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) So wie von den Kreutzzügen die grossen Compagnien abstammen, so stammen von diesen die stehenden Heere ab. Dieß beweiset die heutige ökonomisch-militärische Verfassung, in welcher, so sehr sich die Kriegskunst auch verändert oder verbessert haben mag, nicht bloß die Spuren, sondern die frischen Züge der ersten Einführung eines eigenen Militärstandes sichtbar geblieben sind: — Die Gewinnung eines vom Kriege lebenden Mannes. Die heut zu Tage sogenannten Compagnien sind die wahren Abkömmlinge der grossen Compagnien des Mittelalters. Eine Geschichte, welche die heutige ökonomisch-militärische Verfassung bis auf ihren ersten Ursprung verfolget, müßte unterhaltend und belehrend seyn. Sie könnte auf manchen verjährten, und darum geschonten, Fehler derselben aufmerksam machen, auch auf Erfahrungen hinleiten, die mehr werth seyn, d. i. mehr eintragen möchten, als von mancher neuen Auflage zu erwarten ist, um welcher Willen die Achtung fur das alte Herkommen willig gebrochen wird, auf dem doch (in verschiedener Rucksicht) die Verfassung und das Wohl von ganz Europa und die Cultur dieses und aller Welttheile beruhet, und das — rechtlich nur von dem Schicksale — rechtswidrig von jedem Menschen vernichtet wird.

Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch den 25., Freytag den 27., und Montag den 30. März 1812.

(37, 38 und 39)

Bruchstücke aus einem noch in diesem Jahr erscheinenden vaterländischen Heldengedicht in zwölf Gesängen, „die Schlacht von Aspern“, von Theone*).

Dritter Gesang.

Nichts größers sieht die Welt, als zwey gewalt'ge Heere, 1
Die gegenüber sich zum Schlagen fertig stehn:
Hier ist — mit Recht genannt — das hohe Feld der Ehre!
Des Ruhmes Tempel ist's, den sie zu suchen gehn.
Auf Felsen hebt er sich in einem Lorbeerhaine
Und Palmenfächer weh'n um seiner Kuppel Gold.
Ihn krönt ein Strahlenkranz vom Regenbogenscheine,
Wer ihn betreten will, kämpft nicht um schnöden Sold;
Denn grimmig droht Gefahr auf jedem seiner Pfade,
Ein Schlund von Flammen voll umgürtet sein Gestade.

Wer Furcht und Schmerz verschmäht mit echtem Mannessinn, 2
Wem Kraft den Busen hebt, wer treu der Pflichten Rufe
Selbst in den Tod sich stürzt — der strebt zur höchsten Stufe
Der Menschheit, und ihm wird erhab'ner Lohn darin.
Zwey Pforten zeiget er; die eine schwarz umhangen,
Ist für die Todten nur; doch wer hindurch gegangen,
Des Nahme untersinkt nicht in dem Zeitenstrom,
Er glänzt mit Feuerschrift am diamantnen Dom;
Die and're, die Trophä'n und frische Kränze schmücken,
Durchziehn, die lebend noch des Sieges Palme pflücken.

Was Wunder, wenn herab von des Olympo's Höh'n 3
Die Himmelskräfte all sich zu dem Schauspiel neigen,
Athene mit dem Schild, Bellona kühn und schön
Der Fernhintreffende, gekrönt mit Lorberzweigen,
Des Argos Siegers List, und Mars, dem Stärke eigen;
Und jenseits aber, auch nicht müßig zuzusehn,
Die Furien der Nacht aus dem Avernus steigen,
Entsetzen, Rache, Wuth und Schmerz mit Angstgestöhn;
So harrt versammelt hier schon Erd' und Höll' und Himmel
Des Zeichens nur zum vollen Schlachtgetümmel.

Nun tönt's! die Trommel schlägt, es schmettern die Trompeten, 4
Des Marsches Melodie fällt feurig zwischen ein
Mit männlichem Fagott, dem muntern Horn und Flöten,
Grell schallt die Harmonie des Orients darein
Nach ihrem raschen Tact, froh, wie zum Brauttanz, treten
Mit lautem Schlachtgesang daher die deutschen Reih'n.
Doch allen eilt zuvor, den Nordmann kühnlich führet,
Der Vortrab rechts, entlang dem busch'gen Donaustrand;
Ihr Ungarn Gyulay's, nehmt den Ruhm, der Euch gebühret!
Des Streites Fackel flog zuerst aus Eurer Hand.

Vor Aspern finden sie, umschanzt mit tiefen Gräben, 5
Zur Linken von dem Fluß, zur Rechten vom Geschoß,
Das Rauch und Flammen speyt, den mächt'gen Feind umgeben;
Nicht eine Schwäche stellt er ihrem Angriff bloß.
Ein Brückchen führet nur den Arm des Stroms hinüber,
Wo in der Luft so dicht ein Kugelschwarm sich regt,
Als leichter Mücken Volk am Sommerabend pflegt;
Doch dringen, Mann an Mann gereiht, sie kühn darüber,
Nicht achtend, ob sie warm des Nachbars Blut bespritzt,
Nicht, ob ihr eig'ner Tod bereits vom Rohre blitzt.

Es lieg', wer fällt; wer lebt, ergänzt die Lücken, 6
Sie ordnen schnell zur breiten Fronte sich;
Zum Sturm heran sieht bang der Feind die Helden rücken,
Umsonst ermannt er sich, sie wieder wegzudrücken,
Schon theilt die Rippen ihm des Bajonettes Stich,
Sie werfen Zug um Zug, sie metzeln fürchterlich.
Nun knallt die Ladung noch in die durchbroch'nen Glieder,
Und strecket Reih' auf Reih' und Todt' auf Todte nieder,
Und wie ein Bergstrom stürzt die allgemeine Flucht
In Aspern's Mauern sich, wo jeder Rettung sucht.

Die Sieger nach; jedoch die Flücht'gen fassen 7
Nun wieder Herz; ein tapf'rer Führer schreyt:
„Halt, Franken, halt, wenn ihr noch Franken seyd!
Eh' mögt das Leben ihr, als diesen Ort verlassen!
Wo ist er, der den Tod mehr als die Schande scheut? —“
Er ruft's, sie stehn; der Kampf wird überall erneu't,
Die Haufen ordnen sich, und sperren alle Gassen,
Und in die Häuser springt, was sich im Fliehn zerstreut;
Vom Rücken, rechts und links, von Dächern und von Wänden,
Entfliegen Schuß und Wurf aus unsichtbaren Händen.

Ein jeder Winkel wird zum schlauen Hinterhalt, 8
Der Ungarn kleine Schaar bedrängt's auf allen Seiten;
Sie müssen Stirn an Stirn mit offener Gewalt,
Sie müssen hinter sich mit List und Mehrheit streiten.
Doch nichts hemmt ihren Lauf! Sie eilen muthig vor,
Es funkelt Spieß an Spieß, es wetzt sich Kling' an Klingen,
Da blitzt's, da kracht's heraus, da donnert es hervor,
Wem Zeit zur Ladung fehlt, sieht man den Kolben schwingen;
Selbst das Unmögliche muß solchem Muth gelingen!
Schon flieht der Feind hinaus zu Aspern's zweytem Thor.

So dicht gedrängt, wie sich der Schafe bange Heerde 9
Aus ihrem Stalle drückt, vom Hirtenhund gescheucht,
So stürzt der Franken Schwarm; daß schon ein Adler fleucht,
Sieht staunend Molitor; auf braungefleckten Pferde
Fliegt er herzu, sein flammend Auge gleicht
Dem Kriegesgott; mit zürnender Geberde
Winkt er den Flüchtigen — umsonst! sie eilen fort;
Er blickt umher, er sieht die Grenadiere dort
Schon kampfbegierig: „Auf! durch Euch, ihr Braven, werde
Der Feigen Schmach gerächt!“ — so spornt sein Feldherrnwort

*) Bekanntlich Fräulein Therese von Artner in Oedenburg.

Die Grenadiere vor nach raschen Wirbelschlägen, 10
Ein Truppenkern von Vielen ausgewählt,
Von hohem Wuchs, an Kraft und Muth gestählt,
Sie schreiten vor, als ging's der Lust entgegen,
Die narbenvolle Stirn verlacht nur die Gefahr,
Sie sah die Saale schon, der Po, die Weichsel siegen.
Wie sollte ihnen jetzt die kleine matte Schaar,
Vom kaum erstritt'nen Sieg erschöpft, nicht unterliegen?
Und doch bekennen sie, daß solchen Widerstand
Ihr Bajonett noch nie zu überwinden fand.

Nur Schritt um Schritt den schwer erkauften Boden 11
Verlassend, ziehet sich nun Gyulay's Schaar zurück;
Es hält ihn noch so mancher ihrer Todten!
Ihr Drängen sieht, ihr weichend Kriegesglück
Der Schützen kühnes Haupt, die eben hier erschienen,
Der Mann, als Jüngling schon der Welt mit Ruhm bekannt,
Den kriegend einst das Volk der tapfern Aretinen
Zum Feldherrn — furchtbar ward es unter ihm! — ernannt,
Vom Anseh'n rauh und fest, gleich seines Schwarzwald's Stämmen
Stürzt er sich jetzt hervor, der Feinde Sieg zu dämmen.

Die Jägerschaar ihm nach; mit lautem Kriegsgeschrey 12
Stürmt, rings umher zerstreut, ihr leichter Trupp herbey;
So wirft der Bienenschwarm sich auf den starken Bären,
Der sich's gelüsten läßt, des Honigs zu begehren;
Umrungen, seitwärts bald, vom Rücken bald gefaßt
Von Kugeln, welche nie des Blutes Trank entbehren —
Der Führer fällt zuerst, so fällt des Schiffers Mast! —
Sieht man die Mützen bald die bunten Schilde kehren;
So mancher Riese streckt sich hin zu ew'ger Rast,
Und alles nimmt die Flucht in niegeseh'ner Hast.

Mit Staunen sieht, die kaum zum Sieg er auserkohren, 13
Bereits zerstreut der hohe Molitor:
Sieht Aspern sich zum zweyten Mahl verloren;
Zornglühend treibt er neue Truppen vor;
„Hinein mit Euch, und wär's das Höllenthor!
Hier ist der Ruhm des Kampf's uns aufgetragen,
Daß er zum Schimpfe ward, soll' uns die Nachwelt sagen?
So lohnet ihr Napoleon's Vertrau'n?" —
„Nein!" schallt's aus Einem Mund, „wie seine Franken schlagen,
Soll er mit Lust, mit Schmerz der Österreicher schau'n!" —

Und nun entbrennt' ein Kampf, wozu mit Schreckensschauern 14
Die Mus' erblassend nur die ernste Tuba leiht:
Es wüthen Tausende um diese blut'gen Mauern,
Erbitterung und Grimm wird Muth und Tapferkeit,
Zaun, Planke, Haus und Hof, und Scheun' und Boden beut
Ein Bollwerk dar, wohinter Feinde lauern;
Den schirmt die Wagenburg, der reißt das Flechtwerk ein,
Woran sein Gegner schleicht; man kämpft nicht mehr in Truppen,
Mann tobet gegen Mann in einzeln Fechtergruppen;
Zu Waffen werden Holz, Rad, Deichsel, Kette, Stein.

In dieser Flur verschanzt hat sich ein Häuflein Schützen; 15
Vom Baume nieder trifft's, vom Keller fährt's herauf,
Sie lauschen hinter'm Thor, sie liegen an den Ritzen,
Aus jeder Spalte zielt und knallt ein Flintenlauf.
Ward jetzt der Hof erstürmt, hat sich's im Haus gesammelt,
Und sprengte Thür um Thür der Flintenkolben ein,
So bleibt der Keller noch, der Boden noch verrammelt;
Zur Scheune bricht indeß ein neuer Schwarm herein,
Und einem frischen Trupp muß dieser wieder weichen,
Der kaum nach Luft geschnaubt auf seiner Gegner Leichen.

Wo ist das gute Volk, das friedlich sonst hier wohnte? 16
Es floh, ließ Hab und Gut dem Krieg zum Tummelplatz,
Zufrieden, wenn das Schwert ihm nur das Leben schonte;
Die Seinen sind um ihn — das ist sein größter Schatz.
Wie zeugt noch das Geräth von seinem stillen Leben!
Hier ist die Kammer noch von Milch und Broten voll,
Des Vaters Zimmerzeug, der Mutter Rocken, neben
Des Säuglings Wiege, daß er ruhig schlummern soll.
Hier stehn — wie floh der Greis? des Ältervaters Krücken;
Die Wand muß Franz und Carl im Kreis der Heil'gen schmücken.

So, ihr Penaten, schützt ihr dieses Haus nicht mehr?
Zerspalten ist die Thür, der Schrank erbrochen, leer,
Am Fuß der Wiege liegt ein Todter voll von Wunden,
Dort in der Kammer kriecht ein Blut'ger unverbunden;
Voll Durst — o Labung! — stürzt er auf den Milchtopf her.
Des Ackerbau's Geräth hat frisches Blut geröthet,
Die Sichel dient zum Schwert, die Sense, Blumen nur
Sonst furchtbar, saus't um Schädel jetzt, und tödtet;
Der Sitz am Scheunenthor, wo sonst der Knabe flötet,
Trägt des verspritzten Hirn's entsetzenvolle Spur.

Um's stille Gotteshaus, statt festlichen Gesängen,
Flucht jetzt der Krieg mit frevelhaftem Mund;
Am Kirchhof ist's, wo sie am wüthendsten sich drängen:
Der Todten liegen mehr auf Grabern als im Grund.
Das Friedensdach, wo fromme Priester wohnen,
Umhagelt Kugelsturm, zertrümmern die Kanonen;
Den Diener Gottes selbst, der an dem Hausaltar
Auf seinen Knieen liegt — er fleht den Herrn zu schonen,
Er beut zum Opfer sich für seine Heerde dar —
Fährt eine Kugel durch den heiligen Talar.

Da stürzt ein junges Weib durch Schüsse und durch Klingen,
Das frische Antlitz bleich, das Auge wild, voll Muth
Und Angst zugleich, als sucht' es rings ihr höchstes Gut:
Der Busen wallt, es fliegt ihr Haar in gold'nen Ringen,
In ein verrammelt Haus will sie gewaltsam dringen,
Sie scheucht, gespannten Hahn's, ein Wehrmann nicht, mit B
Bespritzt, zwey Leichen nicht, vor ihm am Thor erblaßt;
Sie eilet über Sie, sie sprengt die Thüre: „Lasset
Zu meinen Kindern mich!" — So schreyt sie, und der Mann,
Nur Mordes denkend, starrt sie, wie erwachend an.

Und sein Gewehr entsinkt! „Marie!" ruft er, breitet
Die Arme nach ihr aus, die schon mit schnellem Fuß
Den Hof durchlief, und in die Kammerschwelle schreitet;
„Marie! deinen Paul hat Gott hierher geleitet!"
So faßt er sie, und drückt des Wiedersehens Kuß
Auf ihre Wange, die mit rosigem Erguß
Erstaunen, Wonne mahlt, schnell von den theuren Zügen
Wischt sie das Grau'n der Schlacht: „Du bist's, o meine Lust!
Du selbst verschonst dein Haus, so mußte Gott es fügen!" —
Und selig sinken sie auf's neue Brust an Brust.

Nun endlich löst sie sanft sich von des Gattes Küssen: —
„Ach Paul, daß Rose jetzt und Görg uns fehlen müssen!
Wo sind sie? Gott! Ich flog im heißen Sonnenbrand
Von Breitenlee, wo mich die Mutter hielt, die kranke,
Als ich die Schlacht vernahm, hierher, wie ein Gedanke;
Beym Scheiden gab ich sie des guten Nachbars Hand,
Wohin sind sie geflohn? da liegt noch Görgens Mütze,
Da Rosens Tuch — ach hilf sie suchen, meine Stütze
Mein Trost, wenn ich vielleicht sie fänd' in blut'gem Schlaf,
Daß wildes Vieh sie trat, Schwert oder Kugel traf;" —

Beflügelt eilen nun zum Garten hin die Gatten
Wo Bäume, längst gepflanzt, erles'nen Obstes stehn,
Ein Bächlein Silber rollt, die Rebenlaub' um Latten
Sich ranket, Thymian und Rosendüfte wehn,
Und rother Klee sich wiegt im heitern, lust'gen Schatten;
Flugs eilen sie hindurch auf's off'ne Feld zu gehn —
Da: „Mutter, Mutter!" — tönt's, und durch die hohen Spi
Des Grases gaukelt Ros', dem Sommervogel gleich,
Und weiter seh'n sie Görg, umsponnen mit Gezweig,
Wie Häuflinge im Nest, mit gelben Köpfchen sitzen.

Auf ihre Arme schwingt Marie lustberauscht 23
Das Kind, und wirft es dann dem Vater in die seinen;
Umfaßt vom fremden Mann, vom Krieger, will es weinen,
Da hört es Vaterston, erkennet ihn, und tauscht
Bald Schmeichelwort und Kuß, und streichelt ihm mit kleinen
Gefüllten Händchen Wang' und Kinn; indessen lauscht
Dort Görge noch im Laub': „Ich kenne dich schon, Vater!
Auch in dem Wehrmannskleid, ich bin kein solches Kind
Wie Rose, komm zu mir, und esse Kirschen!" bath er,
Und wies ein Händchen voll: „o sieh, wie schön sie sind!"

Zum Knaben eilen sie; mit lächelndem Ergetzen 24
Blickt Paul die Lieben an, und wechselweise faßt
Er sie in seinen Arm, und die Beglückten setzen
Umschlungen sich in's Grün zu lang entbehrter Rast,
Marie schöpft vom Quell, den dürren Gaum zu netzen,
Indessen Görge für den Vater Kirschen pflückt,
Dieß Anschau'n, dieser Trunk, wie hat er ihn erquickt!
Der Kinder hold Geschwätz, Mariens süß' Gekose
Vernimmt er jetzt allein, und nichts vom Schlachtgetose,
Denn in ein Friedensland hat Liebe sie entrückt.

„Ach Väterchen!" sagt Ros', „och wird's noch lang gewittern? 25
Als Morgens es begann, da mußt' ich weinen, zittern;
Frau Grete zog uns fort, doch wir entsprangen ihr,
Die andern Kinder all, die liefen mit den Müttern,
Wir wollten auch bey dir, o Mutter, seyn! — Bey dir
Da hab' ich keine Furcht! Ich fand die Gartenthür,
Du aber warst nicht da, und Blutige erschreckten
Mit Säbeln uns am Thor, daß wir uns hier versteckten,
Dort, in dem Rosenbusch; da flog ein Blitz, und — krach!
Zerschmetterte den Zweig, daß er herunterbrach." —

Paul hebt den Blick; da sieht er mit Entsetzen, 26
Daß ein Kanonenball des Baumes schweren Ast
Herniederschlug, an dem die Kleinen so sich letzen;
Er ruft: „O Theuerste, hier droht Gefahr! Verlaßt
Den Ort! nur mich hält Pflicht, wo Todesregen fallen!"
„Nein," spricht Marie, „nein! in dieser Stunde weich'
Ich nicht von dir, denn Treu' und Lieb' und Kühnheit wallen
In meiner Brust! Tyrols verehrten Frauen gleich
Laß mich für Land und Heerd an deiner Seite raufen,
Und mit dem eig'nen Blut das deinige erkaufen."

„Und sie verläßt du; die allein durch's Feld gerannt, 27
In deinen Armen Trost für jeden Schreck zu finden?
O wie dein Anblick schon die Furcht von ihnen bannt!
Auch mich hat doppelt er zu Muth und Kraft ermannt,
Nimm sie, an welche dich die stärksten Bande binden,
Nimm sie, und fliehe weit!" — Da drückt mit aller Macht
Sie Paul an seine Brust, daß ihre Sinnen schwinden.
Und als sie wieder denkt — fort ist er in die Schlacht!
Sie stammelt auf den Knie'n: „Gott, Segen, Schutz, Erbarmen!"
Und stürzet dann auf's Feld, die Kinder in den Armen.

Anmerkungen.

Zur Stanze 4. Doch allen eilt zuvor, den Nordmann kühnlich führet,

„General Nordmann ließ 2 Bataillon von Gyulay en echelon aufmarschieren, um das Anrücken der Colonne zu begünstigen." Österr. Relat. d. Schl. v. A.

Stanze 5. Vor Aspern finden sie, umschanzt mit tiefen Gräben.

„Der Feind stand vor Aspern in großen Abtheilungen aufmarschirt, hatte zur Deckung seiner Fronte alle Ackergraben besetzt, seine rechte Flanke mit einer Batterie, seine linke mit einem breiten und tiefen Ausgußgraben der Donau, und durch eine Aue gedeckt, auf der sich ebenfalls einige geschlossene Abtheilungen befanden." Öst. Rel. v. A.

Stanze 5. Ein Brückchen führt nur den Arm des Strom's hinüber.

„Obwohl man den Ausguß der Donau nur auf einer kleinen Brücke passiren konnte, die der Feind aus Geschütz und kleinem Gewehr heftig beschoß: so hinderte dieß doch nicht das zweyte Bataillon Gyulay, die Brücke en Colonne zu passiren, sich schnell zu formiren, und dem Feind mit gefälltem Bajonett auf den Leib zu gehen, der sich eiligst nach Aspern zurückzog, wodurch dieß Dorf das erste Mahl genommen wurde." Österr. Relat.

Stanze 11. Ihr Drängen steht, ihr weichend Kriegesglück.

„Bald warf eine neu angekommene Unterstützung des Feindes das Bataillon Gyulay wieder heraus. In diesem Augenblick stieß das Jägerbataillon des Major Schneider zur Avantgarde, Gyulay ward wieder formirt, und der Feind zum zweyten Mahl verdrängt." Öst. R.

Stanze 11. Der Mann als Jüngling schon mit Ruhm der Welt bekannt.

Major, Carl Schneider, Commandant des Jägerbataillons Nr. 2, von Neustadt am Schwarzwald gebürtig, war zwey Jahre in königl. sardinischen Diensten, trat in kaiserliche unter Grün Laudon, kam zum leichten Infanteriebataill. Nr. 4 als Offizier; 1799 im July ward er mit 50 Mann zur Unterstützung des toskanischen Landsturms in der Gegend von Arezzo beordert. Er erwarb sich durch kluges und tapferes Betragen so sehr das Vertrauen des Landvolks, daß es ihn zu seinem General ernannte, und er am 29. August mit ihm Perugia (wo Saget, Chef der 6ten franz. Halbbrigade, commandirte) durch Capitulation einnahm.

Stanze 13. Zornglühend treibt er neue Truppen vor.

„Aber auch jetzt mußten diese Truppen einem neuen Angriff ihrer Gegner weichen." Öst. Rel.

Stanze 14. Und nun entbrennt' ein Kampf, wozu mit Schreckenschauern.

„Beyde Theile erkannten die Nothwendigkeit, Aspern aufs äußerste zu behaupten, und so folgten wiederhohlt die hartnäckigsten Anstrengungen im Angriff und in der Vertheidigung; man focht in jeder Gasse, in jedem Hause, in jeder Scheuer; Wagen, Pflug, Egge, mußte unter einem unausgesetzten Feuer hinweggeräumet werden, um mit dem Feind handgemein zu werden ꝛc." Öst. Relat.

Stanze 18. Fährt eine Kugel durch den heiligen Talar.

Der Caplan des Pfarrers von Aspern wurde, da der Pfarrhof ganz besonders dem Feuer ausgesetzt war, in seinem eigenen Zimmer verwundet.

Eilfter Gesang.

Die französische Armee hat mit einem wüthenden Angriff, von Lannes commandirt, den letzten Versuch gemacht, den Sieg zu erringen. Die Österreicher wanken bereits, als Erzherzog Carl die Fahne von Zach ergreift, und die Feinde in allgemeine Flucht schlägt.

Sie fliehn, die Franken fliehn, und klafft' an ihrem Pfade
Ein Abgrund auf, und stünd' ein neues Heer
Dort gegen sie, und gösse sich das Meer
Lautbrüllend ihnen vor um felsigte Gestade!
Nicht Frankreich denken sie, noch Ruhm, noch Cäsar's Gnade,
Gigantisch stürmt der Schrecken hinterher.
Nur Lannes verweilet noch und mit ihm St. Hilaire,
„Was zögerst du?" spricht der, „sie hält nicht Herme's Suade,
Nicht Ares Beyspiel auf, nicht Jovis Donnerkeil!
Noch keinem Sterblichen ward stetes Glück zu Theil."

„Gibst du bereits die Hoffnung auf?" —
Erwiedert Lannes, „ich nicht, und weh' mir, wenn ich's könnte!
Zu sterben schwur ich, wenn nicht Zeus den Sieg mir gönnte.
Zwar stachelt Furcht jetzt ihrer Fersen Lauf;
Doch schlug uns Einer nur, und wär' er nicht, so krönte
Mich schon Erfolg. Hast du nicht wanken sie gesehn? —
Schon wollte Flucht sie rückwärts drehn,
Jetzt stürzte Carl hervor; ein Wunder war's zu schauen,
Die Fahne rafft er auf, ließ um sein Haupt sie weh'n,
Und Muth, Begeist'rung kehrt' in sie und Selbstvertrauen."

„Voll Staunen sah ich selbst den Kaisersohn, den hohen, 9
Wie er, der Vorderste, in uns're Reihen stürzt':
Allein noch sterblich sind die edelsten Heroen,
Es gnüg't ein Klümpchen Bley — ihr Daseyn ist gekürzt.
Durch Zauberschrecken nur entfloh mein Volk bestürzt,
Wie England's Schaaren einst vor der Pücelle flohen,
Als sie vor unser'm Heer, dem oftgeschlag'nen, stand,
Gehüllt in ihre Oriflamme,
Und wie ein Wesen aus der Elfen höher'm Stamme,
Die Waffen ihnen schon durch ihren Blick entwand."

„Noch ein Mahl will ich sie vereinen,
Noch ein Mahl fodr' ich ihn heraus: 10
Drey Jäger kenn' ich aus der Schaar der Meinen,
Sie schießen dir den Stern des Auges aus!
Ermahnen will ich sie, das höchste Ziel zu wählen,
Fehlt einer, werden zwey nicht fehlen,
Und sieh — der Pfeiler sinkt von Habsburgs altem Haus!" —
Kaum ist das frevle Wort heraus,
So winkt der Würgegeist dem Tod von Bisam's Höhen,
Flugs Montebello'n hinzumähen.

Die Fürsten halten noch, indessen schwere Ballen 11
Durch Smola's Wort gelenkt! um sie hernieder fallen,
Und mancher ihres Heer's, der sich im Kampf verzog,
Noch rechts und links vorüber flog.
Da zeiget ihnen sich ein fürchterlich Gesichte:
Dreyfüßig rannt' ein Roß vorbey mit blut'gem Stumpf,
Darauf saß, sonder Haupt, der Mann mit blut'gem Rumpf,
Der Harnisch hielt den Leib im Gleichgewichte.
Lannes starrt auf Saint Hilaire: „Des Isispriesters Wort!
O Leben, fahre wohl! Ach Freund, nun muß ich fort!" —

So rief der Fürst. Ein grauser Schreckensbothe 12
War die Erscheinung ihm. Wohl wußt' es St. Hilaire,
Und Schauder faßt' auch ihn, was sie dem Feldherrn drohte,
Er hatt' ihm einst des Nachts, gelegt um's Feuer her,
Das Abenteuer traut erzählt als Wundermähr'. —
„Nicht über jeden Wahn kann sich der Mensch erheben
Es hat mich keiner noch der Feigheit angeklagt,
Und dennoch macht mich's oftmahls beben,
Was in den Gräbern einst der Könige zu Theben
Ein Priestergreis mir weisgesagt."

„In einem öden Thal, von Felsen schroff umschlossen, 13
Zeigt ihre dunkle Pforte sich.
Anbethend knie'n vor ihr Granitcolossen;
In Gänge trittst du nun, erhaben, schauerlich,
Von Hieroglyphen bunt erheitert
Gestalten, deutungsreich, doch seltsam wunderlich
Verstümmelt und vereint, woran der Scharfsinn scheitert —
Sie führen lang und tief durch Sphynxalleen dich,
Die Löwen gleich, woran sich Frauenköpfe schmiegen,
Mit Augen ohne Blick hier starr und schweigend liegen."

„Nun findest Kammern du, die dir in Bilderweise 14
Bezeichnen, was das Leben treibt und liebt.
Hier siehst du Waffen, Schild' und Kriegsgeräth im Kreise,
Hier Betten, Sessel, Schmuck, was Ruh und Zierde gibt,
Der Ack'rer zeigt sich nun, der goldnen Saamen streuet,
Und Ernten hoch von Korn und Reis am Nilesstrand;
Ein weißgekleidet Weib, die Harfe in der Hand,
Stellt holde Künste dar, der sich der Mensch erfreuet,
So mußt den bunten Kreis des Lebens du durchwallen,
Da öffnen schwarz und still sich dir des Todes Hallen."

„Ein Wald von Säulen trägt das weite Grabgemach. 15
Da stehn aus einem Block granit'ne Sarkophagen,
Worin die Mumien der Pharaonen lagern,
Gleich Puppen, welche noch der Falter nicht durchbrach,
Erwartend still der Auferstehung Tag.
Gedanken ernster Art durchkreuzten meine Seele;
Ich lehnte mich an einen Sarkophag —
Da rollt' es unter mir, in eine tiefe Höhle
Glitt' ich hinab, und Lampenschimmer wies
Mir ein geräumiges Verließ."

„Die Wölbung gürtete der Kreis der Himmelszeichen,
Die Wand bekleideten längst eingesalbte Leichen;
Allein ein Greis, der an der Lampe saß,
Und tief versenkt, Papyrus Rollen las,
Schien noch den Lebenden zu gleichen.
Zu seinen Füßen lag ein furchtbar Krokodill
Und eine Riesenschlang' umzog mit ihrem Ringe
Ihn, wie ein Zauberkreis. Ich stand betroffen still;
Wacht' oder träumt' ich nur so viele Wunderdinge?
Aus krieg'rischem Instinkt entblößt' ich rasch die Klinge.

Da sah der Greis empor: „Was willst du hier, im Gr
Der Todten?" frug er ernst, und Krocodill und Schlange
Sie fuhren schrecklich auf. Da bleichte meine Wange!
Doch sänftigt er sie gleich mit einem Lotosstab.
Gefaßt versetzt' ich nun: „Dem Menschen ziemt's, das Gr
Zu kennen. Sinnend stand ich an der Pharaonen
Geweihten Maalen, sah die Nichtigkeit der Thronen —
Da rollt es unter mir, da glitt ich hier herab." —
Der Alt' erwiedert' mild: „So will ich deiner schonen,
Weil nicht ein frevler Wunsch in meine Hand dich gab."

Und selber führt' er mich zurück durch die Gemächer,
Indeß er stumm voran mit seiner Lampe schritt.
Vernunft und Eindruck kämpft' in mir; die erste, schwächer,
Erlag; zu folgen glaubt' ich eines Magen Tritt.
„O" rief ich aus, du wunderbarer Rächer
Der Todten, ganz gewiß dringt in der Zukunft Schooß
Dein weiser Blick: o künde mir mein Loos;
Fall' auf dem Schlachtfeld einst ich von des Todes Köcher?
Da stand er still, und hob bedeutend seine Hand,
Und mit dem Lotosstab hin wies er auf die Wand.

Und sieh! ein seltsam Bild berührte seine Spitze.
Das sich an tausende gleich wunderbare schloß;
Noch steht mir's vor dem Aug': dreybeinig lief ein Roß.
Ein Reiter ohne Haupt hielt steif darauf im Sitze.
Die Farben brannten frisch, zu fließen schien das Blut
Von Roß und Mann. Noch hört mein Ohr des Alten Wort:
„Eh' raubet dir kein Feind des Lebens süßes Gut,
Eh' dieser vor dir sprengt zur dunkeln Todespforte!" —
Er sprach's, die Lamp' erlosch, erschüttert war mein Muth.
Und tappend taumelt' ich aus diesem Wunderorte." —

So ließ einst Lannes in einer hehren Nacht
Vor Friedland's blut'gem Tag den Freund sein Inn'res
Und die Verkündigung, der sie umsonst gelacht,
Erfüllt die Gegenwart nun treu zu beyder Grauen.
Vorüber schwebte kaum die blutige Gestalt,
Als ein gewichtig Bley an Lannes Schenkel prallt;
Zerschmettert sind die starken Knochen,
Er sinkt, es zuckt sein Mund im bittern Sterbekrampf,
Und weinend tragen, schon den Feuerblick gebrochen,
Den Helden Krieger aus dem Kampf.

Die Kunde läuft umher, und laut vor Cäsar's Ohren
Ruft sie es aus, was er, was Frankreich jetzt verloren.
Er fliegt herbey: da liegt der Freund ihm ausgestreckt,
Bleich hängen Arm und Haupt hernieder von der Bahre.
„O theurer Kampfgenoß! o meiner Jugendjahre
Geliebter Freund! welch eine Kunst erweckt
Dich mir! — dem herben Schmerz, der mich als Mensch betrof
Steht heut allein die Brust voll Herrschersorgen offen!"
So klaget laut der Fürst, hin über Lannes gelehnt,
Den seine Wimper sanft bethränt.

Der Menschheit Genius, er sammelt diese Zäh:en
Die mehr als ein Triumph Napoleonen ehren;
Der Sterbende wird sanft von ihrem Thau erquickt.
Von neuem athmet er, und Blick und Arme kehren
Zum Cäsar sich empor: „O theurer Fürst! erblickt
Mein Auge nochmahl dich? Ich muß die Welt verlassen.
Viel gab sie mir; allein von dir umarmt erblassen,
Beklagt, beweint, macht auch den Tod beglückt.
Ja ewig lebt mein Ruhm! In der Geschichte Blättern
Wird deine Freundschaft mich vergöttern."

Er spricht's, und schwächer, stets in längern Pausen nur
Hebt sich sein Athemzug, das Aug' erstarrt gebrochen,
Ein leises Röcheln hört man noch im Busen kochen,
Und länger stockt und stockt — jetzt steht die Lebensuhr!
Das erst so rege Herz wird ewig nimmer pochen.
Indessen sitzet fern und ohne Ahndungsspur
Im lieblichen Maison *) die Gattinn, deren Wonne
Und Lust er war, das Loos nicht kennend, das der Tonne,
Das schwärzeste von allen des Geschicks,
Für sie entzieht die Hand des Augenblicks.

Da sitzt das schöne Weib aus Penelopens Stamme,
Beym Arbeitsrahmen im Balkon des heitern Saal's,
Vom Lilienkleid umwallt, erhoben von des Shawls
Buntfärbigem Gewirk. Entschlüpft dem Perlenkamme
Ist halb das reiche Haar; die Büste des Gemahls
Vor sich; darneben liegt, am Busen seiner Amme
Ihr letztes Liebespfand. Zu ihren Füßen spielt
Ein junges Töchterlein, und ein schon klüg'res hielt
Ein seiden Beutelchen ihr hin, ob nichts zu tadeln,
Das für den Vater schon sie wob mit flinken Nadeln.

Da poltern durch die Thür bewaffnet wilde Knaben,
Wie Purpurrosen glüh'n die Wangen hoch erhitzt,
Dem Jüngern troff die Stirn ganz blutig aufgeritzt,
Doch kosend springen sie zur Mutter hin: „Wir haben
Jetzt Krieg gespielt: ich war der Vater, er der Feind,
Geschlagen hab' ich ihn!" — „Ach ja, und in den Graben
Geworfen! Aber ich, ich habe nicht geweint!"
Sich freuend in geheim der schönen Heldengaben,
Drückt sie die Wunde aus, indem sie muttermild
Den Übermuth des Siegers schilt.

Jetzt bringt ein Diener ihr, noch mehr sie einzuwiegen,
Ein frohes Schreiben von des Gatten liebster Hand,
Es athmet Lieb' und Treu', und meldet nur von Siegen
Und bald'ger Wiederkehr in's theure Vaterland.
Sie lies't, indem er starb. O trügerische Ferne!
Die Sonne sieht zugleich, es seh'n zugleich die Sterne
Getrennte Freund'; allein in keiner Strahlenschrift
Je lassen fühlend sie's den Sehnsuchtsvollen lesen,
Ob das geliebte, theure Wesen
Ein Glück jetzt, oder gar der Pfeil des Todes trifft.

Kola di Rienzo **).

(Fortsetzung.)

Auch Moreale versuchte ihn. Durch seine Streifzüge in Italien, bey welchen er ganze Gebiethe verheerte, Städte einnahm und plünderte und ihnen oder andern ihre Freyheit verkaufte, Männer und Weiber hinwegführte und als Sclaven verkaufte oder für sich behielt, oder gegen Lösegeld frey gab, hatte er sich große Reichthümer erworben und mit ihnen die Neigung, ihrer zu genießen und sich ihrer zu erfreuen. Er war Ritter St. Johannis von Jerusalem, und beschloß forthin von seinen Einkünften und für den Orden zu leben.

Was ihm sehr am Herzen lag, seine Brüder zu versorgen, das war ihm durch den Ruhm, den er gewonnen, durch die Furcht, die er einflößete, und durch die Macht gelungen, die er in Händen hatte. Eben derselben Stadt Perofcia, auf deren Einkünfte Kola von dem Legaten angewiesen wurde, hatte er seine Brüder aufgedrungen, und diese Stadt durch Gewalt oder Überredung vermocht, ihnen Pensionen zu geben.

Als nun Kola nach Perofcia gekommen war, um von dieser Stadt Unterstützung zu einem Zuge nach Rom zu erlangen, fand er daselbst die Herren Arimbaldo und Brittone von Narbonna, die sich mit der Stadt Perofcia in demselben Verhältnisse, wie er befanden. Er besuchte den Herrn Arimbaldo, der zwar noch ein Jüngling an Alter, aber an Gelehrsamkeit ein Mann und in den Wissenschaften sehr unterrichtet war. Er speisete bey ihm, und nach Tische brachte er das Gespräch auf Rom; sprach von der vorigen Hoheit dieser Stadt, erzählte mit den Worten des Livius ganze Geschichten. Von den römischen kam er auf die biblischen Geschichten; er eröffnete alle Quellen seines reichen Wissens, sprach viel und immer besser und beredter, indem sein Ehrgeitz durch die Erinnerung an die Begebenheiten Roms und an das erfreuet wurde, was er in dieser Stadt und für sie gethan hatte. Auch die gelingende Beredsamkeit selbst, mit der sich seine Worte ergossen, und in die er sein höchstes Verdienst setzte, befeuerte ihn immer mehr.

Seine Reden und der Enthusiasmus, womit er sprach, setzten alle Gäste in Erstaunen; alle drängten sich um ihn herum, jeder wollte den Redner ansehen, die Entfernten stellten sich, um ihn zu erblicken, auf die Zehen und unterstützten die Knie mit den Händen, alle horchten ihm mit der größten Stille zu, wie er der alten Römer Tapferkeit und Thaten mit immer lebendigern Farben pries. Je mehr ihn und alle Gäste der Wein begeisterte, und je mehr eine ansteckende Schwärmerey in der ganzen Versammlung allgemein wurde, desto mehr fing er an, seine Schilderungen mit Planen und Hoffnungen für die Zukunft zu verweben und auszuschmücken.

Am meisten war Arimbaldo von seinen Worten ergriffen, und von seiner Beredsamkeit, die er anstaunte. Sein ganzes Gemüth wendete sich dem Tribune zu. Es kam bald dahin, daß er ohne Kola nicht seyn und leben konnte. Zuletzt wohnten, gingen, speiseten und schliefen beyde zusammen, und fingen bald auch an, gemeinschaftliche Plane zu entwerfen und auf Unternehmungen zu sinnen, die sie mit einander ausführen wollten.

Worauf Kola absichtlich und mit Kunst seinen neuen Freund leitete, das schien sich, wie zufällig, zu gleicher Zeit in den Gemüthern Arimbaldo's und Kola's zu entwickeln, den alten, bessern Zustand der Stadt Rom wieder herzustellen, das wurde bald ihr gemeinschaftliches Ziel und ihr unaufhörliches Sinnen und Beginnen.

Bald fing Kola an, in den Gesprächen, die er über diesen Gegenstand immer mit seinem Freunde führte, von den Mitteln zu reden, welche angewendet werden müßten, um den gemeinschaftlichen Plan auszuführen. Es ergab sich gleichsam von selber und wurde daher dem Tribun nicht schwer, zu zeigen, daß Geld und Soldaten vor allen Dingen nöthig wären.

*) Maison, Lannes Landsitz; seine Gattinn, jetzt Oberhofmeisterinn J. M. der Kaiserinn Louise von Frankreich.

**) P. Christianus (in Woltmann's Zeitschrift: Geschichte und Politik, vom Jahr 1803).

Zum Anfang waren dreytausend Florenen unentbehrlich. Kola brachte es dahin, daß Arimbaldo dieses Geld anschaffte. Er bewog ihn dazu durch den jugendlichen Enthusiasmus, den er in ihm erweckt hatte, am meisten aber durch die Hoffnung auf Hoheit und Herrschaft, die er ihm einflößete. Denn in den Hintergrund ihrer gemeinschaftlichen Plane und Thaten stellte Kola für Arimbaldo die Aussicht nicht bloß auf einen Antheil an dem Regimente über Rom, sondern wahrscheinlich auf die ganze Regierung dieser Stadt.

Durch diese Versprechungen und Hoffnungen fesselte er ihn am meisten.

Moreale hatte Gelder bey einem Kaufmannn in Peroscia niedergeleget, und Kola bewog den Arimbaldo, auch davon viertausend Florenen zu erheben und ihm zur Ausführung ihrer Plane zu geben. Diese Gefälligkeit Arimbaldo's verflocht seinen Bruder, Moreale, in sein und des Tribuns Schicksal. Arimbaldo suchte nähmlich, ehe er das von dem Kaufmanne erhobene Geld dem Tribun übergab, die Genehmigung seines Bruders zu erhalten. Er schrieb daher an diesen, schilderte ihm mit jugendlicher Begeisterung das Glück, welches sich für ihn ereignet habe.

„Ich habe," schrieb er, „die Herrschaft über die Stadt Rom gewonnen; der Tribun und Ritter, Kola di Rienzo, hat sie mir zugesichert, den die Römer besuchet haben und den das Volk mit sehnlichem Verlangen in Rom erwartet. Er setzte hinzu, daß seine Hoffnung gewiß nicht fehlschlagen werde, aber er sehe wohl ein, daß er das Ziel seiner Wünsche nur durch die Theilnahme und Unterstützung Moreale's, seines geliebten Bruders, erreichen könne, der gewiß nicht entgegen seyn werde, daß er viertausend Florenen von seinen deponirten Geldern erhebe, und sich dadurch in den Stand setze, mit einer bewaffneten Macht in Rom einzuziehen.

Moreale erschrack über diese Nachricht. Er schrieb seinem Bruder: „Je länger ich über dein Unternehmen nachsinne, desto mehr ängstet es mich; ich kann ihm keinen glücklichen Erfolg absehen; ich erblicke überall nichts, als daß du deinen Schultern eine unerträgliche Last aufgeleget hast. Mein ganzes Gemüth widerstrebt deinen übertriebenen Hoffnungen. Da du aber einmahl so weit gegangen und so sehr verstrickt bist, so laß dir den Muth durch meine Bedenklichkeiten nicht nehmen. Führe aus, was du unternommen hast und Gott möge einen guten Ausgang geben! Suche wenigstens, wenn, wie ich befürchte, alles fehlschlagen sollte, die viertausend Florenen zu retten. Gerne und mit bewaffneter Macht will ich dir zu Hülfe kommen, wenn dir ein Unglück zustoßen sollte. Für jetzt ermahne ich dich, mit Muth und Standhaftigkeit das auszuführen, worein du einmahl dich hast verwickeln lassen."

Arimbaldo übersah zu leicht und zu gerne die warnende Stimme, die zu ihm aus dem Briefe seines Bruders sprach, und war hoch erfreuet über die Einwilligung zur Erhebung des Geldes.

Noch mehr als Arimbaldo war es Kola, der, aus Verstellung oder eigener Schwärmerey, in den jugendlichen Enthusiasmus seines Freundes um so leichter einging, je mehr er seinen Planen zusagte.

Er machte nun mit Arimbaldo die nähern Anordnungen, um mit Heeresmacht in Rom einzuziehen. Vor allen schien es den Verbündeten, wahrscheinlich aber am meisten dem Tribune, und durch die Vorstellungen, durch die er auf die Gemüther Arimbaldo's und Brittone's zu wirken wußte — auch dies[illegible] [illegible]tig, daß Kola sich von nun an mit äußerer Würde und ei[illegible]nem anständigen Gepränge zeigen müsse. Dieses war [illegible] Charakter so sehr gemäß, als seiner P[illegible]ik. Denn diese [illegible] um jenes willen an, daß man die Gemüther der Menschen d[illegible] Pracht und äußern Prunk so gut blenden müsse oder beherrschen konne, als durch überlegene Geisteskraft.

Dieß ist ein Grundsatz, der, so oft er auch für [illegible] an-gegeben und ausgeübt worden, dennoch weiter nichts ist, [illegible] der Beweis einer, vergebens versteckten Schwachheit.

So bald sich Kola in dem erwünschten Besitze so [illegible] Geldsummen sah, nach denen er so lange vergeblich getrachtet [illegible]te, nahm er allen äußerlichen Prunk in Kleidungen und Ge[illegible]den und Betragen an, den er vormahls im Besitz seiner He[illegible]schaft über Rom gehabt hatte.

So begab er sich, von Brittone und Arimbaldo begleitet, zu dem päpstlichen Legaten. Er trat vor diesen mit Stolz in [illegible] Haltung und Bewegung seines Körpers und in seinem g[illegible] Bezeigen.

Er selbst war prächtig gekleidet und eine mit neuen Klei[illegible] geschmückte Dienerschaft umgab ihn. Stolz und drohend in M[illegible]nen, den Kopf bald vor- bald rückwärts werfend, sich auf den Zehen bald in die Höhe hebend, bald niedersenkend, und durch alles ein übermüthiges Selbstgefühl verkündigend, stand er vor dem Legaten. Dieser erstaunte, stellte sich aber, *als ob* er den Worten des Tribuns Glauben und Beyfall gebe, ob er *ihm wohl* bedächtlich jede thätige Hülfe, um die ihn Kola bath, versagte.

„Legat," redete ihn dieser an, „ich will nach Rom gehen, „und dir den Weg dahin bereiten; bestelle mich zum Senator „Roms!"

Der Legat bewilligte, was er nicht füglich abschlagen konnte und ertheilte ihm die verlangte Senatorwürde.

Als Kola zum ersten Mahle in Rom aufgetreten war, hatte alles, was er gethan oder was er an und um sich zu zeigen gesucht hatte, in ihm einen Parteygänger des Volks verkündiget; jetzt suchte eben der Mann durch alles zu zeigen, daß er, — den Winken des ihn nach Rom einladenden Volkes folgend — doch sich von eben diesem Volke immer mehr zu unterscheiden und zu sondern suche und in einem ganz andern Charakter wieder auftreten wolle, als in dem er zum ersten Mahle nach der Herrschaft über Rom gegriffen hatte. So wurde der Tribun zum Senator, der Demokrat zum erklärten Aristokraten, ungeachtet das Volk weiter nichts in ihm sah, als mit neuer Liebe seinen alten Abgott.

Was ihm der Legat nicht hatte verweigern können oder wollen, das schien als eine Bekräftigung seiner Unternehmungen von Seiten des Papstes.

Die Truppen, die er zu seinem Zuge nach Rom brauchte, bothen sich gleichsam von selber dar, indem die Malatesta's, als sie sich der Kirche unterwarfen, ihre Kriegsleute entließen, und diese, eines neuen Kriegsdienstes gewärtig, nur auf den Sold sahen, der ihnen angebothen wurde, nicht auf die Sache, für die sie fechten sollten.

Die Deutschen, die sich unter diesen Söldlingen befanden, wollten die, von Kola durch Abgesandte angebothenen Kriegsdienste nicht annehmen, weil sie weder auf ihn noch auf die Römer vertrauten. Diese, sagten sie, sind bösartige, hoffärtige, übermüthige und unzuverlässige Menschen, sie wissen nichts als

ıchen, und Kola ist ein Mann von geringer Her-
m. Wer soll uns für unsern Sold haften, da die
s ihn alle hassen und seine Feinde sind?*) Die
die sich bey diesem Kriegshaufen befanden, meinten
von Kola angebothenen Kriegsdienste würden ihnen
uf einige Zeit Sold einbringen und in den Stand
ren Wünschen zu leben; auch bekämen sie Gelegen-
einen Ablaß zu gewinnen, und hätten die Ehre,
ühmten Mann nach Rom und in sein Haus zurück
enn dieß geschehen sey, könne ja jeder, dem es be-
Abschied nehmen, und, wohin er wolle, gehen.

einung siegte. Sechszehen Fahnen traten in Kola's
d. Er warb noch mehrere Truppen und brach nun
gegen Rom auf. Ohne allen Widerstand durchzog
Thäler und näherte sich dieser Stadt.

rfuhren die Römer seine Annäherung, als sie sich
ten, ihn mit Jubel und mit Freudensbezeugungen
t. Aufmerksam, aber untheilnehmend, bezeigten sich
welche zulassen mußten, was sie nicht verhindern
römischen Ritter zogen dem neuen Senator entge-
ige, als Zeichen des Friedens in den Händen tra-
phbögen waren überall in der Stadt errichtet, die
Silber- und Goldstoffen behangen. Die ganze Stadt
vor Freude nicht fassen, und der Jubel war überall
die Liebe, welche sich in allen Äußerungen des Volks
tigte.

lchen Ehrenbezeugungen und Freudengetöse hielt
hre 1353 seinen triumphirenden Einzug in Rom,
wieder in den Pallast des Capitols eingeführt.

kam vieles von dem wieder, was er auf dem Capi-
lassen hatte. Er hielt eine sehr schöne Rede.

em Hause ausgestoßen, und aus seinem Vaterlan-
t, sagte er, sey er sieben Jahre lang ein Verbann-
und herumgeirrt wie Nebucadnezar. Die Macht
ihn zu den Römern zurück geführet, indem ihn der
Senator von Rom bestellet habe. Dieses Amt habe
nen, nicht weil er glaube, daß er ihm gewachsen
um sich den päpstlichen Gebothen gehorsam zu be-
seiner Rückkehr nach Rom wolle und verlange er
iner Vaterstadt eine gute Verfassung wieder zu ge-
sie ein Regiment des Rechts und der Gerechtigkeit

seine Rede geendiget hatte, ernannte er die Herren
Arimbaldo von Narbona zu Hauptleuten von Rom,
ihnen die Fahnen der Stadt. Schon am folgenden
Gesandte aus den benachbarten Gegenden, die er
fnahm und mit Versprechungen wieder entließ.

el war betroffen. Zurückgezogen und schweigend be-
lles, was geschah, mit gespannter Aufmerksamkeit
auf den Ausgang, während noch immer die Freu-
ngen in Rom fortdauerten.

breiteten sich die bewaffneten Söldlinge, mit denen Kola nach Rom zurück gekehret war, überall in der Stadt aus. Wo man hinblickte, sah man Fahnen und Haufen bewaffneten Fußvolkes umherziehen, so daß es schien, Kola werde das bloß durch die Waffen zu erhalten suchen, was er durch die Waffen wieder erlangt hatte.

Er ließ hierauf von seiner glücklichen Rückkehr eine Nachricht in die Städte und Örter des römischen Gebieths gelangen. Er geboth, daß jeder erscheinen, und was er könne, zur Wiederherstellung und Einrichtung einer guten Regierung beytragen möchte.

Den Sinn dieser Aufforderung drückte er deutlicher aus, als er am vierten Tage nach seiner Rückkehr die Baronen aufforderte, in Rom und vor ihm zu erscheinen und ihm Treue zu geloben.

Dieß war vielleicht nichts, als die versteckte Erklärung eines Kriegs, den er gegen den Adel, und besonders gegen seine alten Feinde, die Colonna's, beschlossen hatte. Wenigstens blieb seine Aufforderung ohne Erfolg, und der Krieg wurde bald unvermeidlich, als Kola an Stephanulo de Colonna zwey römische Bürger als Gesandte abschickte, durch die er ihm gebiethen ließ, sich dem Verfügen des römischen Senats zu unterwerfen. Stephanulo nahm diese Abgesandten gefangen und mißhandelte sie.

Wofern nicht Stephanulo dieses grausame und empörende Opfer, welches er seiner ungestümen Erbitterung und dem Hasse gegen seinen Feind auf eine so treulose und rechtswidrige Weise brachte, als die That eines schon ausgebrochenen Krieges ansah, so konnte sie ein thätiger Krieg, wenn auch nicht rechtfertigen, doch durch den Wechsel der Dinge, den er herbeyführte, aus den Gedanken bringen und vergessen machen.

Stephanulo brach gleich am folgenden Tage nach der Mißhandlung der Gesandten mit seiner ganzen Macht gegen Rom auf, verheerte und plünderte, wo und was er nur konnte.

Das römische Volk war darüber sehr aufgebracht und klagte laut, daß seine Güter dem Raube und der Plünderung Preis gegeben würden. Der Tribun vernahm dieses Mahl das Murren und Klagen des Volks mit Freuden, indem es ihm ein gewünschter Anlaß war, die Römer, während er sich als ihren Beschützer zeigen konnte oder wollte, in ein Unternehmen zu verwickeln, bey welchem es sich desto enger an ihn durch einerley Parteylichkeit anschließen mußte, je mehr diese, wenn auch nur vorübergehend, eine Vereinigung stiftet, die Recht und Unrecht und jedes andere Mißverhältniß leichtlich übersiehet.

Dabey wurde aber auch Kola auf einmahl in ein thätiges Leben verflochten, das ihn der neuen Befestigung seiner Macht in Rom, die er vormahls bey dem Antritte seiner Tribunatsregierung stiller und sicherer begründen konnte, auf einmahl entzog, auch in Begebenheiten verstrickte, bey denen Neigungen sich leichter entwickeln, und Leidenschaften leicht sichtbar und groß werden; ruhige Plane der Mäßigung und Weisheit aber nicht so leicht gedeihen.

Kola beschloß, den Herrn Stephanulo de Colonna, während dieser auf Beute in der Nähe von Rom umherzog, zu überfallen. Er ritt allein, nur von einigen Dienern begleitet, aus der Stadt. Einzeln folgten ihm, theils bewaffnet, theils unbewaffnet, Ritter und Soldaten. Sie zerstreueten sich, als sie zum Thore hinaus waren, durch unwegsame Gegenden und in verschiedenen Richtungen kamen sie auf einem bestimmten Versammlungsplatze zusammen, fanden aber den Feind nicht mehr.

lchen Kriegsdienst verwarfen die Deutschen, weil sie, wie
zeitige italienische Schriftsteller (bey Muratori), der dieses
sagt, einfache und aufrichtige Menschen ohne Trug und
id, die nur dann hinterlistig und trügerisch, und mit allem
esteckt werden, wenn sie einige Zeit mit den Italienern in
aft leben und Kriegsdienste thun.

Stephanulo's Truppen hatten, vorsichtig und des Krieges kundig, die gemachte Beute und das zusammen getriebene Vieh in dem dicken Patano-Walde, der zwischen der Tiber und Präneste lag, versteckt und sich selber verborgen. Von hier hatten sie ihre Beute mit glücklicher Sorgfalt und unversehrt nach Präneste gebracht, und des Tribuns Soldaten fanden nichts mehr, ungeachtet sie alles sorgsam ausforschten.

Sie und Kola zogen sich hierauf nach Tibur, wo sie erfuhren, daß und wie der Feind seine Beute glücklich nach Präneste gebracht habe.

Darüber war Kola äußerst erbittert. „Dieses Kriegsspiel," rief er, wahrscheinlich auf die, welche es angerathen hatten, erzürnt, „mag ich forthin nicht mehr haben! Ein offener Krieg sey „von nun an zwischen mir und diesen Colonna's!"

Er blieb in Tibur, steckte daselbst seine Fahne aus, auf der neben den Insignien Roms sein Wappen gemahlet war, die goldene Sonne am Firmamente, mit silbernen Sternen umgeben.

Unter der Anführung der römischen Hauptleute, der Herren Brittone und Arimbaldo, versammelte sich zwar nun die römische Kriegsmacht um ihn, aber sie war unzufrieden und unzuverlässig. Sie brach bald in laute Klagen aus, als sie vergebens ihren rückständigen Sold verlanget hatte. Vergeblich suchte sie Kola durch Vorstellungen und gute Worte zu besänftigen. Er klagte nun seine öffentliche Noth den Herren Brittone und Arimbaldo, indem er hoffte, sich aus derselben auf eben die Weise zu helfen, wodurch er sich die Rückkehr nach Rom verschafft hatte. Er suchte seine eigenen Plane hinter einem patriotischen Eifer zu verstecken und diesen noch mehr heraus zu heben durch die Macht seiner Beredsamkeit. Wie er immer in zwey Zeitaltern lebte, durch das Bestreben die Vorzeit in der Gegenwart wieder herzustellen, so schien die Geldnoth, in welcher er sich befand, ihm einen Genuß seines eigensten Lebens zu verschaffen, indem er sie lösete durch beredte Anwendung der alten Geschichten der Römer. Auf diese berief er sich bey seinen Freunden, und stellte ihnen vor, Rom habe sich schon vormahls in solcher Geldnoth befunden und sey unvermögend gewesen, den Sold der Soldaten zu bezahlen. Da habe der Consul den Senat versammelt, habe ihm vorgestellt, wie es sich für die, welche öffentliche Ämter und Würden bekleideten, zieme, zuerst freywillige Gaben zusammen zu bringen. „Jeder gab nun," setzte er hinzu, „freywillig, was er konnte, und so wurden die Soldaten bezahlt. Ihr seht, meine Freunde, daß wir jetzt in einer ähnlichen Lage sind, nur mit dem Unterschiede, daß euer Beyspiel die Römer noch mehr befeuern und noch kräftiger zur Nachahmung reitzen wird, als es vormahls das der Senatoren thun konnte. Denn wenn sie sehen werden, daß ihr, ungeachtet ihr Ausländer seyd, vor allen andern zuerst freywillige Geschenke darbringet, so werden sie ebenfalls freygebig ihre Hände öffnen und wir werden dann eine große Geldsumme leicht zusammen bringen und uns aus unserer Noth erretten."

Diese Vorstellungen machten auf die Herren Arimbaldo und Brittone den gewünschten Eindruck. Geschmeichelt durch die Vergleichung mit den Senatoren des alten Roms, schossen sie sogleich eintausend Florenen zusammen, und Kola theilte dieses Geld unter die Soldaten aus und beruhigte sie damit.

Als ihm dieß gelungen war, suchte er nun auch das Volk von Tibur für sich zu gewinnen. Er stellte sich ihm als einen Agenten des Papstes und als einen von den verhaßten Colonna's verfolgten Mann vor, um den Haß, den sie gegen ihn hatten, zu schärfen, und die Zuneigung gegen jenen und zu die Kirche sich zuzueignen. Er versammelte daher das Volk zu Tibur in der St. Laurentii-Straße und hielt eine wohlgesetzte Rede an dasselbe, in welcher er wiederhohlte, was er schon zu Rom gesagt hatte, daß er sieben Jahre aus seinem Vaterlande vertrieben gewesen und als ein Verbannter überall herum geirrt sey. Da habe endlich der Kaiser Carl, der ihm nächstens eine Unterstützung senden werde, sich seiner angenommen. Dann habe er auch die Gunst des Papstes wieder erlanget und sey von ihm zum Senator Roms bestellet worden. Nun trachte er nach nichts, als die unerträgliche Tyranney der Colonna's und besonders Stephanulo's zu brechen, der damit umgehe, die Herrschaft über Rom an sich zu reissen. „Ich will," fuhr er fort, „die Colonna's mit unnachsichtlicher Strenge verfolgen und ausrotten; denn allein dieser fluchwürdigen, übermüthigen Familie ist die Armuth und Noth zuzuschreiben, in welche Rom gerathen ist, während andere Städte sich in Reichthum und Überfluß befänden. Ich habe," setzte er hinzu, „den Krieg gegen sie beschlossen und will nun gegen Präneste aufbrechen und es *zerstören*. Euch, ihr Einwohner von Tibur, beschwöre und bitte ich, mir dabey Hülfe zu leisten."

Was er verlangte, gewährten die Tiburtiner, und von ihnen unterstützt, brach Kola schon des andern Tages gegen Präneste auf, zog auf dem Marsche dahin mehrere *Truppen* an sich und schloß es ein.

Die Kriegsvölker und Compagnien (Masnaden) mehrerer benachbarter Städte vereinigten sich mit ihm, aber vergebens bemühete er sich, ihnen seinen eigenen Haß gegen den gemeinschaftlichen Feind einzuflößen. Die Belagerung wurde von den Verbündeten lässig betrieben. Kola allein war in unaufhörlicher Thätigkeit und erschöpfte sich in Nachdenken und Planen, wie die Stadt zu erobern sey. Immer richtete er seine Augen auf Präneste, und auf den hohen Berg, auf welchem das feste Schloß lag. Oft betheuerte er, daß er es einnehmen werde und rief dann aus: „dieß ist der Berg, der der Erde gleich werden muß!"

Einstmahls entdeckte er, daß die Belagerten noch freye Zufuhr hätten und daß sie sogar ihr Vieh auf die Weide trieben. Als er sich erkundigte, ob und wie diese Zufuhr abgeschnitten werden könnte, gaben ihm die Baronen, die sich in seinem Heere befanden, die Nachricht, daß dieß unmöglich sey, weil die Gegend um Präneste zu rauh und die Berge unzugänglich wären.

Diese Nachricht war zwar ungegründet, aber die Baronen wollten, zwar nicht als Feinde des Tribuns erscheinen, doch mit listiger Gewandtheit den Ausgang der Sache nur abwarten, nicht beschleunigen oder glücklich fördern. Denn dieß verboth ihnen ihre Neigung und ihre Politik, welche ihnen ein unentschiedenes Betragen um so mehr anrieth, je weniger Kola, nachdem er zum zweyten Mahle das Regiment über Rom erlanget, Zeit gehabt hatte, sich, wie das erste Mahl, durch eigene innere Einrichtungen zu befestigen, und je schneller er, nach seiner Rückkehr, in den Krieg verwickelt und dadurch aus der Stadt gezogen worden war.

Der Tribun durchblickte entweder die Gesinnungen der Baronen, oder er wollte sich durch keine Schwierigkeit irre machen lassen, denn er betheuerte von neuem, daß er nicht eher von Präneste abziehen wollte, als bis es der Erde gleich sey. Mit großem Eifer und mit eben so großer Erbitterung vermaß er

sich

ch, dieß zu thun, indem er, sein eigenes voriges Betragen beklagend, ausrief: „wäre ich doch damahls, nach der Niederlage der Colonna's vor dem St. Laurentiithore sogleich mit dem römischen Volke aufgebrochen und gegen Pränesté gezogen! Ohne Widerstand würde ich es eingenommen haben. Nun läge es zerstört, das römische Volk lebte in Frieden und Ruhe, und ich wäre so manchem Ungemache entgangen."

Kola ließ hierauf alle Weiden der Pränestiner und die ganze Ebene um die Stadt verwüsten. Nur der obere, fast weniger als der dritte Theil der Stadt blieb verschont und unzerstört; und dennoch mußte Kola, ungeachtet seiner eifrigen Anstalten und der gemachten Fortschritte, nach acht Tagen von Pränesté abziehen. Dazu nöthigten ihn die Spaltungen in seinem Heere, die täglich zunahmen, und der Verdacht, welcher entstand, oder gegen einige der Verbündeten von ihren Feinden in dem Lager ausgebreitet wurde, daß sie zu den Belagerten übergehen und der Stadt zu Hülfe ziehen würden.

Am meisten wurde Kola von seinem eigenen Gemüthe bestimmt, das mit so großer Erbitterung gegen die Colonna's angefangene Unternehmen aufzugeben, da es entweder von Absichten und Planen befangen wurde, die ihm näher und mehr am Herzen lagen, als die Befriedigung seines Hasses gegen die Colonna's oder sich eine günstige Gelegenheit zeigte, sich von einigen Männern zu befreyen, die ihm wahrscheinlich eben so verhaßt seyn, als sie ihm immer lästiger werden und als er täglich fühlen mußte, daß er ihnen allein seine Rückkehr nach Rom und sein wieder erlangtes Regiment zu verdanken habe.

Dieß waren die Herren Brittone und Arimbaldo, und ihr Bruder Moreale, welcher zu seinen Brüdern gekommen war, nachdem sie sich mit Kola vereiniget hatten und von diesem in seine und in die Begebenheiten der Stadt Rom verwickelt waren.

Moreale, der ältere und welterfahrnere Mann, theilte mit seinen Brüdern den jugendlichen Enthusiasmus und die leichtgläubige Zutraulichkeit zu dem Senator, Kola, nicht. Seine Theilnahme an den Begebenheiten Roms war dennoch so groß, als sein Scharfblick, da beydes durch sein eigenes Interesse geweckt und gestärkt wurde, indem ja Alles, was sich in Rom begab, eingeleitet worden war, durch das von seinen Brüdern leichtsinnig aufgenommene und leichtgläubig dargebothene Geld.

Kola mußte den scharfsinnigen Mann, der seine Brüder so ernstlich vor ihm gewarnet hatte, eben so sehr in Moreale scheuen, als den Eigenthümer und Gläubiger der ihm anvertrauten Gelder lästig finden. Ein günstiges Ereigniß both sich dar, seiner los zu werden, und diese Gelegenheit schien nicht ungenützt vorüber gehen zu dürfen. Eine Magd Moreale's hatte ihn öfter, während er bey seinen Brüdern war, sagen gehört, daß er nicht ruhen wolle, bis der Tribun ums Leben gebracht sey, denn er und seine Brüder hätten durch ihn alles, was sie gehabt, verloren, ohne die Hoffnung zu behalten, je etwas wieder und von Kola auch nur ein gutes Wort zu bekommen. Diese, obwohl nicht unwahrscheinliche Nachricht war sehr zu bezweifeln, da sie die Magd dem Tribun aus Erbitterung über Moreale mittheilte, mit dem sie sich entzweyet und der sie im Zorne thätlich gemißhandelt hatte.

Über diese Mißhandlungen beschwerte sie sich bey Kola, und entdeckte ihm die Äußerungen ihres Herrn, die leichter als Aufwallungen eines augenblicklichen Unwillens, als wie ernsthafte Anschläge auf des Senators Leben angesehen werden, und eben so leicht bloße, von der Rachgierde eingegebene Erdichtungen der Magd seyn konnten. Aus dem bereitwilligen Glauben, den Kola diesen Nachrichten gab, aus den schnellen Maßregeln, die er nahm, und aus der Ausdehnung, welche er den letztern verlieh, läßt sich schließen, daß die Männer, gegen welche jene gegeben und diese genommen wurden, ihm sehr zuwider oder verdächtig geworden waren, weßwegen er jede Gelegenheit, ihrer los zu werden, mit Freuden ergriff.

Er lud den Ritter Moreale zu sich ein, und ließ ihn dann in ein Gefängniß des Capitols werfen und in Ketten legen. Auch Arimbaldo und Brittone, welche durch die Aussage der Magd beschuldiget waren, daß sie dem Herrn Moreale beygestimmet hätten, wurden gefangen genommen, weil es durch die Einigkeit mit ihrem Bruder erwiesen schien, daß sie den Tribun eben so sehr, als dieser haßten.

Als sich Kola dieser lästigen oder verdächtigen Freunde versichert hatte, lag ihm die Sorge zunächst am Herzen, wie er seine erklärten Feinde, die Colonna's, demüthigen und Pränesté einnehmen könne.

Das größte Hinderniß, das sich ihm nun entgegensetzte, war der Geldmangel. Durch das, von Moreale's Brüdern vorgeschossene Geld waren die Soldaten nur auf kurze Zeit befriediget worden, und sie murrten von neuem, als ihnen der Sold nicht bezahlet werden konnte, den sie laut verlangten.

Durch dieses Bezeigen seiner Truppen wurde Kola in große Verlegenheit und Unruhe gesetzet. Dieß hörte Moreale, der die Ursache seiner Gefangenschaft, obwohl sie ihm nicht kund gemachet worden war, in der Feindseligkeit der beleidigten Magd leicht auffinden konnte. Um so mehr, als er dem Tribun von jeher gemißtrauet hatte, besorgend, daß sein Untergang unvermeidlich sey, ließ er an Kola die Nachricht gelangen, daß er alles Geld, und so viel Soldaten, als zu dem Kriege gegen die Colonna's nöthig wären, aufbringen wollte. Aber die Schwäche, die einen Feind zu gewinnen sucht, um den andern zu vernichten, war entweder nicht in dem Charakter des Tribuns, oder er hatte sie, was wahrscheinlicher ist, abgeleget. Seine Feindseligkeit gegen die Colonna's minderte die gegen Moreale nicht.

Auf des Tribuns Befehl wurde dieser in der Nacht zur Tortur geführet, deren Martern ihn weniger, als der Gedanke erschütterte, daß man ihn, einen so hoch berühmten Ritter, so sehr erniedrigen und der Folter Preis geben wollte. Mit inniger Verachtung hob er selbst das Folterseil von der Erde ein wenig in die Höhe, und beklagte mit großem Unwillen weniger den bösen Willen, als die Unwissenheit, die einen Ritter zur Tortur bringen wolle. Er wurde hierauf zu seinen Brüdern zurück gebracht, aber das Leben verachtend, sobald es auf eine unwürdige Art erhalten werden mußte, erbath er sich nichts, als einige Zeit zu Todesvorbereitungen. Er beichtete hierauf seine Sünden, ermahnte seine Brüder zur Einigkeit, indem er ihnen mit einem, in sein Schicksal sehr ergebenen Sinne, den Wechsel menschlicher Dinge vorhielt, das, was er in der Welt erfahren, und wie nichtig ihm alles menschliche Beginnen erscheine, vorstellte, sie an ihre viel versprechende Jugend erinnerte und sich glücklich pries, daß er in eben der Stadt sterbe, wo die heiligen Apostel Petrus und Paulus, ihr Leben beschlossen hätten.

„Beklagt mich nicht," sagte er zu seinen Brüdern, „ich scheide recht gerne vom Leben. Ich hoffe bey Gott Barmherzigkeit zu finden, und zu seiner Anschauung zu gelangen, da ich ja immer

recht zu handeln mich bemühet habe. Ihr seyd noch Jünglinge, ihr habt euch über das Schicksal noch wenig zu beklagen, ich bitte euch, seyd einig, und handelt überall, so lange ihr lebt, so, wie ich mich bestrebte, als gerade, tapfere und gerechte Männer!"

Nicht der über ihn ausgesprochene Tod, sondern bloß die Todesart erschreckte ihn, indem in der Sentenz, die ihm am folgenden Morgen verkündiget wurde, des Stranges erwähnet war, und er meinte, daß er dazu verdammet worden sey, ob man ihn gleich zur Enthauptung verurtheilet hatte. Mit religiöser Ergebung und mit ruhiger Fassung ging er — als er des letztern gewiß war — zu seinem Tode. In der Hand trug er das heilige Kreutz, seine Arme waren gefesselt, unterwegs fiel er vor dem Bildnisse der Maria auf die Knie. Mit Verachtung alles menschlichen Thuns und Beginnens, des Lebens und des Todes hörte er sein Urtheil an und mit inniger Geringschätzung rief er: „Wie, Römer! ihr konntet in meine Verurtheilung willigen, da ich euch nie beleidiget habe? Wahrlich! nichts als euere Armuth und mein Reichthum haben mich zum Tode verurtheilet. Aber gerne sterbe ich da, wo Petrus und Paulus ihr Leben endigten." Nur vorübergehend übermannte ihn ein leidenschaftlicher Unwille, dann ergab er sich in sein Schicksal mit einer besonnenen Resignation, machte das Kreutz über den Block zu seiner Hinrichtung, küßte ihn, und rief, als er sich auf denselben legte, spottend aus: „sey gegrüßet, heilige Gerechtigkeit!" Er suchte die bequemste Lage für den Todesstreich und dieser endete schnell sein Leben.

Der Tod dieses hochberühmten und mächtigen Mannes, dessen Nahmen durch ganz Italien erschallte, und die großherzige, heldenmüthige Art, womit er starb, erschütterte die Römer. Solcher Gewaltstreich, der den Senator Kola, von einem, wie er glaubte, sehr gefährlichen, wenigstens sehr verhaßten Manne befreyete, erweckte eine, ihm sehr gefährliche Stimmung in den Gemüthern der Römer. Niemand verbarg den allgemeinen Unwillen, weil ihn jeder theilte. Kola suchte ihn zu überwinden und zu vertilgen durch eine Rede, die er an das Volk hielt, in der er das Leben Moreale's von der gehässigsten Seite darzustellen, recht eifrig suchte, und bey welcher er um so mehr auf einen erwünschten Eindruck rechnen durfte, als er gerade die Saiten berührte, in welchen sich, nach dem damahligen Zeitgeiste, die Gesinnungen des Volkes und des Rittergeistes sehr feindselig berührten. Denn dieser gefiel sich immer nur in den freyesten Kraftäußerungen, indeß das Volk mit einer thätigen, obwohl beynahe unbewußten Verständigkeit auf eine Verfassung ausging, die sich in einem gleichförmigen, immer wiederkehrenden Genusse einer beschränkten Thätigkeit erfreuete und erhob.

Das Volk verwarf den übermüthigen Versuch jeder Kraft und jeder That, auf den das Ritterthum gerichtet war, indem es mit einer hohen Energie und mit großen Aufopferungen die eingeleitete städtisch-bürgerliche Ordnung zu vertheidigen und zu erhalten suchte, sobald sie gefährdet war durch den ritterlichen Kriegssinn, der Thaten als Mittel und als Zweck suchte, und höchstens nach Beute, als nach einem Siegeszeichen verlangte.

„Wie! ihr Römer! sagte Kola, ihr wollt euch über den Tod eines so gefährlichen und verderblichen Mannes betrüben oder beklagen! habt ihr vergessen, was er gethan hat und was er im Sinne hatte. Städte und Schlösser hat er ausgeplündert, Männer und Weiber hat er ermordet oder gefangen hinweg geführt. Man zählt zweytausend solcher unglücklichen gefangenen Frauen. Nach Rom ist er gekommen, nicht unsere jetzige gute Verfassung aufrecht zu erhalten, sondern um sie umzukehren. Die Herrschaft über uns alle suchte er an sich zu reissen. Nur darum leistete und vergalt er Dienste, durch beydes wollte er die Gemüther der Menschen und besonders Euch, ihr Römer, umstricken und verderben. Nichts als Italien zu verheeren, war seine Absicht. Aber wir, ihr Römer, haben ein schöneres und besseres Ziel, und Gott wird uns beystehen, es zu erreichen. Wie man das Getreide wurfelt, damit die Spreu dem Winde preis gegeben werde, so wurde der böse Mann mit dem Tode bestraft, damit ihr guten Römer gerettet werdet. Seine Besitzthümer fallen uns zu, und werden uns bey unsern Unternehmungen sehr behülflich seyn."

Durch diese Rede, welche die Gerechtigkeit und den Eigennutz absichtlich vermischte, besänftigte Kola die Römer, die ohnedieß dem Plebejer, der sich aus ihrer Mitte zur Gewalt und Berühmtheit empor geschwungen hatte, viel lieber anhingen, als einem, immer verdächtigen Ritter. Auch bezeigte Kola eine, dem Volke gefällige Nachgiebigkeit gegen das Verlangen des päpstlichen Legaten, als dieser, nach Moreale's Tode Arimbaldo's Freyheit verlangte. Dieser wurde frey gelassen, aber sein Bruder, Brittone, blieb in harten Fesseln.

Kola bezahlte nun aus Moreale's Vermögen, dessen er sich größten Theils bemächtiget hatte, den Sold der Truppen regelmäßig.

Wie er dadurch die Gunst des Volks und der Soldaten wieder gewann, so zog er sich auch immer mehr die aufmerksame und strenge Beobachtung und die Mißgunst des Adels zu. Dieser sah ihn mit desto größerer Erbitterung als einen Verräther an, der die Treue gegen seinen Freund gebrochen habe, je mehr er zuvor die parteygängerische Anhänglichkeit des Ritters Moreale an dem Tribun mißbilligen mußte.

Diese Mißgunst des Adels, die Kola, so sehr sie auch versteckt gehalten wurde, leicht wahrnehmen oder errathen konnte, suchte er unschädlich zu machen, indem er, sobald der Sold wieder pünctlich bezahlet wurde verkünden ließ, daß er jeden Soldaten, welcher ziehen wollte, gerne entlassen, und jeden, der bleiben würde, freudig behalten wollte. Dieses Benehmen verminderte nicht, sondern vermehrte vielmehr die Zahl seiner Truppen. Über dieses hatten Moreale's Brüder, seit ihrer Einkerkerung den Befehl verloren, und Kola bestellte nun Herrn Liccardo zum Anführer, einen durch militärische Einsicht und Klugheit ausgezeichneten und berühmten Mann.

Ohne Unterlaß war dieser thätig, immer bekriegte er die Colonna's, nie hörte er auf gegen sie Entwürfe zu machen, er verfolgte sie überall und nirgends ließ er sie zu Athem kommen. Des Krieges erfahren, aller Gegenden kundig, alle Umstände benutzend, führte er die Sache der Römer gegen die Colonna's mit einem glücklichen Erfolge.

Seit Kola diesen ausgezeichneten und glücklichen Heerführer ernannt hatte, blieb er in Rom und auf dem Capitole zurück, und was er in Augenblicken der Noth und der Gefahr that, das gewann ihm die Gemüther der Römer. Als er nähmlich zum zweyten Mahle die Herrschaft über Rom in seine Hände bekommen hatte, kehrte er auch sogleich zu seiner vorigen Handelsweise zurück. Während seiner Tribunatsregierung schien ihm der Besitz des äußern Gepränges werther zu seyn, als das Gefühl der, wenn auch nicht sichtbar gemachten und mit Eitelkeit verkündeten Macht; das Zeichen schien ihm immer so viel oder mehr zu

seyn, als der Gehalt, und seine Politik scheiterte an seinen unbeherrschten Neigungen.

So bald er zum Senator Roms von dem päpstlichen Legaten erkläret worden war, suchte er durch Aufwand, Kleiderprunk, zahlreiche Dienerschaft und anderes Gepränge zu glänzen. Aus Eitelkeit sowohl, als aus Schwelgerey überließ er sich dieser prunkenden Art. Er aß ausgesuchte Leckereyen und trank die seltensten Weine, er fing an, in dieser Schwelgerey keine Zeitordnung mehr zu beobachten. Überall politisch und beflissen, die Neigung durch eine vorgegebene, überdachte Absicht zu rechtfertigen, sagte er, daß es ihm nöthig sey, sich durch Speisen und Getränke zu pflegen, da ihn die lange Gefangenschaft abgezehret habe. Auch wurde er dick und fett.

Je schlimmer der Eindruck war, den diese Lebensweise auf die Römer machen mußte, desto mehr überraschte es sie, als er, auf nichts bedacht, als wie Geld zu dem Kriege gegen die Colonna's aufzubringen sey, sich einschränkte, mäßig lebte, alles Geld, das er erübrigen konnte, zur Bezahlung des Soldes verwendete und auf nichts sann, als wie er den Krieg gegen die Colonna's auf eine nachdrückliche Art führen könne. Wäre er fähig gewesen, sich immer so, als in diesem gefährlichen Zeitpuncte zu benehmen, und nicht die Hoheit in ihren Zeichen und in äußerlichem Gepränge zu suchen, auch den Genuß einer eitlen und verschwenderischen Sinnlichkeit zu verschmähen: so würde er immer für sein Glück und für sein Ansehen eben so, wie in diesen Augenblicken gesorget haben.

Da das Volk allzeit nur nach dem letztern Eindrucke denkt und handelt, und da, je nachdem dieser zur Liebe oder zum Hasse hinlenkt, auch die ältern Erinnerungen ausschließend erweckt werden; so war Kola's Bezeigen in diesem Zeitpuncte gerade so geeignet, daß es ihm die Zuneigung des Volks verschaffen mußte. Denn als er nun mit unverwandter Aufmerksamkeit auf die öffentlichen Angelegenheiten auf dem Capitole lebte, für Alles sorgte, seine Blicke überall hinwandte, allen Befehlshabern geboth, was sie thun sollten, überall die Art und Weise vorschrieb, wie jedes einzelne Unternehmen ausgeführet, wie die Einfälle der Feinde verhüthet, die Wege abgeschnitten, der Untergang der Feinde und der Vortheil der Römer befördert werden könnte und sollte, zeigte er sich auf einer Seite, die — so wie sie den bessern Theil seines Wesens und Thuns heraushob — ihm auch die Gunst der Römer verschaffte und zu sichern schien.

Liccardo, der Anführer der Römer, hatte sich ihre Liebe und ihren Gehorsam erworben. Immer bedacht, den Colonna's Abbruch zu thun und Präneste einzuschränken glückte ihm Alles, was er unternahm, und was er that, wurde auch dem Senator zugerechnet, durch dessen glückliche Wahl er ja zum Heerführer bestellt worden war.

Dennoch wurde diese günstige Stimmung der Gemüther dem Senator zum Verderben.

Die Bedürfnisse des Heers und des Staates aufzubringen, dieß war und blieb seine immer wiederkehrende, manchmahl nur auf kurze Zeit gestillte Sorge. Auch jetzt zeigte sie sich wieder, und er fiel darauf, ihr durch neue Auflagen abzuhelfen. Unter dem gefälligen Nahmen einer Subsidie, der den freyen Willen ehrte und den Zwang verbarg, wurden diese neuen Auflagen auf Wein und auf andere Sachen gemachet. Die Römer duldeten sie anfangs, denn sie glaubten wirklich, Roms Heil beruhe darauf. Nun erhöhete Kola auch die Salzabgabe, und auch dieses ließen sich die Römer gerne gefallen, da er seinen und seiner Familie Aufwand fortwährend einschränkte.

Indeß fing er immer mehr und immer deutlicher an, dem Volke zu mißtrauen und seine ganze Sorge seinen Soldaten zu widmen, auch auf nichts bedacht zu seyn, als wie er sie immer mehr in sein Interesse ziehen könnte.

(Der Beschluß folgt.)

Der jetzige Zustand Arabiens *).

Hadgi Mohammed Ibrahim ist ein Pilger, der Mahomets Grab besuchte. Hier, was er von den Wahabis sagt.

Wuhabee Sheikh Abdool Wuab-bin Ferooz, Bewohner von Luhsee, ein Mann von ausgebreiteter Gelehrsamkeit, hatte einen Sohn Moohhummud Abdool Wahab, der sich ebenfalls durch Talent und Kenntniß auszeichnete. Letzterer hielt sich drey Jahre zu Bassora auf, wo er alle Wissenschaften gründlich studierte, Theologie, Logik, Rechtsgelehrsamkeit, Rhetorik, Sprachen, und die Einheit Gottes. Als er in seine Heimath zurückkehrte, fand er seinen Vater blind. Dieser schien sehr betrübt über die Wiederkehr seines Sohnes, und sagte zu seinen Freunden, die ihm ihr Erstaunen über seinen Kummer bezeugten: „Ach, mein Sohn ist ein fürchterlicher Dämon. Seine Sünden werden's darthun. Er wird die Ursache eines großen Schisma im geoffenbarten Glauben, und bedeutender bürgerlicher Unruhen seyn!"

Nach dem Tode seines Vaters begab sich Abdool Wahab in die Stadt Duria. Er verband sich mit seinem Vetter Azenz, dem Vater Savods, bewies ihm die Falschheit seines Glaubens, und lud ihn ein, bey der Bekehrung der Wüstenbewohner ihm behülflich zu seyn. Ihre Meinungen wurden durch Gewaltthätigkeiten ohne Beyspiel verbreitet. List, Unterdrückung, Raub, waren die Mittel. Wuhabs drey Söhne hießen Abdoolla, Hossaine und Ghuseer. Des Letztern Sohn lebt noch in Zubad, nahe bey Bassora, aber ohne den Grundsätzen seines Vaters und Vetters zu huldigen.

Die Pilger, die aus Syrien, Ägypten und der Türkey kamen, um die heiligen Städte zu besuchen, führten bedeutende Summen mit sich. Als sie nach Mecca wollten, forderten die Wahabis ihr Geld, dann ihre Waffen, und sandten die Wallfahrter unverrichteter Dinge zurück. So wurden gegen Zehntausend mit ihren Waaren zurückgewiesen; Einige, die weiter vordringen wollten, traf Gefangenschaft und Enthauptung.

In diesem Jahr erschienen die Wahabis sehr verstärkt. Niemand wurde der Zutritt zum Mausoleum des Propheten, zur Beobachtung des Zerarut, einer besondern Ceremonie, gestattet. Nicht Einem gelangs, diese Feyerlichkeit zu vollbringen. Ich selbst wagte es nicht, meine Absicht kund zu thun. Ich schützte meine Neugier, das Land zu sehen, vor.

Die heilige Stadt ist mit Mauern umgeben, und stark mit Artillerie besetzt. In Medina steht auch ein kleines, von Savod erbautes Schloß. Während ich dort war, zerstörten die Wahabis das Grabmahl Fatime's, (Möge der Segen des Himmels auf Ihr ruhen!) und die übrigen Gräber. Sie nahmen die Perlen und Diamanten heraus, so wie die kostbaren Zierathen im

*) Aus dem Berichte Mohammed Ibrahim's, der unlängst von einer Reise nach Mecca zurückkam, gezogen.

Cenotaph des Propheten. Dann zogen sie nach Duria. Zuvor hatten sie den Völkern von Medina und den Arabern verbothen, mit den Völkern von Syrien, der Türkey, Ägypten und Indostan, diesen Ungläubigen, Gemeinschaft zu pflegen, und auf Gehorsam oder Übertretung Belohnung oder Strafen gesetzt.

Aus Persien kamen etwa dreytausend Pilger. Die Wahabis zogen als Tribut einen Lak und 50000 Dollars für die Erlaubniß, ihre Andachtsreise zu vollenden, ohne jedoch durch Bagdad zurückzukehren, sondern unter dem Zwange, den Weg über Duria zu nehmen. Kurz, die Tyranney der Wahabis in Arabien ist gränzenlos und unbeschreiblich.

Einige Wahabis gaben mir zu erkennen, daß sie Indien bedrohen. Möge der Gott des Himmels ihre Anschläge vernichten!

Alle Bewohner Arabiens sind den Engländern zugethan. Savod, ihr jetziges Haupt, gab überall, Hodieda mit einbegriffen, gemessene Befehle, die Engländer nirgends in ihrem Handel zu beschränken.

Die Imans von Senna stehen seit drey Jahrhunderten mit den Christen, besonders mit Engländern Franzosen, Holländern und Portugiesen, in gutem Verständnisse. Sie haben von Savod nichts zu befürchten; er behandelt alle Nationen auf gleichen Fuß; doch setzt er einen Werth darauf, der thätigern Engländer Freund zu seyn.

Der Sherif Ghalill, Gouverneur von Mecca, ist ein sehr vorzüglicher Mann, aber Geld seine Religion. Er schätzt Muth und kriegerischen Ruhm. Er hängt treu den Engländern an.

Der Sheriff Muhmood, Gouverneur von Ohelo, gewann die Obmacht über viele Theile Arabiens, und ein Heer sichert seine Ruhe. Sein Hauptplan ist, Moka und alles Land, was von Senna abhängig ist, in seine Gewalt zu bringen, und dann selbst den Engländern nach Willkühr großere Imposte auf ihre Waaren zu legen. Schon hat er einiger Senna'schen Posten sich bemächtigt.

Kamran ist eine Insel, wo schon vor 300 Jahren die Türken ein Schloß zu bauen anfingen. Sie verließen's aber bald, und so blieb's eine lange Reihe von Jahren unbewohnt, unbefestigt. Vor drey Jahren aber ließ Syed Moohummd Akil sich diese Insel vom Sherif Muhmood abtreten, hub an, sie in Vertheidigungsstand zu setzen, und sammelte daselbst Vorräthe aller Art. Kaum vernahm es Sherif Ghalill, als er Savod, den Anführer der Wahabis, auf die gefährlichen Folgen dieser Ansiedelung aufmerksam machte. Savod schrieb unmittelbar an Muhmood, und schickte Truppen ab, um die Festungswerke von Kamran zu rasiren. Moohummd Akil floh nach Aden, und von hier nach Muscat.

Jetzt aber herrscht ein heimlicher Groll zwischen dem Sherif Muhmood, und dem Könige von Noozal, Aboo Nortu. Dieser möchte sich Kamrans gern bemächtigen, aber Muhmood rüstet sich, bessert die alten Festungswerke wieder aus, erbauet neue, und schafft Munition herbey.

Hossain Bin Nassir Ursas, Herr des Landes Urduber-Tuzeel, ist ein sehr gerechter Mann. Er zählt 151 Jahre, und hat noch den vollen Gebrauch aller Sinne und Glieder. Die Beweise seiner Freygebigkeit und Billigkeit sind zahllos. Seine Familie besitzt dieß Land seit 3 — 400 Jahren. Wenn er ausgeht, ist er zu Fuß und seine Söhne zu Pferd.

Am Ufer von Africa liegt die Stadt Barbera, dem Cap des Nahmens gegenüber. Fluß und Hafen sind ein sichrer Ankerplatz. Die Tiefe wechselt von vier bis zu fünfzehen Mannshöhen. Große und kleine Schiffe versammeln sich hier in beträchtlicher Zahl. Die Bewohner sind vom Stamme Soomals. Ihre Häuser sind von Schilf. Der Handel der Stadt ist ansehnlich. Man führt hier, sogar vom Golf Kutch her, Tuch ein, und von Muscat, Moka, Makulla und Juda Datteln, Reis, Cotton, Tuch, Zinn, Taback, Kupfer, Weihrauch, Myrrhen, Kaffeh, Gummi und Elephantenzähne. Ein Theil der Waaren kommt von Hurcur nach Barbera auf Kameehlen. Beyde Plätze liegen 15 Tagreisen auseinander. Der Kaffeh von Hurcur ist weit besser, als jener von Moka. Das Wasser von Barbera ist salzig; aber man erhält sehr gutes aus den Kanälen. Man vernimmt den Fall einer Kaskade auf anderthalb Meilen weit. Der röthliche Boden ist trefflich, und besonders ergiebig für Gärtnerey. Der Ackerbau wird ganz vernachlässigt. Alle Früchte liefert Hurcur.

Man verläßt Barbera, wenn die heißen Winde wehen, weil es in den Schilfhäusern nicht auszuhalten ist. Man sollte Häuser von Stein bauen, und das geschieht nicht. Das Volk ist sehr unwissend, aber mächtig und gefürchtet. Die Bewohner sind stark, gute Reiter, gute Bogenschützen, und wissen auch mit Schießgewehr gut umzugehen. Wäre ihre Reiterey beysammen, sie müßte sich auf dreymahl hunderttausend Mann belaufen, und ihr Fußvolk beträgt das Doppelte. Die Herrschaft kommt nicht Einem, sondern Mehrern zu, die sich öfters bekriegen; wenn übrigens ein fremder Feind ihr Vaterland angreift, so vereinen sie sich alle zu seinem Verderben.

Ich konnte keine genaue Nachricht über Tumbokko und Casna erhalten; aber ein Abyssinischer Kaufmann sagte mir, daß dort unlängst ein Engländer ermordet worden sey.

In Senna wüthet gegenwärtig Hungersnoth. Täglich fallen der Opfer viele. Drey Tagreisen weiter ist das Korn weniger theuer; allein der Krieg mit den Wahabis verhindert alle Zufuhr. In Feindschaft mit Senna stehen Do-Hoossain und Haseb, welche den Nahmen der Wahabis nur zu führen scheinen, um feindlich handeln zu können. Auch der Beherrscher von Kockban lebt im Unfrieden mit dem Sherif von Senna, dessen Residenz nur zwey Tagreisen von dem Aufenthalte des andern entfernt ist. Die Festung des Letztern ist auf gewisse Art unangreifbar, denn sie liegt auf einem hohen Gebirge, zu welchem nur ein gerader Weg hinaufführt. Der Beherrscher von Kockban hat den Ruf eines mächtigen, weisen, gerechten und gläubigen Mannes. Sein Land ist gut organisirt, und wiewohl klein, reich an Geld und Macht. Er liebt seine Unterthanen, behandelt sie gütevoll, ja väterlich, und heißt Syed Sumfoodon. Seine Unterthanen hassen das Volk von Senna, und dringen auf Krieg, der wahrscheinlich bald ausbrechen wird. Die Communication mit Suez und Ägypten ist ganz unterbrochen. Auch ist ewiger Krieg zwischen dem Gouverneur von Mocca und dem Sherif Muhmood.

Wien, gedruckt bey [A]nton Strauß.


Stanford University Libraries
3 6105 014 724 947

